

Jules Verne

Die Leiden eines Chinesen in China

1. KAPITEL

WORIN DER CHARAKTER UND DIE NATIONALITÄT DER HANDELNDEN PERSONEN NACH UND NACH ZUTAGE TRETEN

»Man muß doch zugeben, daß das Leben seine guten Seiten hat!« rief der eine Teilnehmer einer Tafelrunde aus, der sich mit dem Arm gegen die Marmorlehne seines Sessels stützte und seelenvergnügt eine überzuckerte Wasserlilienwurzel verzehrte.

»Aber auch seine schlechten!« bemerkte ein anderer, unterbrochen von Hustenanfällen, da ihn die Spitze einer delikaten Haifischflosse zu ersticken drohte.

»Werdet nur endlich Philosophen!« mischte sich da eine ältere Person ein, auf deren Nase eine ungeheure Brille mit runden, in Holz gefaßten Gläsern ruhte. »Heute denkt man zu ersticken und morgen geht alles so glatt ab, wie ein Schluck von diesem Nektar durch die Gurgel rinnt! Das ist das Bild des Menschenlebens!«

Mit diesen Worten leerte der sich in alles schicken-
de Epikureer ein Glas des herrlichen erwärmten Weins,
dessen leichte Dampfwölkchen aus einem blitzenden,
metallenen Teekessel aufwirbelten.

»Was mich betrifft«, ließ sich ein vierter Tischge-
nosse vernehmen, »so erscheint mir unser Erdenwal-
len nur dann beachtenswert, wenn man nichts tut und
auch die Mittel besitzt, der süßen Muße zu frönen!«

»Falsch! Grundfalsch!« warf da der Fünfte ein. »Das
wahre Glück gewährt nur die Arbeit. Wer die größte
Summe von Kenntnissen erwirbt, der ist damit auf dem
Weg, wirklich glücklich zu sein . . . «

»Und zu lernen, daß er, bei Licht besehen, doch
nichts weiß.«

»Ist das nicht der Weisheit Anfang?«

»Gewiß, doch wo ist deren Ende?«

»Die Weisheit hat kein Ende!« erwiderte der Mann
mit der Brille philosophisch. »Gesunden Menschenver-
stand zu besitzen, bleibt doch die höchste Befriedi-
gung!«

Nun wandte sich der erste Tafelgast direkt an den
Amphitryo, der das obere Ende des Tisches, das heißt
den untergeordnetsten Platz einnahm, wie es die lan-
desüblichen Gesetze der Höflichkeit erheischten. Teil-
nahmslos und etwas zerstreut hörte dieser, ohne ein
Wort dazu zu sagen, obigem Meinungs-austausch *inter
pocula* zu.

»Was denkt wohl unser liebenswürdiger Gastgeber über diese Auseinandersetzungen bei vollem Glas? Hält er das Menschenleben heutzutage für gut oder schlecht? Ist er dessen Freund oder Feind?«

»Pah!« antwortete der Angeredete.

Das ist so recht eigentlich das beliebteste Wort aller gleichgültigen Seelen. Es sagt sowohl alles als gar nichts. Es gehört allen Sprachen an und sollte sich in jedem Wörterbuch der Erdkugel finden. Es ist etwa das »artikulierte Mundaufun«.

Die fünf Gäste, die jener Gelangweilte bewirtete, stürmten jetzt aber, jeder für seine Ansicht, mit Argumenten aller Art auf ihn ein. Man wollte mit aller Gewalt seine Meinung hören. Anfänglich verweigerte er jede Antwort und sagte zuletzt nur, daß das Leben im Grunde weder gut noch schlecht zu nennen sei. Seiner Meinung nach wäre es eine ziemlich zwecklose, im Ganzen genommen etwas unerquickliche »Erfindung«.

»Nun, da habt Ihr ganz unseren alten Freund!«

»Wie kann er nur so sprechen, da noch nicht die Falte eines Rosenblatts seine Ruhe gestört hat?«

»Und wo er noch so jung ist!«

»Jung und kerngesund!«

»Gesund und reich!«

»Sehr reich!«

»Mehr als reich!«

»Vielleicht nur zu reich!«

Diese Ausrufe kreuzten sich wie die Raketen eines Feuerwerks, ohne auf dem unerregbaren Gesicht des Amphitryon auch nur ein leises Lächeln hervorzurufen. Er begnügte sich, mit den Achseln zu zucken, wie ein Mensch, der noch niemals, nicht einmal eine kurze Stunde lang, im Buch seines Lebens geblättert, ja, der noch nicht einmal dessen erste Bogen aufgeschnitten hat.

Und doch zählte dieses Muster von Indifferentismus erst 31 Sommer, erfreute sich der besten Gesundheit, besaß ein großes Vermögen, einen nicht ungebildeten Geist und natürliche Anlagen, die ihn weit über den Mittelschlag der Menschheit erhoben – mit einem Wort, er hatte alles, was so manchem andern fehlt, um der Glücklichste unter der Sonne zu sein. Warum war er das nicht?

Warum?

Da ließ sich die ernste Stimme des Philosophen vernehmen, der gemessen sprach wie der Führer des altgriechischen Chores.

»Wenn Du hinieden nicht glücklich bist, mein Freund«, sagte er, »dann kommt das nur daher, daß dein Glück stets ein rein negatives war. Mit dem Glück verhält sich's wie mit der Gesundheit. Um sie zu genießen, muß man sie einmal entbehrt haben. Du bist niemals krank . . . oder richtiger, niemals unglücklich gewesen! Das ist's, was deinem Leben fehlt. Wer vermag wohl

das Glück zu schätzen, wenn ihn nicht, auch nur einen Augenblick lang, das Unglück beugte?«

Mit diesen salbungsvollen Worten erhob der Philosoph sein Glas voll des feinsten Champagners.

»Ich wünsche der Sonne unseres Wirtes ein klein wenig Schatten«, rief er, »seinem Leben nur einmal das Gefühl des Schmerzes!«

Hierauf leerte er den Becher in einem Zug.

Der Amphitryo machte eine leise Handbewegung und versank wieder in seine gewohnte Apathie.

Und wo fand dieses Gespräch wohl statt? Etwa in einem europäischen Speisesaal von Wien, Paris, Petersburg oder London? Unterhielten sich die sechs Tischgenossen wohl im Salon eines Restaurants der Neuen oder der Alten Welt? Wer waren die Leute, die, ohne viel getrunken zu haben, derartige Fragen bei einem reichlichen Mahl verhandelten?

Auf jeden Fall keine Franzosen, denn sie sprachen nicht von Politik.

Die sechs Tafelfreunde saßen am Tisch eines mittelgroßen, verschwenderisch ausgestatteten Salons. Durch die blauen und orangefarbenen Scheiben leuchteten eben die Strahlen der untergehenden Sonne. Draußen am Fenstergebälk schaukelten Girlanden von natürlichen und künstlichen Blumen im sanften Hauch des Abendwinds, und einige bunte farbige Laternen mischten ihren milden Schein mit dem ersterbenden

Schimmer des Tages. Über den Fensteröffnungen wanden sich reizende Arabesken hin, da und dort unterbrochen von herrlichen Bildhauereien verschiedener Art, die himmlische und irdische Schönheiten, Tiere und Pflanzen einer phantastischen Fauna und Flora darstellten.

An den Wänden des mit Seidentapeten geschmückten Salons glänzten Spiegel mit Spiegelglasrahmen. Eine an der Decke angebrachte »Punka« milderte die umgebende Temperatur durch die Bewegung ihrer Perkalinflügel.

Die Tafel selbst bildete ein großes schwarz lackiertes Viereck. Kein Tischtuch verhüllte dessen Fläche, welche das reiche Silber- und Porzellangeschirr gleich der reinsten Kristallscheibe widerspiegelte. An Stelle der Servietten hatte jeder Tischgast eine gewisse Anzahl feiner Papierbogen, jeden mit passendem Sinnspruch, neben sich liegen. Rund um die Tafel standen Sessel mit marmornen Rückenlehnen, die unter jenen Breitengraden offenbar vor den Seidenpolstern unserer modernen Hausgeräte den Vorzug verdienten.

Die Bedienung besorgten recht hübsche junge Mädchen mit Lilienblüten und Chrysanthemen in den schwarzen Flechten und mit kokett um die Arme geschlungenen Spangen aus Gold oder Nephrit. Heiter lächelnd, brachten sie die Gerichte oder entfernten das Geschirr stets nur mit einer Hand, während sie mit der anderen graziös einen breiten Fächer schwangen, der

die Luftströmungen von der Punka der Zimmerdecke lebhafter in Bewegung setzte.

Die Tafel selbst ließ nichts zu wünschen übrig. Man konnte wohl kaum köstlichere Gerichte erdenken, als sie die berühmte Küche hier lieferte. Der Herr des Hauses hatte sich, im Bewußtsein, es hier mit Kennern zu tun zu haben, bei der Bereitung der 150 Gänge dieser Mahlzeit fast selbst übertroffen.

Die Einleitung bildeten kleine Zuckerkuchen, Kaviar, gebackene Heuschrecken, getrocknete Früchte und Ning-Po-Austern. Dann folgten in kurzen Abständen Setzeier von Enten, Tauben und Kibitzen, Schwalbennester mit Rührei, Frikassee von »Gingseng«, Kiemen vom Stör mit Kompott, Walfischnerven mit Zuckersauce, Flußsalant, gelbe Krabben in Ragout, Sperlingskröpfe und Lämmeraugen mit Knoblauch, Rübchen mit der Milch von Aprikosenkernen, Seegurken, Bambuschößlinge mit Sauce, gezuckerter Salat von jungen Radieschen usw. Ananas aus Singapur, Erdnußbaummandeln; saftige Mango- und Long-yen-Früchte mit zartem, weißem Fleisch, Litschi mit gelblicher Pulpa, Wasserkastanien, eingemachte Orangen aus Kanton und dergleichen bildeten die Endgerichte dieser schon drei Stunden dauernden Mahlzeit, bei der in reichlicher Menge Bier, Champagner und Chao-Chigne-Wein getrunken wurde, während der unvermeidliche Reis, den die Tischgäste mit Hilfe kleiner Elfenbeinstäbchen

verzehrten, das Dessert des sachkundig angeordneten Speisezettels bildete.

Endlich brachten die jungen Dienerinnen mit lauem Wasser getränkte Servietten herbei, mit denen jeder Tafelgenosse sich unter großer Befriedigung das Gesicht abwischte.

Immerhin trat jetzt nur eine Art Zwischenakt der Mahlzeit ein, ein Stündchen des *dolce far niente*, das durch musikalische Vorträge verkürzt wurde.

Im Salon sammelte sich nun eine Truppe Sängerinnen und Instrumentalisten. Die jungen, sehr hübschen Tänzerinnen bewahrten eine höchst bescheidene und dezente Haltung. Aber die Musik und die Vortragsweise! Da gab es ein Miauen und Glucken ohne Takt und Zusammenklang und Töne, die bis zur letzten Grenze der menschlichen Gehörfähigkeit hinaufgingen. Die Instrumente, darunter Violinen, deren Saiten sich mit den Roßhaaren der Bögen verwickelten, mit Schlangenhaut an Stelle des Resonanzbodens überzogene Gitarren, schreiende Klarinetten, Harmonikas in Gestalt kleiner tragbarer Orgeln waren der Sänger und Sängerinnen ganz würdig, die sie mit dem Aufgebot aller Stimmittel begleiteten.

Der Dirigent dieses Karnevalorchesters hatte beim Eintritt das Verzeichnis seines Repertoires verteilt. Auf ein Zeichen des Amphitryon, der ihm die Auswahl selbst überließ, spielten die Musiker das »Bouquet der

zehn Blumen«, ein Stück, das damals sehr im Schwange und bei der feinen Welt sehr beliebt war.

Darauf zog sich die reichlich bezahlte Sänger- und Tänzergesellschaft unter lebhaften Bravorufen zurück, deren sie auch in den übrigen Salons noch genug ertete.

Die sechs Tischgenossen verließen nun, ohne weitere Zeremonien oder Redensarten, die Tafel, doch nur, um an einer anderen Platz zu nehmen.

An dieser zweiten stand für jeden eine kleine bedeckte, mit der Abbildung des wie gewöhnlich auf dem hergebrachten Floß stehenden Bodhidharama (ein berühmter Buddhisten-Priester) geschmückte Tasse bereit. Dazu wurde eine gewisse Menge Tee geliefert, die jeder selbst in das kochende Wasser der Tasse warf, und ohne Zucker fast sofort genoß.

Das war aber ein Tee! Hier brauchte man nicht zu fürchten, daß die Firma Gibb-Gibb & Co., die ihn geliefert, ihn durch Zumischung fremdartiger Blätter verfälscht habe, noch daß er schon einmal abgebrüht worden und nur noch zum Reinigen der Teppiche geeignet war, oder daß ihn ein gewissenloser Fälscher mittels Kurkuma gelb oder mittels Berlinerblau grün gefärbt habe. Nein, das war echter Kaisertee in tadelloser Reinheit! Das waren die köstlichen, der Teeblume selbst ähnlichen Blätter der ersten Ernte im März, die

man nur selten benützt, weil die Pflanze dadurch eingeht, die Blätter, die nur Kinder mit Handschuhen zu pflücken berechtigt sind.

Ein Europäer würde nicht genug Lobsprüche über dieses Getränk zu verschwenden wissen, das unsere sechs Freunde – bewährte Kenner, die dabei kein Wort verloren – in kleinen Zügen schlürften.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie die Vorzüge dieses herrlichen Aufgusses nicht zu würdigen gewußt hätten. Als Leute aus guter Gesellschaft, reich bekleidet mit der »Han-chaol«, einer Art leichtem Vorhemd, dem »Makual«, einem kurzen Rock, der »Haol«, einem längeren, an der Seite zugeknöpften Unterkleid; an den Füßen gelbe Stiefelchen mit durchbrochenen Schäften tragend, dazu seidene, in der Taille mit einer troddelgeschmückten Schärpe gehaltene Beinkleider, waren die Männer ja auch in dem Land geboren, wo der Teestrauch jährlich seine Ernte wohlriechender Blätter liefert. Sie hatten jene Mahlzeit, in der Schwalbennester, Seegurken, Walfischnerven und Haifischflossen figurierten, verzehrt, wie sie es der Vorzüglichkeit ihrer Zubereitung wegen verdiente; der Speisezettel aber, der jeden Fremden in Verwunderung gesetzt hätte, enthielt für sie nichts Außergewöhnliches.

Woran von ihnen aber keiner gedacht hätte, das war die Mitteilung, die der Gastgeber seinen Freunden noch machen sollte, als sie eben die Tafel verlassen

wollten. Jetzt erst erfuhren jene, weshalb die heutige Einladung erfolgt war.

Noch standen die Tassen halb gefüllt. Da, als der Gleichgültige die seine zum letzten Mal leerte, begann er, die Arme auf den Tisch gestützt und mit den Augen ziellos umherblickend, wie folgt:

»Meine Freunde! Nun hört mich einmal ohne Lachen an. Der Würfel ist gefallen. Ich gedenke in mein Leben ein neues Element einzuführen, das vielleicht dessen Monotonie zu verscheuchen vermag! Ob es zum Glück oder Unglück führen wird, kann nur die Zukunft lehren. Der Schmaus, zu dem ich euch heute bat, soll das Abschiedsfest meines – Junggesellenlebens sein. In 14 Tagen werde ich verheiratet und . . . «

»Und der Glückichste unter der Sonne sein!« fiel der Optimist ein. »Paß auf, alle Vorzeichen sind dir günstig!«

Wirklich warfen eben die Lampen knisternd einen fahlen Schein, die Elstern schaukelten sich auf den Blumengirlanden der Fenster und waagrecht schwammen die kleinen Teeblätter in den Tassen. Lauter günstige und für untrüglich angesehene Vorbedeutungen.

Alle beeilten sich denn auch, ihren Wirt zu beglückwünschen, der diese Gratulationen indes sehr kühl aufnahm. Da er die Person, die die Rolle des »neuen Elements« zu spielen bestimmt war, aber nicht selbst nannte, beging auch niemand die Indiskretion, ihn danach zu fragen.

Der Philosoph allein hatte bei den eifrigen Beglückwünschungen geschwiegen. Mit gekreuzten Armen und halbgeschlossenen Augen saß er da, während ein ironisches Lächeln seine Lippen umspielte, so als ob er weder mit den Darbringern noch mit dem Empfänger jener Gratulationen vollkommen einverstanden wäre.

Da stand der Letztere selbst auf, legte die Hand auf seine Schulter und fragte mit weniger ruhiger Stimme, als man sonst bei ihm gewöhnt war:

»Bin ich etwa schon zu alt, um zu heiraten?«

»Nein.«

»Vielleicht zu jung?«

»Noch weniger.«

»Meinst du, daß ich Unrecht tue?«

»Vielleicht!«

»Die, welche ich gewählt und die du übrigens kennst, besitzt alle Eigenschaften, um mich glücklich zu machen.«

»Das weiß ich.«

»Nun und . . . «

»Du hast nicht alle Eigenschaften, um es zu werden. Sich im Leben allein zu langweilen, ist schlimm! Zu Zweien – das ist noch schlimmer!«

»Ich werde also niemals glücklich sein?«

»Nein, wenigstens wenn du das Unglück nicht kennenlernst.«

»Das Unglück kann mich nicht treffen!«

»Desto schlimmer, so bist du unheilbar!«

»O, über diese Philosophen!« rief der jüngste der Freunde. »Man darf gar nicht auf sie hören. Das sind Theoriemaschinen. Sie fabrizieren dergleichen von jeder Sorte! Es ist nicht der Mühe wert, darauf Gewicht zu legen. Verheirate dich, bester Freund, nimm dir eine Frau! Ich würd' es dir nachtun, hätte ich nicht gelobt, unvermählt zu bleiben. Tritt in die Ehe, und mögen, wie unsere Dichter sagen, die beiden Phönixe⁰ dir immer in traurem Bund erscheinen. Ich trinke auf das Wohl unseres Wirtes, meine Freunde!«

»Und ich«, erwiderte der Philosoph, auf das demnächstige Eingreifen einer barmherzigen Schutzgöttin, die unsern Freund, um ihn glücklich zu machen, einmal die Schale des Unglücks kosten läßt!«

Nach diesem bizarren Trinkspruch erhoben sich die Tafelgenossen und berührten einander mit vorgestreckten Fäusten, etwa wie die Boxer vor dem Wettkampf; dann senkten sie die Hände langsam, erhoben sie, sich dazu verbeugend, wieder und nahmen voneinander Abschied.

Aus der Beschreibung des Saals, in dem obige Mahlzeit abgehalten wurde, aus dem eigenartigen Speisezettel der letzteren, aus der Kleidung der Tischgäste und der Art ihrer Ausdrucksweise, vielleicht auch

⁰»Die beiden Phönix« sind das Sinnbild der Ehe im Reich der Mitte.

aus der Eigentümlichkeit ihrer Theorien hat der Leser wahrscheinlich schon erraten, daß hier von Chinesen die Rede ist, doch nicht von solchen »Kindern des Himmels«, wie man sie wohl auf spanischen Wänden oder importiertem Porzellangeschirr abgebildet sieht, sondern von modernen Bewohnern des »Himmlischen Reichs«, die durch ihre Studien, ihre Reisen und häufigen Berührungen mit den Völkern des Abendlands schon halb und halb »europäisiert« waren.

Der reiche Kin-Fo hatte in Begleitung seines von ihm unzertrennlichen Hausgenossen, des Philosophen Wang, vier seiner vertrautesten Jugendfreunde, nämlich Pao-Shen, einen Mandarin 4. Klasse mit blauem Knopf, Yin-Pang, einen reichen Seidenhändler aus der Pharmazeuten-Straße in Kanton, Tim, den vollendeten Lebemann, und Hual, den Gelehrten, auf einem der bekannten Blumenschiffe des Perlenflusses bewirtet.

Es geschah das am 27. Tag des 4. Mondes, während der ersten der 5 Wachen, in die man die Stunden der chinesischen Zeit so poetisch einzuteilen pflegt.

2. KAPITEL

WORIN KIN-FO UND DER PHILOSOPH WANG DEM LESER ETWAS EINGEHENDER DARGESTELLT WERDEN

Wenn Kin-Fo seinen Freunden einen Abschiedschmaus in Kanton gegeben hatte, so kam das daher, daß er selbst einen Teil seiner Jugend in jener Hauptstadt der Provinz Kuang-Tong verlebte. Von den

zahlreichen Bekannten, an denen es einem reichen, freigebigen jungen Mann ja niemals fehlt, waren ihm jetzt nur noch die vier, auf das Blumenschiff eingeladenen Freunde übrig geblieben. Die übrigen, welche die Wechselfälle des Lebens in alle Richtungen verschlagen hatte, hätte er heute wohl vergeblich um sich zu vereinigen gesucht.

Kin-Fo wohnte zu der Zeit in Shanghai, und nur um seine tödliche Langeweile zu unterbrechen, begab er sich für einige Tage nach Kanton. Noch am selben Abend gedachte er jedoch den Dampfer zu benutzen, der die Hauptküstenpunkte jener Provinz anläuft, um ruhig nach seinem Yamen zurückzukehren.

Wenn Wang dabei Kin-Fo begleitete, so erklärt sich das dadurch, daß er seinem ehemaligen Schüler, den er auch jetzt noch täglich zu belehren suchte, eben niemals von der Seite wich. Dieser freilich schlug die guten Lehren meist in den Wind. Wieviele schöne Grundsätze und Sprüche der Weisheit gingen dabei verloren! Doch die »Theorienmaschine« – wie der Lebemann Ting sich äußerte – arbeitete unverdrossen weiter.

Kin-Fo war so im rechten Sinn des Wortes der Typus jener Chinesen des Nordens, deren Rasse einer vollständigen Umwandlung entgegengeht, während sie sich vor einer Vermischung mit den Tataren zu bewahren wußten. In den südlichen Provinzen, wo die höchsten wie die niedrigsten Klassen sich vielfach mit der Mantschu-Rasse kreuzten, trifft man kaum jemals auf

solche Erscheinungen. In Kin-Fos Adern rollte, weder von Seiten seines Vaters noch seiner Mutter, deren Familien sich seit der Zeit der Eroberung des Reichs sehr zurückgezogen hatten, auch nicht ein Tropfen tatarischen Bluts. Groß, wohlgebaut und von mehr weißer als gelber Hautfarbe, konnte er mit seinen geradlinigen Augenbrauen, den horizontalen oder doch nur unmerklich nach den Schläfen hin aufsteigenden Augen, der feingeschnittenen Nase und bei seinem keineswegs abgeplatteten Gesicht recht gut mit den schönsten Erscheinungen der abendländischen Völker in die Schranken treten.

Den Chinesen erkannte man in Kin-Fo wirklich nur an dem sorgsam rasierten Schädel, der Stirn und dem bartlosen Kinn, sowie an dem prächtigen Zopf, der vom Hinterkopf aus wie eine Schlange aus Bergwachs über den Rücken herabfiel. Sehr sorgfältig bezüglich seiner äußeren Erscheinung, trug er einen feinen, die Lippen halbkreisförmig überdachenden Schnurrbart und ein Bärtchen darunter, das dem Punkt unter einer Nase auffallend ähnlich sah. Seine Nägel waren über 1 Zentimeter lang, ein Beweis seiner Zugehörigkeit zu denjenigen Gesellschaftsklassen, die auch ohne zu arbeiten leben können. Vielleicht trug auch die Nonchalance seines Auftretens neben einer gewissen Hochmütigkeit seiner Haltung zu der vollendeten Erscheinung des »großen Herrn« bei, die sich in seiner ganzen Person ausprägte.

Übrigens rühmte sich Kin-Fo, in Peking geboren zu sein, worauf alle Chinesen ohne Unterschied sehr stolz sind. Er konnte jedem, der ihn fragte, mit ruhigem Selbstbewußtsein antworten: »Ich bin von hohem Stamm!«

Sein Vater Tchung-Heu wohnte nämlich zur Zeit der Geburt des Sohns in Peking, und dieser hatte sich erst seit 6 Jahren in Shanghai niedergelassen.

Dieser würdige, einer hervorragenden Familie aus dem Norden des Reichs entstammende Chinese besaß, wie die meisten seiner Landsleute, sehr entwickelte Anlagen zum Handel. Während der ersten Jahre seiner selbständigen Tätigkeit kaufte, verkaufte und exportierte er alle Erzeugnisse des dichtbevölkerten Landes, Papier aus Sevatow und Seidenwaren aus Su-Tcheu ebenso wie kandierte Zucker aus Formosa, Tee aus Hankow und Foochow, Eisen aus Hanon wie rotes und gelbes Kupfer aus der Provinz Yunanne. Sein Hauptgeschäft, sein »Hong«, befand sich in Shanghai, doch besaß er auch Filialen in Nan-King, Tien-Tsin, Macao und Hongkong. Sehr vertraut mit europäischen Zuständen, beförderten ihm die englischen Dampfer seine Warenballen und übermittelte ihm der elektrische Draht die Marktpreise der Seidenstoffe in Lyon und des Opiums in Kalkutta. Er befreundete sich schnell mit jedem Kulturfortschritt, wie mit dem Dampf und der Elektrizität, im Gegensatz zu den meisten Chinesen, die sich dagegen ablehnend verhalten unter dem Einfluß der

Mandarine und der Regierung, deren Ansehen dadurch mehr und mehr abnimmt.

Kurz, Tchung-Heu ging sowohl hinsichtlich des Binnenhandels im Reich selbst wie bei seinen Transaktionen mit den portugiesischen, deutschen, englischen, französischen und amerikanischen Geschäftshäusern in Shanghai, Macao und Hongkong so geschickt zu Werk, daß sich sein Vermögen zur Zeit der Geburt King-Fos schon auf 400.000 Dollar bezifferte.

Während der nächstfolgenden Jahre erreichte es die doppelte Höhe, dank einem neuen Geschäftszweig, dem »Kuli-Handel mit der Neuen Welt«.

Bekanntlich leidet China an Überbevölkerung trotz der ungeheuren Ausdehnung seines Gebiets, das man dichterisch das Himmlische Reich, das Reich der Mitte oder das Land der Blumen genannt hat.

Man schätzt die Zahl der Bewohner auf mehr als 300 Millionen, das heißt fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde. So wenig nun der ärmere Chinese auch ißt, so ißt er doch immer, und trotz der unzähligen Reisplantagen und der endlosen Hirse- und Kornfelder vermag ihn China nicht hinreichend zu ernähren. Daher stammt der Überfluß, der nur durch die Breschen zu entweichen sucht, die englische und französische Kanonen in die materiellen und moralischen Mauern des Himmlischen Reichs geschossen haben.

Eben dieser Überfluß fließt nach Nordamerika, hauptsächlich nach Kalifornien hin ab. Das geschieht aber

mit solcher Heftigkeit, daß der Kongreß sich gegenüber dieser Überschwemmung, die man abfällig als »gelbe Pest« bezeichnete, zu beschränkenden Maßnahmen entschließen mußte. Man gelangte nämlich zu der Überzeugung, daß 50 Millionen nach den Vereinigten Staaten ausgewanderte Chinesen ihr Vaterland nicht merklich schwächen konnten, während sich damit die Absorption der angelsächsischen Rasse zu Gunsten der mongolischen vollzogen haben würde.

Jedenfalls nahm die Auswanderung große Ausmaße an. Die von einer Handvoll Reis, einer Tasse Tee und einer Pfeife Tabak lebenden Kulis, die sich in jede Tätigkeit fanden, wußten sich am Salzsee, in Oregon und besonders in Kalifornien, wo sie die Arbeitslöhne bedeutend herabdrückten, sehr bald Geltung zu verschaffen.

Es bildeten sich Gesellschaften zum Zweck der Beförderung jener so wenig kostspieligen Emigranten. Fünf davon arbeiteten in fünf Provinzen des Himmlischen Reichs mit deren Anwerbung, eine sechste hatte ihren Sitz in San Francisco. Die ersteren beförderten die Ware, die letztere nahm sie in Empfang. Eine weitere Agentur, die des »Ting-Tong«, schaffte sie wieder zurück.

Letzteres verlangt eine Erklärung.

Die Chinesen sind wohl bereit, ihr Vaterland zu verlassen und bei den »Melikanern«, so nennen sie die

Bewohner der Vereinigten Staaten, ihr Glück zu versuchen, doch nur unter der einen Bedingung, daß ihre Leichen getreulich zurückbefördert werden, um in heimischer Erde eine Ruhestätte zu finden. Das ist eine der Hauptbedingungen ihrer Verträge, eine *conditio sine qua non*, zu der sich die Gesellschaften den Auswanderern gegenüber verpflichten müssen und der sie sich unter keinerlei Vorwand zu entziehen imstande sind.

Die Ting-Tong, früher die Totenagentur genannt, verfügt über ihre besonderen Fonds, und ihr fällt die Aufgabe zu, die Leichenschiffe zu heuern und zu befrachten, die mit voller Ladung nach Shanghai, Hongkong oder Tien-Tsin zurücksegeln. Dieses Geschäft bildet wiederum einen Handelszweig und eine neue Einnahmequelle.

Dem scharfblickenden und unternehmenden Tchung-Heu entging das natürlich nicht. Bei seinem 1866 eingetretenen Tod war er Vorsteher der Gesellschaft Kuang-Than, in der Provinz gleichen Namens, und Vizevorsitzender der Gesellschaft der Leichenkasse in San Francisco.

Damals erbte der nun vater- und mutterlose Kin-Fo ein Vermögen von über einer Dreiviertelmillion Dollar, angelegt in Aktien der Kalifornischen Zentralbank, die er sich sorgsam zu bewahren suchte.

Als er seinen Vater verlor, hätte der junge Erbe allein gestanden, wenn nicht Wang, der von ihm unzertrennliche Wang gewesen wäre, der ihm als Lehrer und Freund treu blieb.

Wer war denn dieser Wang eigentlich? Seit 17 Jahren schon wohnte er in dem Yamen von Shanghai. Er war der stete Genosse des Vaters gewesen, wie später der des Sohnes. Und woher kam er? Welche Vergangenheit lag hinter ihm? Das waren ebenso viele Fragen wie Rätsel, über die nur Tchung-Heu und Kin-Fo hätten Auskunft geben können.

Wenn sie das gewollt hätten – was übrigens sehr unwahrscheinlich war – so hätte man folgendes gehört:

Es weiß jedermann, daß China vor allen anderen das Reich ist, wo Revolutionen gleich viele Jahre lang fort dauern und Hunderttausende von Menschen in Bewegung setzen können. Im 17. Jahrhundert nun herrschte die berühmte, ihrem Ursprung nach chinesische Dynastie der Ming schon 300 Jahre lang über das Himmliche Reich, als ihr Haupt, der sich gegen die, seine Hauptstadt bedrängenden Rebellen zu schwach fühlte, im Jahr 1648 einen Tatarenkönig um Hilfe anging.

Dieser König ließ sich nicht zweimal bitten; er eilte herbei und vertrieb zwar die Rebellen, nutzte aber zugleich die Gelegenheit, den, der seine Hilfe erbeten hatte, selbst zu stürzen und seinen eigenen Sohn, Chun-Tche, zum Kaiser ausrufen zu lassen.

Von dieser Zeit an trat die Herrschaft des tatari-schen Stammes an Stelle der des chinesischen, und die Mantschu-Kaiser bestiegen den Thron.

Nach und nach vermischten sich, besonders in den niederen Volksschichten, die beiden Rassen, während die reichen Familien des Nordens vielfach auf das strenge Auseinanderhalten chinesischen und tatari-schen Bluts achteten. So unterscheidet man, beson- ders in den mittleren Provinzen des Nordens diese bei- den Typen auch noch heutzutage ohne Schwierigkei- ten. In jenen Gegenden sammelten sich die »Unver- söhnlischen« als treue Anhänger des gestürzten Herr- scherhauses.

Kin-Fos Vater zählte zu den letzteren und verleugne- te niemals die Überlieferungen seiner Familie, die es verschmäht hatte, mit den Tataren zu paktieren. Eine Erhebung gegen die Herrschaft der Fremdlinge, auch nach deren fast 300jährigem Besitz der Macht, hätte ohne Zweifel seine Zustimmung und Unterstützung ge- funden.

Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß Kin-Fo seine politischen Anschauungen nach allen Seiten teil- te.

Im Jahr 1860 herrschte noch Kaiser S'Hiene-Fong, der England und Frankreich den Krieg erklärte – ein Krieg, der mit dem am 25. Oktober desselben Jahres in Peking geschlossenen Vertrag endete.

Schon vor dieser Zeit bedrohte die herrschende Dynastie aber ein gefährlicher Aufstand. Die Tschang-Mao oder Taiping, die »langhaarigen Rebellen«, hatten sich 1853 Nan-Kings und 1855 Shanghais bemächtigt. Nach S'Hiene-Fongs Ableben hatte sein junger Sohn große Mühe, die Taiping zu Paaren zu treiben. Ohne den Vizekönig Li, den Prinzen Kong und besonders ohne die Unterstützung des englischen Oberst Gordon würde er wohl kaum noch auf seinem Thron sitzen.

Die für eine Rebellion gut organisierten Taiping wollten, als erklärte Feinde der Tataren, die Dynastie der Tsing durch die der Wang ersetzen. Sie bildeten vier verschiedene Heerhaufen; der erste, mit schwarzer Fahne, hatte die Aufgabe zu töten; der zweite, mit rotem Banner, sollte Feuer anlegen; der dritte, mit gelber, sollte plündern, und dem vierten, mit weißer Fahne, lag es ob, die drei anderen zu verproviantieren.

In dem Distrikt Kiang-Su spielten sich die wichtigsten Ereignisse ab. Su-Tcheu und Kia-Hing, 5 Meilen von Shanghai, fielen den Rebellen in die Hände und wurden von den kaiserlichen Truppen nur mit Mühe zurückerobert. Auch das sehr bedrohte Shanghai wurde am 18. August 1860 angegriffen, gerade als die Generale Grant und Montauban, die Befehlshaber der englisch-französischen Armee, die Forts am Pei-Ho bombardierten.

Zu jener Zeit bewohnte Tchung-Heu, Kin-Fos Vater, eine Besitzung in der Nähe Shanghais, unfern der

prachtvollen Brücke, die chinesische Ingenieure über den Su-Tcheu gebaut hatten. Die Erhebung der Taiping sah er natürlich, da sie ihre Spitze gegen die Tataren richtete, mit wohlwollendem Auge an.

An jenem 18. August, an dem die Rebellen nach blutigem Kampf von Shanghai abgedrängt wurden, war es, als sich das Tor zu Tchung-Heus Wohnung rasch öffnete.

Ein Flüchtling, der seinen Verfolgern glücklich entgangen war, warf sich flehend Tchung-Heu zu Füßen. Der Unglückliche besaß keine Waffe mehr, sich verteidigen zu können. Wenn ihn der, bei dem er eine Freistatt suchte, der kaiserlichen Soldateska auslieferte, war er verloren.

Unmöglich konnte aber Kin-Fos Vater an einem in sein Haus geflüchteten Taiping zum Verräter werden.

Er verschloß hinter jenem vielmehr eiligst seine Tür.

»Ich will nicht fragen und mag es niemals wissen, was du bist, was du getan, noch woher du kommst! Du bist mein Gast und in dieser Eigenschaft allein schon bei mir in sicherer Hut.«

Der Flüchtling wollte sprechen, um ihm zu danken ... Fast fehlte ihm die Kraft dazu.

»Dein Name?« fragte ihn Tchung-Heu.

»Wang.«

In der Tat rettete Tchung-Heus Edelmut damals Wang das Leben, ein Edelmut, der dem ersteren den eigenen Kopf gekostet hätte, wenn man vermutete, daß

er einem Rebellen Zuflucht gäbe. Tchung-Heu gehörte aber zu den Männern der alten Zeit, denen jeder Gast heilig war.

Einige Jahre später scheiterte der Aufstand vollständig. Schon 1864 nahm das Oberhaupt der Taiping in Nan-King, wo er residierte, Gift, um nicht den Kaiserlichen in die Hände zu fallen.

Seit dem erwähnten Tag blieb Wang im Haus seines Wohltäters. Über seine Vergangenheit verlangte niemand Aufschluß, niemand richtete deshalb auch nur eine entfernte Frage an ihn. Vielleicht fürchtete man mehr zu hören, als erwünscht sein mochte. Die durch die Rebellen begangenen Grausamkeiten wurden als wahrhaft fürchterliche geschildert. Ob nun Wang unter dem schwarzen, roten, gelben oder weißen Banner gedient hatte, wollte man am liebsten nicht wissen, und man bestrebte sich, den guten Glauben zu bewahren, daß er nur dem Verproviantierungsheer angehört habe.

Der mit dem ihm zugefallenen Los so glückliche Wang wurde also der stete Genosse des gastlichen Hauses. Auch nach Tchung-Heus Ableben wollte sich der Sohn auf keinen Fall von ihm trennen, so sehr hatte er sich an die Gesellschaft des lebenswürdigen Mannes gewöhnt.

Wer hätte aber auch zur Zeit des Beginns unserer Geschichte einen alten Taiping – einen Mörder, Plünderer oder Brandstifter, ganz nach Belieben – in jenem 50jährigen Philosophen, dem Moralprediger mit der Riesenbrille, jenem chinesischen Chinesen mit den schiefen geschlitzten Augen und dem althergebrachten Schnurrbart wiedererkannt? Gab ihm nicht sein langes Oberkleid von wenig auffallender Färbung, sein infolge von Fettleibigkeit etwas nach oben gerutschter Gürtel, die nach kaiserlicher Vorschrift geordnete Frisur nebst der Kopfbedeckung, das heißt einer Art Pelzhut, von dessen Rand eine Quaste von roten Fäden herabhing, vollkommen das Aussehen eines würdigen Professors der Weltweisheit, eines jener Gelehrten, die sich aller 80.000 Zeichen der chinesischen Schrift mit Geläufigkeit zu bedienen wissen, eines Eingeweihten der höheren Sprachweise, eines mit Auszeichnung Geprüften, der damit das Recht erlangt hatte, in Peking durch das große, nur für bevorzugte Söhne des Himmels reservierte Tor zu gehen?

Vielleicht hatte der frühere Rebell, seine blutige Vergangenheit vergessend, sich im Umgang mit dem wackeren Tchung-Heu bezähmen gelernt und war allmählich auf den Weg der spekulativen Philosophie übergeleitet worden. So waren auch an jenem Abend Kin-Fo und Wang, die sich niemals trennten, bei dem geschilderten Abschiedsschmaus zusammen in Kanton und gingen ebenso miteinander längs der Kais hin, um

den Dampfer aufzusuchen, der sie in kurzer Zeit wieder nach Shanghai zurückführen sollte.

Kin-Fo wanderte schweigsam, selbst etwas sorgenvoll dahin. Wang blickte weder nach rechts, noch nach links, philosophierte über den Mond und die glitzernen Sterne, ging lächelnd durch das »Tor der ewigen Reinheit«, das er für sich nicht zu hoch fand, ferner durch das »der ewigen Freude«, dessen Flügel nur für ihn geöffnet schienen, und verschwand endlich im Schatten der Türme der Pagode »Zu den 500 Gottheiten«.

Hier lag der Steamer »Perma« schon unter Dampf. Kin-Fo und Wang nahmen die beiden für sie reservierten Kabinen ein. Die rasche Strömung des Perlenflusses, der mit seinem Schlamm täglich die Leichname Hingerichteter dem Meer zuwälzt, verlieh dem Schiff eine außerordentliche Schnelligkeit. Einem Pfeil gleich, flog der Dampfer vorüber an Ruinen, die von den Kanonen Frankreichs herrührten, vor der 9 Stockwerke hohen Pagode Haf-Ways, vor der Jardyne-Spitze, nah bei Whampoa, wo die größeren Schiffe vor Anker gehen, und zwischen den Inseln und Bambusdickichten der beiden Ufer dahin.

Die 150 Kilometer, das heißt die 375 Lis, die Kanton von der Mündung des Stroms trennen, wurden im Laufe der Nacht zurückgelegt.

Mit Sonnenaufgang passierte die ›Perma‹ den »Rachen des Tigers« und endlich die beiden Hafenumauern an der Küste. Einen Augenblick leuchtete der 1825 Fuß hohe Victoria Peak der Insel Hongkong durch den Morgennebel und nach ungemein günstiger Überfahrt dampften Kin-Fo und unser Philosoph erst in dem gelblichen Wasser des Blauen Flusses hinauf und landeten endlich in Shanghai, an dem zur Provinz Kiang-Nan gehörenden Ufer.

3. KAPITEL

WORIN DER LESER OHNE MÜHE EINEN ÜBERBLICK ÜBER DIE STADT SHANGHAI GEWINNT

Ein chinesisches Sprichwort sagt:

Wenn die Säbel rosten, glänzen die
Spaten –

Wenn die Kerker leer werden, füllen
sich die Speicher –

Wenn die Tempelstufen von den Trit-
ten der Gläubigen abgenützt und
die Gerichtshoftreppen mit Gras be-
deckt sind –

Wenn die Ärzte zu Fuß gehen und die
Fleischer reiten –

Dann ist das Reich am besten verwal-
tet.

Das Sprichwort ist gut. Man könnte es wohl mit demselben Recht auf alle Staaten der Alten und Neuen Welt

anwenden. Wenn es aber überhaupt einen gibt, wo dieser fromme Wunsch seiner Erfüllung am fernsten ist, so ist das vor allem das Himmlische Reich. Hier glänzen die Säbel und rosten die Spaten, hier strotzen die Kerker von Unglücklichen und leeren sich die Speicher. Die Fleischer gehen weit mehr zu Fuß als die Ärzte, und wenn auch die Pagoden noch fromme Seelen anlocken, so fehlt es dagegen auch den Gerichtshöfen niemals weder an Anklägern noch an Verteidigern.

Übrigens kann ein Reich von 180.000 Quadratmeilen, das von Norden nach Süden über 800, von Osten nach Westen mehr als 900 Meilen mißt, das ohne die Tributärstaaten, die Mongolei, Mantschurei, Tibet, Tonking, Korea, die Inseln Liu-Tchu und andere allein 18 ungeheure Provinzen umfaßt, ein solches Reich kann wohl auch niemals tadellos verwaltet werden. Wenn die Chinesen darüber nur einen leisen Zweifel hegen, so sind alle Fremden in dieser Hinsicht vollkommen einig. Höchstens der Kaiser allein, der in seinem Palast eingeschlossen lebt und nur sehr selten durch dessen, von einer dreifachen Stadtmauer beschützte Tore herauskommt, dieser Sohn des Himmels, der Vater und die Mutter seiner zahllosen Untertanen, dem durch das Recht der Geburt die Einkünfte des Reichs zufließen, dieser Selbstherrscher, der nach Belieben Gesetze gibt oder aufhebt, dem das Recht über Leben und Tod aller zusteht und vor dem sich alle Stirnen in

den Staub beugen – nur er allein ist vielleicht der Meinung, daß hier alles besser geregelt ist als in der übrigen Welt. Es wäre auch vergeblich, ihn davon überzeugen zu wollen, daß er sich irre. Ein Sohn des Himmels irrt sich eben niemals.

Von Kin-Fo war man fast versucht zu glauben, daß er die europäische Regierungsweise der chinesischen vorzog. So wohnte er schon nicht in Shanghai, sondern außerhalb auf dem Gebiet der englischen Niederlassung, die sich eine gewisse Autonomie zu bewahren gewußt hat.

Die eigentliche Stadt Shanghai liegt am linken Ufer des kleinen Flusses Huang-Pu, der sich rechtwinklig mit dem Wusung vereinigt und in den Yantse-Kiang oder Blauen Fluß ausmündet, der dem Gelben Meer zuströmt.

Sie bildet ein von Norden nach Süden verlaufendes Oval und hat in ihren hohen Mauern fünf nach den Vorstädten führende Tore. Ein unentwirrbares Netz mit groben Steinen gepflasterter Straßen, die unsere modernen Reinigungsmaschinen bald verderben würden; dunkle Läden ohne Vorbau oder Schaufenster, in denen sich halbnackte Händler bewegen; kein Wagen, kein Palankin und nur selten ein Reiter; einige Tempel der Einheimischen neben Kapellen der Ausländer; an Stelle von Spazierwegen nichts als ein »Teegarten« und ein ziemlich morastiger Paradeplatz auf ausgefülltem Land, das früher Reisplantagen einnahm und dem

noch heute sumpfige Gase entströmen; und in jenen Straßen mit ihren schmalen, aber tiefen Häusern eine Bevölkerung von über 200.000 Seelen – das ist das Bild dieser, bezüglich ihrer Wohnlichkeit wenig einladenden, für den Handel aber doch ungemein wichtigen Stadt.

Hier war es nämlich, wo die Fremden nach dem Vertrag von Nan-King zuerst das Recht erlangten, Comptoirs zu errichten. Diese Stadt diente den europäischen Kaufleuten als das erste offene Tor für ihren Handel nach China. Außerhalb Shanghais und seiner Vorstädte überließ dazu die Regierung gegen eine jährliche Pacht drei Stück Land den Engländern, Amerikanern und Franzosen, die zusammen etwa 2000 Köpfe zählen.

Über die französische Niederlassung, die unbedeutendste von allen, ist nicht viel zu sagen. Sie grenzt fast an die nördliche Umwallung der Stadt und reicht bis zu dem Bach Yang-King-Pang, der sie vom englischen Gebiet trennt. Hier erheben sich die Kirchen der Lazaristen und der Jesuiten, die auch, 4 Meilen von Shanghai, das Kollegium von Tsikave besitzen, wo Eingeborene zu Geistlichen herangebildet werden. Die französische Kolonie bleibt jedoch weit hinter den zwei anderen zurück. Von den im Jahr 1861 gegründeten zehn Handelshäusern sind nur noch drei übrig, und selbst das Wechselbüro hat es später vorgezogen, auf englisches Gebiet überzusiedeln.

Das amerikanische Territorium nimmt weiter rückwärts die nach dem Wusung zu gelegene Fläche ein. Von dem englischen Gebiet ist es durch den mit einer Brücke überspannten Su-Tcheu-Creek abgegrenzt. Hier befinden sich das Hotel Astor und die Missionskirche und liegen auch die zur Ausbesserung der europäischen Schiffe ausgegrabenen Docks.

Von allen drei Ansiedlungen steht aber die englische ohne Widerspruch in höchster Blüte. Prachtige Wohngebäude längs der Kais, Häuser mit lauschigen Veranden oder duftenden Gärten, Paläste der Handelsfürsten, die »Oriental-Bank«, der »Hong« des weltberühmten Hauses Dent nebst seiner mit ihm verbundenen Firma Lao-Tchi-Tchangs, die Comptoirs von Jardyne, Russel und anderer bedeutender Geschäfte, der englische Club, das Theater, Ballhaus, die Rennbahn und Bibliothek, das bietet alles diese reiche Schöpfung der Angelsachsen, die mit Recht den Namen einer »Musterkolonie« erhalten hat.

Es erregt deshalb wohl auch weniger Verwunderung, auf diesem privilegierten Territorium unter höchst liberaler Verwaltung nach Leon Roussets Bericht »eine chinesische Stadt von ganz eigentümlichem Charakter zu finden, die nirgends ihresgleichen besitzt«.

Auf diesem kleinen Fleckchen Erde sieht also der Fremde, der auf dem pittoresken Weg des Blauen Flusses hierher gelangte, vier verschiedene Landesflaggen

im Wind flattern, nämlich die drei französischen Farben, die »Yacht« des Vereinigten Königreichs, das Sternenbanner Amerikas und das auf grünem Grund liegende gelbe Andreaskreuz des Landes der Blumen.

Die nächste Umgebung von Shanghai zeigt eine Ebene ohne Bäume, durch die sich schmale, steinige Landstraßen und einander rechtwinklig kreuzende Fußwege hinziehen; dazwischen Zisternen und »Arroyos« zur Bewässerung der ausgedehnten Reisfelder, Kanäle mit Dschunken, die mitten durch die Anpflanzungen dahingleiten wie die Barken in den holländischen Niederungen. Es ist ein großes Bild von vorherrschend grüner Farbe, aber ohne Rahmen.

Die »Perma« hatte bei ihrer Ankunft am Kai des einheimischen Hafens vor der östlichen Vorstadt Shanghais angelegt. Hier gingen auch Wang und Kin-Fo im Laufe des Nachmittags an Land.

Das Gedränge der Geschäftsleute am Ufer war ungeheuer, auf dem Fluß selbst unbeschreiblich. Dschunken zu Hunderten, Blumenboote, Sampans, das sind Gondeln, die nur durch Ruder fortbewegt werden, Gigs und andere Fahrzeuge jeder Größe bildeten zusammen eine ganze schwimmende Stadt, wo eine Bevölkerung von Seeleuten und Stromschiffern wohnte, die mindestens auf 400.000 Seelen abzuschätzen ist – eine Volksklasse von niedrigem Rang, aus der selbst die Wohlhabenden nicht Gelehrte oder Mandarine werden können.

Die beiden Freunde gingen langsamen Schrittes über den Kai mitten durch die bunte Menge von Händlern aller Art, wie Verkäufern von Erdnüssen, Orangen, Arekanüssen und Pomeranzen, von Seeleuten aller Nationen, Wasserträgern, Wahrsagern, Bonzen, Lamas, katholischen Priestern in chinesischer Tracht mit Zopf und Fächer, eingeborenen Soldaten, »Tipaos«, das sind Stadtpolizisten, und »Compradores« oder reisenden Maklern, die die Geschäfte für die europäischen Häuser vermitteln und ausführen.

Kin-Fo bewegte sich, den Fächer in der Hand, teilnahmslos durch die Menge und hatte kein Auge für das, was um ihn vorging. Weder der metallische Klang der mexikanischen Piaster, noch der Silber-Taëls oder der Kupfer-Sapeken, die Käufer und Verkäufer geräuschvoll aus einer Hand in die andere gleiten ließen, vermochte ihn abzulenken. Er besaß ja selbst so viel, um die ganze Vorstadt kaufen und bar bezahlen zu können.

Wang seinerseits hatte einen ungeheuren gelben, mit schwarzen monströsen Gestalten geschmückten Regenschirm aufgespannt und suchte, immer »auf der Lauer«, wie sich das für einen Vollblutchinesen geziemt, einen seiner Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand.

Als sie am »Tor des Ostens« vorüberkamen, streifte sein Blick zufällig ein Dutzend Bambusstangen, von

denen noch die Köpfe der am Tag vorher Hingerichteten herabgrinsten.

»Vielleicht«, sagte er halblaut, »gäb' es doch etwas Besseres zu tun, als Köpfe abzuschlagen. Man täte gescheiter daran, die Leute etwas aufgeklärter zu machen!«

Kin-Fo entging offenbar Wangs Ausspruch, der ihn, als von einem alten Taiping herrührend, gewiß verwundert hätte.

Beide folgten dem Kai, der sich um die Mauern der chinesischen Stadt herum fortsetzt, schweigend weiter.

Am Ende der Vorstadt, nah der französischen Niederlassung, erregte ein Eingeborener in langem, blauem Oberkleid, der mit einem kleinen Stock auf ein dumpf tönendes Büffelhorn schlug, die Aufmerksamkeit der Menge.

»Ein Sien-cheng«, begann der Philosoph.

»Was geht das uns an?« erwiderte Kin-Fo.

»Freund«, fuhr Wang fort, »befrage ihn um Deine Zukunft. Jetzt, da du dich verheiraten willst, ist es die passendste Zeit.«

Kin-Fo wollte seinen Weg fortsetzen. Wang hielt ihn zurück.

Der »Sien-cheng« ist eine Art populärer Prophet, der für einige Sapeken den Leuten die Zukunft vorhersagt. Als professionelle Gerätschaften führt er nichts anderes bei sich als einen Käfig mit einem kleinen Vogel darin, den er, an einen Rockknopf gehängt, trägt, und ein

Spiel von 64 Karten, welche die Gestalten von Göttern, Menschen und Tieren darstellen. Die im allgemeinen abergläubischen Chinesen aller Klassen legen auf diese Weissagungen des Sien-cheng, der sie wahrscheinlich selbst nicht sehr ernst nimmt, dennoch hohen Wert.

Auf ein Zeichen Wangs breitete jener einen baumwollenen Teppich auf der Erde aus, setzte den Vogelbauer in dessen Mitte, ergriff sein Kartenspiel, mischte es und breitete es, die Bilder verdeckt, auf dem Teppich aus.

Hierauf öffnete er die Tür des Käfigs. Der kleine Vogel hüpfte heraus, wählte eine Karte aus und schlüpfte, belohnt mit einem Reiskörnchen, in seinen Bauer zurück.

Der Sien-cheng drehte die Karte um. Sie zeigte das Bild eines Mannes und einige Worte in Kunanrunaschriftzügen, der offiziellen Mandarinsprache des Nordens, der sich die gebildeten Leute zu bedienen pflegen.

Darauf wandte sich der Weissager an Kin-Fo und prophezeite ihm, was wahrscheinlich auch alle seine Kollegen, ohne sich zu kompromittieren, gesagt hätten, daß er nach einer baldigen Prüfung 10.000 Jahre des reinsten Glücks zu gewärtigen habe.

»Eines«, antwortete Kin-Fo, »nur ein einziges, die übrigen will ich Dir schenken!«

Dann warf er einen Silber-Taël auf die Erde, auf den sich der Prophet wie ein verhungertes Kötter, dem man

einen guten Knochen anbietet, eiligst stürzte. Solch ein Glücksregen traf ihn nicht alle Tage.

Nachher begaben sich Wang und sein Schüler nach der französischen Kolonie hin, der erstere in Gedanken über jene Vorhersage, die mit seinen eigenen Ansichten über das Glück so auffallend übereinstimmte, der andere in der Überzeugung, daß ihn keine Prüfung treffen könne.

So kamen sie am Gebäude des französischen Konsulats vorbei, überschritten, eine Strecke weiterhin, die kleine Brücke über den Yang-King-Pang, und schlugen nun eine schräg durch die englische Niederlassung führende Richtung ein, um zum Kai des europäischen Hafens zu gelangen.

Jetzt läutete es zum Mittagsessen. Die vorher so lebhaften Geschäfte fanden wie durch Zauberschlag ein Ende. Der Arbeitstag war sozusagen geschlossen und es folgte die Ruhe auf das Lärmen, selbst in der englischen Stadt, die in dieser Beziehung ganz chinesisch geworden war.

Eben langten mehrere Schiffe, die meisten unter der Flagge des Vereinigten Königreichs, im Hafen an. Leider muß man sagen, daß von 10 Schiffen 9 mit Opium befrachtet sind. Diese entnervende Droge, mit der England das Reich der Mitte überschwemmt, veranlaßt einen Handel, dessen Wert mehr als 200 Millionen Mark beträgt und der wohl 300 Prozent Gewinn

abwirft. Vergebens bemühte sich die chinesische Regierung, die Einfuhr von Opium in das Himmlische Reich zu verhindern. Der Krieg von 1841 und der Vertrag von Nan-King haben den englischen Waren unbehinderten Eingang und den Großmoguls des Handels gewonnenes Spiel gegeben. Hinzu kommt noch, daß, wenn die Regierung in Peking auch jeden Chinesen, der Opium verkaufen würde, mit dem Tod bedrohte, doch selbst ihre höchsten Beamten gegen klingende Münze darüber mit sich reden lassen. Man behauptet sogar, daß der Gouverneur von Shanghai jährlich 1 Million allein dadurch gewinnt, daß er bei den Geschäften seiner Unterbeamten ein Auge zudrückt.

Es versteht sich von selbst, daß weder Kin-Fo noch Wang der abscheulichen Sitte des Opiumrauchens huldigten, die den Organismus so allseitig schädigt und zu einem frühen Tod führt.

Niemals war eine Unze dieser Substanz in die reiche Wohnung gekommen, in der die beiden Freunde eine Stunde nach ihrer Landung am Kai von Shanghai anlangten.

Wang sagte da – wiederum ein bemerkenswerter Ausspruch von einem alten Taiping:

»Vielleicht gäb' es etwas Besseres zu tun, als durch jenen Import ein ganzes Volk zu vertieren! Der Handel ist an sich etwas recht Gutes, die Philosophie aber etwas weit Besseres! Vor allem anderen sollten die Menschen Philosophen sein!«

4. KAPITEL

WORIN KIN-FO EINEN WICHTIGEN BRIEF ERHÄLT, ALLERDINGS UM ACHT TAGE VERSPÄTET

Ein »Yamen« stellt eine Reihe verschiedener in gerader Linie errichteter Gebäude dar, den eine andere Reihe von Kiosken und Pavillons rechtwinklig schneidet. Gewöhnlich dient ein Yamen als Amtswohnung für höhere Mandarine und ist im Besitz des Kaisers; doch verbietet kein Gesetz den reichen Chinesen, sich selbst einen zu erbauen, und in einem dieser prachtvollen »Herrensitze« hauste auch der steinreiche Kin-Fo.

Wang und sein Schüler befanden sich vor dem geöffneten Haupttor am Vorderteil der Mauer, welche die verschiedenen Baulichkeiten des Yamen und dessen Gärten und Hofräume umschloß.

Wäre dieser, statt des Sitzes eines reichen Privatmanns, die Residenz eines Staatsmandarins gewesen, so hätte sich unter dem reich geschnitzten und bemalten Vordach der Tür eine große Trommel befunden. An diese schlugen dann, gleichviel ob am Tag oder in der Nacht, diejenigen an, die sich über irgend etwas zu beklagen hatten und Gerechtigkeit suchten. An Stelle dieser »Anlagetrommel« schmückten hier den Eingang zum Yamen große Porzellanvasen mit kaltem Tee, für dessen Vorhandensein der erste Hausmeister stets Sorge zu tragen hatte. Der Inhalt jener Vasen stand jedem Vorübergehenden zur freien Verfügung, eine Freigebigkeit, die Kin-Fo zu hoher Ehre gereichte. Er war

infolgedessen auch »wohlangesehen«, wie man sagte, »bei allen Nachbarn im Osten wie im Westen«.

Bei der Ankunft des Herrn lief die ganze Dienerschaft des Hauses zu seiner Begrüßung am Tor zusammen. Kammerdiener, Läufer, Torhüter, Chaisenträger, Stallknechte, Kutscher, Aufwärter, Nachtwächter, Köche, kurz alles, was die Dienerschaft eines vornehmen chinesischen Hauses bildet, stand unter Anführung des Hausmeisters in Reih und Glied. Ein Dutzend nur für die niedrigsten Arbeiten gemietete Kulis hielten sich etwas beiseite.

Der Hausmeister wünschte dem Herrn ein Willkommen. Dieser erwiderte das kaum durch eine Handbewegung und ging schnell vorüber.

»Soun!« rief er kurz.

»Soun!« antwortete Wang mit Lachen, »wenn der da wäre, so wäre es Soun gar nicht mehr!«

»Wo ist Soun?« wiederholte Kin-Fo.

Der Hausmeister mußte gestehen, daß niemand von seinem Verbleiben wisse.

Soun nahm nun aber die Stelle des ersten Kammerdieners bei Kin-Fo selbst ein, und Letzterer konnte ihn keinen Augenblick entbehren.

Soun war also wohl das Muster eines Dieners? Keineswegs. Keiner waltete seines Amtes nachlässiger als

er. Zerstreut, bald dies, bald jenes vornehmend, ungeschickt in Worten und Werken, Feinschmecker im höchsten Grad, einigermaßen Störenfried, kurz, ein richtiger Chinese von der spanischen Wand, war er doch ein treu ergebener Mensch und allein imstande, seinen Brotherrn zu erregen. Zwanzigmal am Tag fand Kin-Fo Ursache, über Soun böse zu werden, und wenn er ihn nur zehnmal ausschalt, so brachte es ihn doch ebenso viele Male aus seiner gewöhnlichen Trägheit und setzte seine Galle in Bewegung. Es war sozusagen wirklich ein hygienischer Diener.

Soun stellte sich übrigens, so wie die meisten chinesischen Dienstboten, selbst zur Entgegennahme der Bestrafung ein, wenn er eine verdient hatte. Sein Herr verschonte ihn damit niemals. Doch wenn es auch Rohrribe auf seinen Rücken hagelte, so kümmerte das Soun blutwenig. Ungemein empfindlich erwies er sich dagegen gegen die stückweisen Verstümmelungen, durch die Kin-Fo seinen auf dem Rücken herabhängenden Zopf unnachsichtlich verkürzte, wenn es sich um ein ernsteres Vergehen handelte.

Es ist bekannt, welch hohen Wert die Chinesen im allgemeinen auf dieses bizarre Anhängsel legen. Der Verlust des Zopfs ist die erste Strafe des Verbrechers, wodurch er Zeit seines Lebens geschändet wird. Auch der bedauernswerte Kammerdiener fürchtete nichts mehr als die Verurteilung zum Verlust eines Stücks dieses besten Schmucks. Vor 4 Jahren, als Soun in Kin-Fos

Dienst trat, maß sein Zopf – eines der schönsten Exemplare im ganzen Himmlischen Reich – gut 1,25 Meter. Heute war er nur noch 57 Zentimeter, also nicht einmal halb so lang.

Wenn das so fort ging, mußte Soun binnen 2 Jahren kahl sein!

Inzwischen durchschritten Wang und Kin-Fo, die Dienerschaft ehrfurchtsvoll hinter ihnen, den Garten, dessen meist in gebrannten Tongefäßen stehende Bäume höchst kunstreich, aber leider so albern beschnitten waren, daß sie in Form phantastischer Tiergebilde erschienen. Dann wandelten sie um das von »Gouramis« und roten Fischen belebte Bassin, dessen klares Wasser vor den blaßroten großen Blüten der »Nelumbo«, der schönsten im Reich der Blumen einheimischen Nymphäe, kaum zu sehen war. Sie begrüßten die hieroglyphische Darstellung an einer besonders dazu aufgeführten Mauer, die eine symbolische, lebhaft gefärbte Frescomalerei bildete, und gelangten endlich zur Haupttür des Wohnhauses im Yamen.

Dieses Gebäude bestand aus einem Erdgeschoß mit einer Etage darüber, und war auf einer Terrasse, zu der sechs breite Marmorstufen hinaufführten, errichtet. Bambusflechtwerk vor den Türen und Fenstern milderte durch seinen Schatten einigermaßen die drückende Hitze und behinderte dabei doch nicht die Luftzirkulation im Innern des Hauses. Das flache Dach des letzteren unterschied sich auffallend von den phantastischen

Dachstühlen der innerhalb des Yamen launenhaft verstreuten Pavillons, die mit ihren seltsamen Zinnen, den bunten Dachziegeln und den feinen Arabesken bildenden Backsteinen das Auge ergötzen.

Im Innern befanden sich, mit Ausnahme der eigentlichen Wohnzimmer für Kin-Fo und Wang, größere Räume, von den umgebenden kleineren Gemächern mittels durchscheinender Wände getrennt, über die sich gemalte Blumengirlanden hinzogen oder Kernsprüche aus der chinesischen Moral, mit denen man überhaupt nicht geizig ist, zu lesen waren. Überall standen sonderbar gestaltete Sitze aus gebranntem Ton oder Porzellan, aus Holz oder Marmor, ohne hier ein Dutzend Polstermöbel von mehr einladender Weichheit zu übergehen; überall hingen Lampen und Laternen in mannigfachster Gestalt aus zartgefärbtem Glas, und mit Quasten, Fransen und dergleichen reichlicher ausgeputzt als ein spanisches Maultier; vielfach standen auch jene kleinen Teetischchen umher, die man »Tchaki« nennt und als unentbehrlichen Bestandteil einer chinesischen Zimmereinrichtung ansieht. Bei Betrachtung der Kunstwerke aus graviertem Elfenbein und Perlmutter, der eingelegten Bronzen, der Räuchergefäße, der mit Gold- und Silber-Filigranarbeiten geschmückten lackierten Gegenstände, der milchweißen und smaragdgrünen Nephrite, der runden oder prismatischen Vasen von der Dynastie der Ming und Tsing her, des noch gesuchteren Porzellans aus der Zeit der

Dynastie der Yen, der Emailarbeiten mit rosenroten und gelben durchscheinenden Wänden, deren Herstellung noch heute ein ungelöstes Rätsel ist, hätte man mehrere Stunden zwar nicht verloren, aber gewiß darauf verwenden müssen. Diese luxuriöse chinesische Wohnung zeigte mit einem Wort die ganze chinesische Phantasie in Verbindung mit dem Komfort Europas.

In der Tat gehörte Kin-Fo, wie wir es schon aussprachen und sein Geschmack es bezeugte, zu den Anhängern des Fortschritts. Keiner neueren Erfindung der Abendländer gegenüber verhielt er sich ablehnend und gehörte der noch kleinen Kategorie der Söhne des Himmels an, die es sich angelegen sein lassen, gründliche Kenntnisse der Chemie und Physik zu erwerben. Er hielt sich fern von den Barbaren, deren ruchlose Hand die Telegraphendrähte durchschnitt, die die Firma Reynolds bis Wusung hinleiten wollte, um die mit der englischen und amerikanischen Post anlangenden Nachrichten schneller zu verbreiten; wie von jenen befangenen Mandarinern, die, um die Anheftung des Unterseekabels zwischen Shanghai und Hongkong an dem Gebiet des Reichs zu umgehen, die Unternehmer zwangen, es auf einem im Fluß verankerten Fahrzeug zu befestigen.

Im Gegenteil! Kin-Fo stimmte denen bei, die das Gouvernement lobten, die Arsenale und Werften von Fu-Chao unter der Leitung französischer Ingenieure angelegt zu haben. Er besaß auch Anteilscheine der

chinesischen Dampfergesellschaft, die in rein nationalem Interesse den Verkehr zwischen Tien-Tsin und Shanghai besorgt, und war ebenso beteiligt an den schnellsegelnden Schiffen, die die englische Post von Singapur um 3 bis 4 Tage überholen.

Wie erwähnt, drangen ihm die neuzeitlichen Fortschritte leicht in Fleisch und Blut ein. So setzten zum Beispiel Telephonapparate die einzelnen Baulichkeiten seines Yamen miteinander in Verbindung. Elektrische Klingeln befanden sich in allen Räumen der Wohnung. Während der kalten Jahreszeit ließ er Feuer anzünden und wärmte sich ohne Scheu vor der Landessitte, vernünftiger als seine Mitbürger, die vor dem leeren Herd trotz ihrer vier- und fünffachen Bekleidung zittern vor Frost. Er erleuchtete sein Haus mit Gas, so gut wie der Oberzollinspektor von Peking oder der steinreiche Mr. Yang, der Hauptbesitzer der Leihanstalten im Reich der Mitte. Endlich benützte der fortschrittliche Kin-Fo unter Vermeidung des veralteten Hilfsmittels der Schrift bei seiner vertraulichen Korrespondenz – wie wir bald sehen werden – den von Edison kürzlich zu hoher Vollkommenheit entwickelten Phonographen.

Dem Schüler Wangs fehlte es also, sowohl nach materieller als auch nach geistiger Seite eigentlich an nichts, um glücklich zu sein. Und doch war es nicht! Er hatte sogar Soun, um seinen Unmut täglich an jemand auszulassen, doch auch Soun konnte ihm das gesuchte Glück nicht gewähren.

Eben jetzt zeigte sich von Soun, der überhaupt niemals am rechten Platz war, nicht die leiseste Spur. Er mochte wohl irgendeinen größeren Fehler, irgendeine grobe Dummheit während der Abwesenheit des Herrn begangen haben, und wenn auch nicht für seinen Rücken, der sich an den darauf tanzenden Rohrstock schon genügend gewöhnt hatte, so fürchtete er, allem Anschein nach, doch desto mehr für seinen geliebten Zopf.

»Soun!« rief Kin-Fo noch einmal, als er in den Vorraum mit den Eingängen zu den Salons der rechten und linken Seite trat, während der Ton seiner Stimme eine schlecht verhehlte Ungeduld erkennen ließ.

»Soun!« wiederholte auch Wang, dessen Ermahnungen und gute Ratschläge bei dem unverbesserlichen Diener immer erfolglos verhallten.

»Man suche Soun und bringe ihn mir her!« befahl Kin-Fo, sich an den Hausmeister wendend, der sofort alle Füße zur Aufsuchung des Unsichtbaren in Bewegung setzte.

Wang und Kin-Fo blieben allein.

»Die Weisheit«, begann der Philosoph, »empfiehlt dem Reisenden, der an seinen Herd zurückgekehrt ist, sich einige Ruhe zu gönnen.«

»Seien wir also weise!« antwortete gelassen der Schüler Wangs.

Er drückte leise des Philosophen Hand und begab sich in sein Zimmer, während Wang sich in das seine zurückzog.

Als er allein war, streckte sich Kin-Fo auf einem jener weichen Diwane europäischen Fabrikats aus, die ein chinesischer Tapezierer nimmer hätte in gleicher Weise herstellen können. Er versank in Nachdenken. Sann er nach über seine Heirat mit der liebenswürdigen hübschen Frau, welche die Gefährtin seines Lebens werden sollte? Wahrscheinlich, denn schon am nächsten Tag wollte er ja zu ihr hineilen. Die Erwählte seines Herzens wohnte nämlich nicht selbst in Shanghai. Sie weilte in Peking, und Kin-Fo hielt es für passend, ihr gleichzeitig mit der Nachricht von der Rückkehr nach Shanghai seine nahe bevorstehende Ankunft in der Hauptstadt des Himmlischen Reichs zu melden. Es darf wohl nicht wundernehmen, wenn sich in ihm ein lebhafter Wunsch, ja eine gewisse Sehnsucht regte, sie wiederzusehen. Er war ihr ja wirklich mit aufrichtiger Neigung zugetan. Wang hatte ihm das nach den unbestreitbarsten Regeln der Logik bewiesen, und dieses in sein Leben neu eintretende Element konnte ihm vielleicht ein noch unbekanntes Etwas bieten, nämlich das Glück ... das ... welches ... von dem ...

Träumend schloß der gute Kin-Fo die Augen und wäre jetzt gewiß sanft eingeschlummert, wenn er nicht plötzlich ein gewisses Kitzeln in der rechten Hand gefühlt hätte.

Instinktmäßig schlossen sich seine Finger und erfaßten dabei einen zylindrischen Körper mit schwachen Knoten und von ansehnlicher Länge, den sie gewiß richtig anzuwenden gewohnt waren.

Kin-Fo konnte sich nicht darüber täuschen, daß ein Rohrstock in seine Hand geglitten war, denn gleichzeitig klangen ihm auch einige mit höchst resignierter Stimme gesprochene Worte ins Ohr:

»Wann es dem Herrn beliebt!« verstand er erwachend.

Kin-Fo erhob sich und schwang, wie infolge einer natürlichen Bewegung, das elastische Besserungsinstrument.

Vor ihm stand tief zusammengebückt der zerknirschte Soun und bot ihm geduldig die breiten Schultern. Mit der einen Hand stützte er sich dabei auf den Teppich des Zimmers, mit der anderen hielt er seinem Richter einen Brief hin.

»Bist du endlich da, du Schlingel!« herrschte ihn Kin-Fo an.

»Ai, ai, ya!« seufzte Soun. »Ich erwartete den Herrn erst in der 3. Wache! Wann es Ihnen beliebt.«

Kin-Fo warf den Rohrstock zur Erde. So gelb Soun von Natur auch aussah, jetzt wurde er doch bleich wie Wachs.

»Wenn du den Rücken ohne jede Erklärung herhältst, so hast du auch mehr verdient als das! Was ist geschehen?«

»Hier, dieser Brief!«

»So rede doch!« rief Kin-Fo, den Brief aus Souns Händen nehmend.

»Ich war so ungeschickt, zu vergessen, Ihnen diesen Brief vor der Abreise nach Kanton auszuhändigen.«

»Um acht Tage verspätet!«

»Ja, Herr, ich habe Unrecht getan!«

»Hierher!«

»Ich bin wie eine arme Krabbe ohne Füße, die nicht fort kann! Ai, ai, ya!«

Die letzten Ausrufe waren ein Schrei der Verzweiflung, denn Kin-Fo hatte Soun am Zopf gepackt und schnitt ihm mit scharfer Schere dessen Ende ab.

Man muß wohl annehmen, daß der Krabbe die Füße schnell wieder gewachsen waren, wenigstens lief der arme Teufel eiligst davon, ohne sich sogar um den auf der Erde liegenden Appendix seines Kopfschmucks zu kümmern.

Von 57 Zentimeter Länge war Souns Zopf auf 45 eingeschrumpft.

Gänzlich beruhigt, hatte sich Kin-Fo wieder auf den Diwan geworfen und betrachtete, als habe er nicht die geringste Eile, das seit acht Tagen eingetroffene Schreiben. Er zürnte Soun ja nur wegen der Nachlässigkeit, nicht wegen der Verspätung. Was in aller Welt konnte dieser Brief auch besonders Interessantes enthalten? Für ihn hatte er doch nur dann einen Wert, wenn er ihn

zu erregen vermochte. Aber was konnte diese Macht haben?

Er betrachtete ihn also doch nur zerstreuten Blicks.

Der aus Steifleinwand bestehende Umschlag zeigte auf beiden Seiten etwas weinrote und schokoladebraune Briefmarken und unter dem Kopfbild eines Mannes auf ihnen die Bezeichnung »2 Cents« und »6 Cents«.

Hieraus war zu ersehen, daß die Sendung aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika stammte.

»Schön!« murmelte Kin-Fo achselzuckend, »nichts als eine Mitteilung meines Korrespondenten in San Francisco!«

Und er warf den Brief verächtlich in eine Ecke des Diwans.

Was konnte ihm jener Korrespondent auch zu melden haben? Daß die Papiere, die nahezu sein ganzes Vermögen repräsentierten, ruhig in den Schränken der Kalifornischen Zentralbank lagen, daß seine Aktien um 15 oder 20 Prozent gestiegen seien oder daß die diesjährige Dividende die des Vorjahres übersteigen werde usw.

Einige Tausend Dollar mehr oder weniger, das konnte ihn nicht aus der gewohnten Ruhe bringen!

Ganz gedankenlos ergriff er einige Minuten später den Brief aufs neue und zerriß mechanisch das Kuvert; statt ihn jedoch zu lesen, sah er nur nach der Unterschrift.

»Richtig«, sprach er für sich, »es ist ein Schreiben meines Korrespondenten. Der kann mir nur von Geschäften reden! Das hat Zeit bis morgen!«

Schon wollte Kin-Fo den Brief ein zweites Mal beiseite legen, als sein Auge plötzlich auf ein, in den Zeilen der Vorderseite des zweiten Blatts wiederholt vorkommendes, besonderes Wort fiel. Es war das Wort »Passiva«, auf das der amerikanische Korrespondent die Aufmerksamkeit seines Klienten in Shanghai offenbar absichtlich besonders hinzulenken bemüht gewesen schien.

Jetzt erst sah Kin-Fo nach dem übrigen Inhalt der Zeilen und las sie von Anfang bis Ende, nicht ohne eine bei ihm immerhin etwas auffällige Neugier.

Einen Augenblick lang zogen sich seine Augenbrauen zusammen; bald aber, als er ans Ende gekommen war, spielte wieder ein verächtliches Lächeln um seine Lippen.

Kin-Fo erhob sich darauf, ging mehrmals im Zimmer auf und ab und näherte sich auch dem Sprachrohr, das ihn mit Wang in unmittelbare Verbindung setzte. Schon setzte er das Mundstück an, um den Genannten anzurufen; doch er besann sich eines Besseren, ließ den Kautschuk fallen und streckte sich wieder auf dem Diwan aus.

»Pah!« machte er tief atmend.

Der ganze Kin-Fo sprach sich in dieser Silbe aus.

»Und sie!« murmelte er. »Sie ist bei der ganzen Geschichte eigentlich viel mehr interessiert als ich!«

Er näherte sich darauf einem lackierten Tischchen, auf dem ein längliches viereckiges, kostbar geschnitztes Kästchen stand. Schon wollte er es öffnen, doch zögerte seine Hand noch einmal.

»Was enthielt denn ihr letzter Brief?« murmelte er.

Statt den Deckel jenes Kästchens zu lüften, löste er jetzt eine Feder an dessen schmaler Seite aus.

Sofort ließ sich eine sanfte Stimme vernehmen.

»Mein lieber kleiner älterer Bruder! Bin ich nicht mehr deine Meihua-Blume im 1. Mond, deine Apriosenblüte im 2. und deine Pfirsichblüte im 3. Mond? Mein teures Herz von kostbarem Edelstein, ich grüße dich tausend, zehntausendmal . . . !«

Es war die Stimme der jungen Witwe, deren zärtliche Worte der Phonograph naturgetreu wiedergab.

»Arme kleine jüngere Schwester!« sagte Kin-Fo.

Dann öffnete er das Kästchen, entnahm ihm das mit feinen Strichen bedeckte Blättchen, das eben alle Modulationen der entfernten Stimme getreulich hervorgebracht hatte, und ersetzte es durch ein anderes.

Der Phonograph besaß schon die vollendete Konstruktion, daß es hinreichte, mit mäßig lauter Stimme hineinzusprechen, um die schwingende Membran in Bewegung zu setzen, wobei eine durch ein Uhrwerk gleichmäßig getriebene Welle die Worte auf dem eingelegten Blättchen fixieren ließ.

Etwa eine Minute lang sprach Kin-Fo. Aus seiner gleichmäßig ruhigen Stimme hätte niemand erraten können, ob ihm die Gedanken unter dem Einfluß der Freude oder Traurigkeit aufstiegen.

Drei bis vier Sätze, nicht mehr, das war alles, was Kin-Fo sprach. Dann hemmte er die Bewegung des Phonographen und entnahm ihm das Blättchen, auf dem die von der Membran bewegte Nadel feine schiefe Striche verschiedener Länge, seinen Worten entsprechend, erzeugt hatte; dieses Blättchen schob er in ein Kuvert ein, versiegelte es und schrieb darauf, doch von der rechten zur linken Seite:

Madame Le-U
Cha-Chua-Allee
Peking

Eine elektrische Klingel rief sofort den Diener herbei, dem die Beförderung der Korrespondenz oblag. Er erhielt Auftrag, den Brief sofort zur Post zu bringen.

Eine Stunde später schlummerte Kin-Fo ganz friedlich, wobei er in den Armen seinen »Tschu-Fu-jen« hielt, das ist eine Art Schlummerrolle aus feinem Bambusgeflecht, mit der man sich auch in chinesischen Betten eine unter jenen warmen Himmelsstrichen besonders geschätzte erträgliche Temperatur zu sichern vermag.

5. KAPITEL

WORIN LE-U EINEN BRIEF ERHÄLT, DEN SIE
WAHRSCHEINLICH LIEBER NICHT ERHALTEN HÄTTE

»Du hast noch keinen Brief für mich?«

»Nein, Madame!«

»O, wie mir die Zeit so lang wird, alte Mutter!«

So sagte die reizende Le-U wohl schon zum zehnten Mal in ihrem Boudoir der Cha-Chua-Allee in Peking. Die »alte Mutter«, die ihr antwortete und der sie diese, in China für bejahrtere Dienerinnen gebräuchliche Bezeichnung gab, war die mürrische und nichts weniger als angenehme Mamsell Nan.

Mit 18 Jahren hatte Le-U einen Gelehrten ersten Grads geheiratet, der an dem berühmten Sse-Khu-Tsuane-Chu⁰ mitarbeitete. Der würdige Mann war noch einmal so alt wie sie und starb schon im dritten Jahr dieser etwas unpassenden Ehe.

Die junge Witwe stand also mit 21 Jahren allein in der Welt. Kin-Fo sah sie auf einer Reise, die er zu jener Zeit nach Peking machte. Wang kannte die lebenswürdige Person schon von früher her und suchte die Aufmerksamkeit seines teilnahmslosen Schülers auf sie zu lenken. Kin-Fo befreundete sich nach und nach mit dem Gedanken, seine bisherige Lebensweise aufzugeben und die junge Witwe heimzuführen. Le-U zeigte sich nicht unempfindlich gegen diesen Antrag. Jetzt

⁰Dieses im Jahr 1773 begonnene Werk soll 160.000 Bände erhalten; jetzt ist es erst bis zum 78.738ten fortgeschritten.

sollte die Hochzeit, die zur größten Befriedigung des Philosophen wirklich festgelegt worden war, gefeiert werden, sobald Kin-Fo, nach Anordnung alles Notwendigen in Shanghai, nach Peking zurückkommen würde.

Im Himmlischen Reich ist es nicht gebräuchlich, daß sich Witwen zum zweiten Mal verheiraten, nicht etwa, daß sie das nicht ebenso wünschten wie ihre in gleicher Lage befindlichen Schwestern im Abendland, aber weil sie wenig Männer finden, die auf eine Witwe reflektieren. Wenn Kin-Fo von dieser Regel eine Ausnahme machte, so kam es eben daher, daß er überhaupt seine eigenen Wege zu gehen liebte. Vermählte sich Le-U wieder, so begab sie sich damit freilich des Rechts, unter den »Paelus« hinweggehen zu dürfen, jenen Denkmälern, die mancher Kaiser zu Ehren der ihren verstorbenen Ehemännern treu verbliebenen Frauen errichten ließ; wie zum Beispiel die Witwe Soung, die niemals zum Verlassen des Grabs ihres verewigten Mannes zu bewegen war, die Witwe Kung-Kiang, die sich beim Tod ihrer stärkeren Hälfte einen Arm brach, oder die Witwe Yen-Tchiang, die sich aus Schmerz das hübsche Gesicht völlig entstellte. Le-U glaubte aber bei ihren 21 Jahren noch etwas besseres anfangen zu können. Sie entschloß sich, das unterwürfige Leben noch einmal zu beginnen, zu dem die chinesische Sitte jede Frau verdammt, auf die Dinge der Außenwelt zu verzichten und sich den Vorschriften des Buchs »Li-nun«,

das von den häuslichen Tugenden handelt, ebenso getreulich zu unterwerfen wie denen des Buchs »Nei-tse-pien« über die ehelichen Pflichten, um endlich jene Achtung wieder zu erwerben, die in den höheren Gesellschaftsklassen die Gattin stets genießt, während es eine gänzlich falsche Vorstellung ist, zu glauben, daß sie ein Leben wie eine Sklavin führe. Die intelligente, wohlunterrichtete Le-U, die recht gut wußte, welche Aufgabe ihr im Haus des reichen Sonderlings bevorstand, und danach strebte, ihm den Beweis zu liefern, daß es ein Glück auch schon hienieden gebe, ergab sich also nicht ungerne dem ihr zugefallenen Los.

Bei seinem Ableben hatte der Gelehrte die junge Witwe zwar in gesicherten, aber doch nur mittelmäßigen Umständen zurückgelassen. Das Haus in der Cha-Chua-Allee war nur ein bescheidenes Besitztum. Die unausstehliche Nan schaltete hier als einzige Dienerin; Le-U hatte sich jedoch allzusehr an ihre unangenehmen Manieren gewöhnt, die übrigens bei den chinesischen weiblichen Dienstboten gar nicht selten sind.

In ihrem Boudoir hielt sich die junge Frau mit besonderer Vorliebe auf. Dessen Ausstattung wäre ohne die reichen Geschenke, die seit 2 Monaten in kurzen Abständen eintrafen, einfach zu nennen gewesen. An den Wänden hingen einige Bilder, unter anderm

ein Meisterwerk des alten Malers Huan-Tse-Nen,⁰ das die Aufmerksamkeit jedes Kenners erregt hätte, zwischen grünen Pferden, violetten Hunden und blauen Bäumen von jüngeren einheimischen Meistern. Auf einem lackierten Tisch lagen, wie ungeheure Schmetterlinge mit ausgebreiteten Flügeln, viele Fächer aus der berühmten Schule von Swatow. Aus schwebenden Porzellanvasen hingen lange, zierliche Girlanden von künstlichen Blumen herab, die aus dem Mark der Arabia papyfera von Formosa so prächtig hergestellt werden, und die mit den weißen Nymphäen, dem gelben Chrysanthemum und den roten Lilien wetteiferten, die sich aus hölzernen, kunstreich geschnitzten Blumenständern erhoben. Über das Ganze drang durch die Bambusjalousien der Fenster nur ein gedämpftes Licht, dessen einzelne Strahlen gleichsam zerlegt erschienen.

⁰Der Ruhm jener großen Meister ist durch Überlieferung bis auf uns gekommen, die, wenn auch nicht verbürgt, doch der Beachtung wert erscheint. So erzählt man zum Beispiel, daß Tsao-Puh-Ying, ein Maler des 3. Jahrhunderts, nach Vollendung eines prächtigen Ofenschirms für den Kaiser, wie zum Zeitvertreib noch einige Fliegen auf jenen malte und die Befriedigung hatte zu sehen, daß Seine Majestät ein Taschentuch nahm und sie zu vertreiben versuchte. Nicht weniger berühmt war Huan-Tse-Nen um das Jahr 1000. Mit der Ausschmückung der Wände in einem Saal des Palasts betraut, malte er darauf mehrere Fasanen. Als später fremde Gesandte dem Kaiser als Geschenk einige Falken mitbrachten, stürzten sich die abgerichteten Jagdvögel sofort auf die gemalten Vögel, freilich mehr zum Nachteil ihrer Schädel als zur Befriedigung ihres verführten Instinkts.

Ein prächtiger Ofenschirm aus großen Sperberfedern, die sinnreich angeordnet mit ihren helleren Stellen eine große Päonie bildeten – das Emblem der Schönheit im Reich der Blumen – zwei Volieren in Form von Pagoden, wahrhafte Kaleidoskope durch die glänzenden, darin umherflatternden Vögel Indiens, einige »Tiemaols«, das sind Äolsharfen, deren Glasstränge im sanften Luftzug erklangen, und tausend Kleinigkeiten, die sie an den abwesenden Geber erinnerten, vervollständigten die eigenartige Ausstattung dieses Raums.

»Noch kein Brief, Nan?«

»Nein, Madame, noch immer keiner!«

Die junge Le-U war wirklich eine reizende Frau. Hübsch von Gesicht, selbst vor dem Urteil europäischer Augen, weiß und nicht gelb, wie ihre Landsmänninnen, erhoben sich ihre sanften Augen kaum nach den Schläfen, zierten sie dunkle volle Haare, die grüne Malachitnadeln zusammenhielten, kleine weiße Zähne und regelmäßige Augenbrauen, denen sie kaum mit ein wenig feiner, chinesischer Tusche nachgeholfen hatte. Sie färbte ihre Wangen weder mit Honigmilch noch mit spanischem Weiß, wie es die Schönheiten des Himmlischen Reichs zu tun pflegen, malte keinen Karminstreifen um die Unterlippe oder einen kleinen vertikalen Strich zwischen die Augen, noch gebrauchte sie irgendein Schminkpflasterchen, für die der kaiserliche Hof jährlich 10 Millionen Sapeken ausgibt. Die junge Witwe bedurfte solcher Hilfsmittel nicht. Sie verließ ihr

Haus an der Cha-Chua-Allee nur selten und verachtete die entstellende Maskierung, der sich die chinesischen Frauen bedienten, wenn sie sich auf die Straße begeben.

In der Kleidung hielt sich Le-U so einfach wie möglich und trug sich doch stets höchst elegant. Ein langes, vierfach geschlitztes und mit breitem gestickten Rand umsäumtes Oberkleid, darunter einen faltigen Rock, der an der Taille mit golddurchwirkter Borte festgehalten wurde, am Gürtel befestigte Beinkleider, die an den seidenen Strümpfen zusammengeknüpft waren, reich mit Perlen verzierte Pantoffeln, kurz, es fehlte der jungen Witwe nichts, wenn man dazu bemerkt, daß sie kleine feine Händchen hatte und ihre langen und roten Nägel sorgsam in kleinen silbernen und fein ziselierten Fingerhütchen pflegte.

Und ihre Füße? Nun, die waren klein, doch nicht infolge der gebräuchlichen barbarischen Gewohnheit, die sich zum Glück mehr und mehr zu verlieren scheint, sondern weil die Natur sie so geschaffen hatte. Die erwähnte grausame Mode besteht schon seit 700 Jahren und verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich einer von Natur verstümmelten Prinzessin. Das Verfahren dabei ist sehr einfach, indem die Mittelfußknochen nach unten zusammengebunden werden, während der Fersenknochen intakt bleibt, wodurch der Fuß zu einer Art Klumpen verunstaltet wird, der das Gehen fast ganz verhindert, zur Blutarmut führt, und für welche

Verunstaltung wahrscheinlich keine andere Ursache zu entdecken ist, als die Eifersucht der Ehemänner. Jetzt läßt man, seit dem Einfall der Tataren, allmählich von dieser Mode. Unter zehn Chinesinnen finden sich heutzutage schon kaum noch drei, die im zartesten Alter dieser schmerzhaften Operation unterworfen worden wären, die jene Formenveränderung des Fußes zur Folge hat.

»Es ist ganz unmöglich, daß heute kein Brief ankommen sollte!« sagte Le-U noch einmal. »Sieh doch einmal nach, alte Mutter.«

»Ist schon geschehen!« antwortete Mamsell Nan schnippisch und ging murmelnd aus dem Zimmer.

Le-U wollte zum Zeitvertreib ein wenig arbeiten. Auch dabei mußte sie ja an Kin-Fo denken, denn sie stickte ihm ein Paar Strümpfe, deren Herstellung jeder chinesischen Frau, sie mag einer Gesellschaftsklasse angehören, welcher sie wolle, stets überlassen ist. Bald fiel ihr aber die Arbeit aus den Händen. Sie erhob sich, nahm aus einem Behälter einige Wassermelonen, die sie mit den kleinen Zähnen brach, und schlug dann ein Buch auf, den »Nushun«, den Kodex von Vorschriften, den jede rechtschaffene Frau tagtäglich ein Weilchen durchlesen muß.

»So wie der Frühling die geeignetste Zeit zur Arbeit ist, so ist auch der frühe Morgen die beste Zeit des Tages.«

»Steh zu guter Stunde auf und überlaß dich nicht zu lange der Süßigkeit des Schlafs.«

»Besorge den Maulbeerbaum und den Hanf.«

»Spinne fleißig Seide und Baumwolle.«

»Der Frauen Tugend ist Tätigkeit und Sparsamkeit.«

»Die Nachbarn werden dich loben . . . «

Da fiel ihr das Buch zu. Die zärtliche Le-U dachte gar nicht mehr an das, was sie las.

»Wo ist er wohl jetzt?« fragte sie sich. »Er wollte nach Kanton reisen. Mag er schon nach Shanghai zurückgekehrt sein? Wann wird er in Peking ankommen? War das Meer ihm hold? Möge die Göttin Koanine ihn beschützen!«

So sprach die junge Frau in der Unruhe ihres Herzens. Dann streiften ihre Augen wie zufällig eine aus Tausenden von Stückchen kunstreich zusammengesetzte Tischdecke, eine Art portugiesischer Stoff-Mosaikarbeit, die eine Mandarinente mit ihren Kücklein, das Sinnbild der Treue, darstellte. Endlich näherte sie sich einem Blumenständer und pflückte auf Geratewohl eine Blüte.

»O«, sagte sie, »die Blüte der grünen Weide, das Bild des Frühlings, der Jugend und der Freude! Und hier das gelbe Chrysanthemum, das Bild des Herbstes und der Trauer!«

Sie wollte die Angst verscheuchen, die sich ihrer jetzt unwillkürlich bemächtigte. In der Nähe hing ihre Laute; leise ertönten die Saiten; ihre Lippen sangen die

ersten Worte des »Liedes von den verschlungenen Händen«, doch sie mußte bald abbrechen. »Sonst blieben seine Briefe nicht so lange aus«, dachte sie. »Wie las ich sie mit bewegtem Herzen! Noch mehr, statt der toten Buchstaben, die sich nur an meine Augen wandten, konnte ich ja seine eigene Stimme hören. Dort jener sonst leblose Bote sprach ja zu mir, als wäre er selbst in der Nähe!«

Le-U blickte dabei auf ihren Phonographen, der auf einem lackierten Säulentischchen stand und in allen Stücken dem glich, dessen sich Kin-Fo in Shanghai bediente. Auf diese Weise konnten beide sich hören oder vielmehr ihre Stimmen vernehmen, trotz der Entfernung, die sie trennte . . . Aber auch heute, wie schon seit mehreren Tagen, blieb der Apparat stumm und brachte keine Botschaft von des Abwesenden Gedanken.

In diesem Augenblick trat die bejahrte Dienerin ein.
»Da hier, Ihr Brief!« sagte sie.

Nan verschwand wieder, nachdem sie Le-U einen Brief mit dem Poststempel von Shanghai übergeben hatte.

Ein glückliches Lächeln umspielte die Lippen der jungen Frau. Ihre Augen leuchteten in erhöhtem Glanz. Sie zerriß schnell das Kuvert, ohne es vorher zu betrachten, wie sie es sonst zu tun pflegte.

Die Hülle enthielt keinen geschriebenen Brief, sondern eines jener feingestreiften Blättchen, die mit Hilfe

des Phonographen die menschliche Stimme in all ihren Variationen wiedergeben.

»O, das ist mir noch lieber!« rief Le-U erfreut. »So werde ich ihn ja selbst hören!«

Sie befestigte das Blättchen auf der Rolle des Phonographen, die ein Uhrwerk sofort in Bewegung setzte, und als Le-U ihr Ohr dem Apparat näherte, hörte sie eine Stimme, die sagte:

»Kleine jüngere Schwester! Ein Unfall hat mein Vermögen geraubt, wie der Ostwind die gelben Blätter im Herbst verweht! Ich will Dich nicht dadurch elend machen, daß ich auch Dich an mein Unglück fessele! Vergiß den Armen, den das Schicksal zehntausendfach getroffen hat. Dein verzweifelter Kin-Fo.«

Welcher Schlag für die arme Frau! Ein bittereres Leben als das Gentianbitter wartete ihrer. Ach, der Sturm des Unheils sollte ihr auch die letzte Hoffnung auf den rauben, den sie so innig liebte! War denn Kin-Fos Liebe für sie wirklich für immer entschwunden? Konnte sich ihr Freund kein Glück mehr vorstellen, ohne seine Schätze? Arme Le-U! Sie glich jetzt einem Papierdrachen in der Luft, dessen haltender Faden reißt und der nun schwankend zur Erde stürzt!

Die herbeigerufene Nan zuckte über die Erscheinung ihrer Herrin nur die Achseln und trug sie auf ihren »Hang«. Doch obwohl das ein künstlich zu erwärmendes, sogenanntes »Ofen-Bett« war, wie kalt erschien

das Lager der unglücklichen Le-U! Wie lang erschienen ihr die 5 Wachen dieser Nacht, die sie schlaflos dahinbrachte!

6. KAPITEL

DAS DEM LESER VIELLEICHT LUST MACHT, EINEN GANG
NACH DEN BÜROS DER »HUNDERTJÄHRIGEN« ZU
MACHEN

Am folgenden Tag verließ Kin-Fo, der die gewohnte Mißachtung aller Dinge dieser Welt auch nicht einen einzigen Augenblick verleugnete, allein seine Wohnung. Mit stets unverändertem Schritt wanderte er am rechten Ufer des Creek dahin. An der Holzbrücke angelangt, welche die englische Niederlassung mit der amerikanischen verbindet, überschritt er den Fluß und wandte sich nach einem hübschen Haus zwischen der Missionskirche und dem Konsulat der Vereinigten Staaten.

An der Vorderseite dieses Hauses prangte ein großes Kupferschild, auf dem in riesigen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen war:

Die Hundertjährige
Gesellschaft für Lebens- und Feuerversicherung
Garantiekapital: 20.000.000 Dollar
Generalagent: William J. Bidulph

Kin-Fo öffnete die Tür, hinter der sich noch eine zweite gepolsterte Flügeltür befand, und trat in ein

durch zwei armhohe Geländer geteiltes Büro ein. Verschiedene Pappbände, Bücher mit Nickelschlössern, ein amerikanischer diebessicherer Tresor mit Selbstverteidigung, ferner zwei oder drei Tische, an der die Gehilfen der Agentur arbeiteten, nebst einem vielfächrigen Schreibtisch des ehrenwerten William J. Bidulph: das war die Ausstattung dieses Raums, der mehr einem Haus des Broadway als einem Gebäude an den Ufern des Wusung anzugehören schien.

William J. Bidulph war in China der Generalagent einer Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaft, die ihren Sitz in Chicago hatte. Die in den Vereinigten Staaten sehr wohlangesehene »Hundertjährige« – gewiß ein verlockender Titel, der ihr Klienten gewinnen mußte – besaß Zweigniederlassungen und Vertreter in allen fünf Erdteilen. Sie machte ungeheure und ausgezeichnete Geschäfte, dank ihrer ebenso umfassenden wie liberalen Statuten, die es erlaubten, sich gegen jede denkbare Gefahr zu versichern.

Auch die Bewohner des Himmlischen Reichs freudeten sich allmählich mit dem zeitgemäßen Ideenstrom an, der die Kassen dieser und ähnlicher Gesellschaften füllte. Sehr viele Gebäude im Reich der Mitte waren schon gegen Brandschäden versichert, und auch die Policen für den Todesfall trugen, eben wegen der Vielfältigkeit ihrer Bedingungen, chinesische Unterschriften schon in großer Anzahl. Das Schild der »Hundertjährigen« glänzte bereits über vielen Türen

in Shanghai und unter anderem auch über dem reich geschmückten Säuleneingang zu Kin-Fos Yamen. Sein Hab und Gut gegen Feuer zu versichern, das konnte der Grund also nicht sein, weshalb der Schüler Wangs jetzt dem erwähnten William J. Bidulph einen Besuch abstattete.

»Herr Bidulph?« fragte der Eintretende.

William J. Bidulph war bei der Hand, »in Person«, wie der Photograph, der allein arbeitet, stets dem Publikum zu Diensten bereit ist – ein Mann von 40 Jahren in tadelloser schwarzer Kleidung mit weißer Krawatte und bis auf den Schnurrbart ein ganzer Amerikaner.

»Mit wem hab' ich die Ehre?« fragte William J. Bidulph.

»Mein Name ist Kin-Fo aus Shanghai.«

»Ah, Herr Kin-Fo, einer der Klienten der ›Hundert-jährigen‹, Police Nummer 27.200 . . .«

»Ganz richtig.«

»Es würde mich ungemein freuen, Ihnen zu Diensten sein zu können.«

»Ich möchte Sie unter vier Augen sprechen!« antwortete Kin-Fo.

Die Verhandlung zwischen den beiden Männern ging um so leichter vonstatten, als William J. Bidulph ebensogut chinesisches sprach wie Kin-Fo englisch.

Der reiche Klient wurde also mit der ihm gebührenden Zuvorkommenheit in ein Nebenkabinett geführt,

das mit dicken Tapeten geschmückt und mit Doppeltüren versehen war, wo man über den Umsturz der Dynastie der Tsing ruhig hätte verhandeln können, ohne Gefahr, von den feinen Ohren der Tipaos des Himmlischen Reichs gehört zu werden.

»Mein Herr«, begann Kin-Fo, als sich beide im Schaukelstuhl vor einem mit Gas geheizten Kamin niedergelassen hatten, »ich wünschte mit Ihrer Gesellschaft zu verhandeln, um, im Fall meines Todes, die Auszahlung eines Kapitals, dessen Höhe sofort bestimmt werden soll, zu erlangen.«

»O, die einfachste Sache von der Welt«, antwortete William J. Bidulph; »zwei Unterschriften, Ihre und meine unter einem Policebogen, und die Versicherung ist, bis auf die Erfüllung einiger unwesentlicher Formalitäten, abgeschlossen. Doch, Sie erlauben mir eine Frage ... Sie haben doch den Wunsch, nur in sehr hohem Alter zu sterben, der ja übrigens ein sehr natürlicher ist?«

»Warum?« fragte Kin-Fo. »Gewöhnlich deutet der Abschluß einer Lebensversicherung doch weit mehr darauf hin, daß man eher einen frühzeitigen Tod befürchtet ... «

»O, mein Herr«, erwiderte William J. Bidulph ganz ernsthaft, »von einer solchen Furcht kann bei den Klienten der ›Hundertjährigen‹ nicht die Rede sein! Sagt das nicht schon der Name unserer Gesellschaft? Glauben Sie sicher, man erwirbt sich hier die gesicherte

Aussicht auf ein sehr langes Leben! Ich bitte um Verzeihung, aber es ist sehr selten, daß unsere Versicherten nicht das 100. Lebensjahr überschreiten . . . sehr . . . sehr selten! . . . In deren Interesse sollten wir allerdings ihr Leben abzukürzen suchen! Eben aus der genannten Ursache erfreut sich ja unsere Gesellschaft einer so hohen Blüte. Nein, ich wiederhole Ihnen, mein Herr, wer sich in der »Hundertjährigen« einkauft, gewinnt damit fast die Gewißheit, selbst ein solcher Hundertjähriger zu werden!«

»So?« bemerkte Kin-Fo ganz gelassen, indem er William J. Bidulph mit frostigen Blicken musterte.

Der Generalagent, der so ernsthaft sprach wie ein Minister, hatte aber gar nicht das Aussehen, als könne er jemals scherzen.

»Sei dem, wie ihm wolle«, fuhr Kin-Fo nach kurzer Unterbrechung fort, ich möchte mich mit 200.000 Dollar versichern.«

»Ganz recht! Wir sagen also für ein Kapital von 200.000 Dollar!« antwortete William J. Bidulph ebenso ruhig.

Und er notierte die Zahl in seinem Buch, als hätte es sich um 10 Dollar gehandelt.

»Es ist Ihnen bekannt«, fügte er hinzu, »daß die Versicherung erlischt und die bezahlten Prämien, ohne Rücksicht auf deren Betrag, der Gesellschaft verfallen, wenn die Person, auf deren Kopf die Versicherung lautet, durch die Tat des über die stattgefundene

Versicherung unterrichteten Erbberechtigten ums Leben kommt?«

»Das weiß ich.«

»Und welche Risiken gedenken Sie zu versichern, geehrter Herr?«

»Alle.«

»Die Gefahren der Reise zu Land und Wasser und auch die eines Aufenthalts außerhalb der Grenzen des Himmlischen Reichs?«

»Ja.«

»Das Risiko eines gerichtlichen Todesurteils.«

»Gewiß.«

»Das eines Zweikampfs?«

»Ebenso.«

»Das Risiko des Militärdienstes?«

»Jawohl.«

»Dann wird die Prämie aber ziemlich hoch ausfallen?«

»Mag sein, ich bezahle sie.«

»Wie Sie wünschen.«

»Aber«, begann Kin-Fo, »es gibt ja noch ein Risiko, von dem Sie kein Wort erwähnen.«

»Und das wäre?«

»Der Selbstmord; ich glaubte, die Statuten der ›Hundertjährigen‹ ließen auch eine Versicherung dagegen zu.«

»Ei freilich, mein Herr, ganz gewiß«, antwortete William J. Bidulph, der sich schon die Hände rieb. »Das

ist sogar unsere reichste Einnahmequelle. Sie begreifen, daß unsere Klienten gewöhnlich Leute sind, die sehr am Leben hängen, und gerade diejenigen, die sich aus übergroßer Vorsicht auch gegen Selbstmord versichern, legen so gut wie niemals Hand an sich.«

»Das ist mir gleich«, antwortete Kin-Fo. »Aus persönlichen Gründen will ich mich auch gegen dieses Risiko sicherstellen.«

»Wie Sie wünschen; doch steigt damit natürlich auch die Prämie beträchtlich.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich bezahlen werde, was Sie fordern.«

»Einverstanden. – Wir sagen also«, murmelte William J. Bidulph, der seine Notizen vervollständigte, »gegen das Risiko der See- und Landgefahren, des Selbstmords . . . «

»Nun, und was habe ich in diesem Fall an Prämie zu entrichten?« fragte Kin-Fo.

»Mein lieber Herr«, antwortete der Generalagent, »unsere Prämien sind mit mathematischer Genauigkeit berechnet, was unsere Gesellschaft ruhmvoll auszeichnet. Sie beruhen nicht mehr, wie das früher der Fall war, auf den Sterblichkeitstafeln von Deparcieux . . . ah, kennen Sie Deparcieux?«

»Nein, ich kenne Deparcieux nicht.«

»Ein hervorragender Statistiker, aber schon alt . . . so alt, daß er sogar schon gestorben ist. Zur Zeit als er seine weltbekannten Tafeln veröffentlichte, die noch

den meisten europäischen Gesellschaften als Grundlage dienen, war die mittlere Lebensdauer kürzer als heute – eine Folge des allseitigen Fortschreitens der Menschheit. Wir dagegen nehmen also eine höhere mittlere Lebensdauer an und bieten dem Versicherten, der eine geringere Prämie bezahlt und länger lebt, un-leugbare Vorteile.«

»Wie hoch beläuft sich meine Prämie?« fragte Kin-Fo noch einmal, in der Absicht, den wortreichen Agenten, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne das Lob der »Hundertjährigen« mit vollen Backen zu preisen, endlich zum Schweigen zu bringen.

»Zur Beantwortung dieser Frage, mein Herr, muß ich mir die indiskrete Frage erlauben: wie alt sind Sie jetzt?«

»31 Jahre.«

»Nun dann, bei jeder anderen Gesellschaft würden Sie in einem Alter von 31 Jahren, wenn es sich nur um Versicherung der gewöhnlichen Risiken handelte, 2,83 Prozent entrichten müssen. Bei der ›Hundertjährigen‹ beträgt die Prämie nur 2,7 Prozent, das ergibt für ein Kapital von 200.000 Dollar jährlich 5400 Dollar.«

»Und unter den von mir gestellten Bedingungen?« warf Kin-Fo ein.

»Bei Versicherung gegen jederlei Gefahr, inklusive des Selbstmords?«

»Besonders des Selbstmords.«

»Ja, mein Herr«, fuhr William J. Bidulph in liebenswürdigem Ton fort, nachdem er die letzte Seite seines Notizbuchs nachgeschlagen hatte, »in diesem Fall können wir es nicht unter 25 Prozent tun.«

»Und das macht?«

»50.000 Dollar.«

»In welcher Weise muß die Prämie bezahlt werden?«

»Entweder auf einmal oder monatlich, ganz nach Belieben des Versicherten.«

»Was hätte ich also für die ersten 2 Monate zu entrichten?«

»8332 Dollar, deren heutige Einlieferung in unsere Kasse sie auf 2 Monate, das heißt vom 30. April bis 30. Juni des laufenden Jahres, decken würde.«

»Einverstanden, mein Herr«, erwiderte Kin-Fo kurz und trocken. »Hier sind die beiden ersten Monate meiner Prämie!«

Damit legte er ein dickes Paket Dollarscheine, die er aus der Tasche zog, auf den Tisch.

»Schön, mein Herr . . . sehr schön!« antwortete William J. Bidulph. »Vor der Ausfertigung der Police wäre nur noch eine einzige Formalität zu erfüllen.«

»Und die wäre?«

»Sie werden den Besuch des Gesellschaftsarztes erhalten.«

»Wozu das?«

»Um festzustellen, daß Sie von Haus aus von gesunder Konstitution sind und an keinem organischen Fehler leiden, der Ihr Leben vorzeitig verkürzen könnte, damit wir einige Sicherheit haben, daß Sie recht lange leben.«

»Ich begreife nicht . . . da ich mich auch gegen Zweikampf und Selbstmord versichert habe . . .«, bemerkte Kin-Fo.

»Ei, mein lieber Herr«, erwiderte William J. Bidulph mit seinem gewöhnlichen Lächeln, »trügen Sie den Keim zu einer Krankheit in sich, der sie uns rauben könnte, dann würde uns das ein gutes Stück Geld, nämlich 200.000 Dollar kosten!«

»Ich denke, mein Selbstmord dürfte Sie ebenso teuer zu stehen kommen.«

»Bester Herr«, antwortete der Agent verbindlich, indem er Kin-Fos Hand ergriff und sanft darauf klopfte, »ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß sich viele unserer Klienten gegen Selbstmord versichert, aber noch niemals Hand an sich gelegt haben. Übrigens steht es uns frei, Sie überwachen zu lassen, natürlich mit größter Vorsicht.«

»Ah so!« warf Kin-Fo dazwischen.

»Ich füge als eine persönliche Bemerkung hinzu, daß von allen Klienten der ›Hundertjährigen‹ gerade diese es sind, die ihre Prämie am längsten entrichten. Und unter uns, warum sollte der reiche Herr Kin-Fo sein Leben eigenmächtig abkürzen?«

»Ja, warum mag sich dann der reiche Herr Kin-Fo überhaupt versichern?«

»O, sehr einfach«, erklärte William J. Bidulph, »um die Gewißheit zu haben, sehr lange zu leben, wie alle Klienten der ›Hundertjährigen‹.«

Mit dem Hauptagenten der berühmten Gesellschaft war eben kaum zu streiten. Er war sich seiner Sache gar zu sicher.

»Zu wessen Vorteil aber«, fügte er hinzu, »wird diese Versicherung auf 200.000 Dollar abgeschlossen? Wer wird der Erbe des Vertrags sein?«

»Als solche sind zwei Personen bestimmt«, erwiderte Kin-Fo.

»Die gleichen Anteil haben sollen?«

»Nein, einen ungleichen, der eine 50.000 Dollar, der andere 150.000 Dollar.«

»Wir setzen also mit 50.000 ein, Herrn . . . ?«

»Wang.«

»Den Philosophen Wang?«

»Genau den.«

»Und mit der übrigen Summe?«

»Madame Le-U in Peking.«

»In Peking«, wiederholte William J. Bidulph, der die Namen der Rechtsnachfolger aufzeichnete. Dann fuhr er fort:

»Wie alt ist Madame Le-U?«

»21 Jahre«, antwortete Kin-Fo.

»O, eine noch junge Dame«, bemerkte der Agent, »die doch ziemlich bejahrt sein wird, wenn sie in die Lage kommt, das versicherte Kapital zu erheben.«

»Weshalb, wenn ich bitten darf?«

»Ei, weil Sie länger als 100 Jahre leben werden, bester Herr. Und der Philosoph Wang?«

»55 Jahre.«

»Nun, dieser gute Mann braucht sich allerdings keine Hoffnung zu machen, jemals einen Cent zu erheben!«

»Das wird sich finden, mein Herr!«

»Wenn ich, geehrter Herr«, antwortete William J. Bidulph, »mit 55 Jahren der Erbe eines 30jährigen Mannes wäre, der nicht vor seinem 100. Jahre sterben wird, so wäre ich nicht so beschränkt, mir überhaupt die geringste Hoffnung zu machen.«

»Ergebener Diener, mein Herr«, erwiderte Kin-Fo, dem diese Unterhaltung allmählich lästig wurde, kurz, und wandte sich zur Tür des Kabinetts.

»Ganz der Ihrige!« gab der ehrenwerte William J. Bidulph, indem er sich vor dem neuen Klienten der »Hundertjährigen« verbindlich verneigte, schnell zurück.

Am folgenden Tag machte der Gesellschaftsarzt seinen vorgeschriebenen Besuch bei Kin-Fo. »Ein Körper von Eisen, Muskeln von Stahl, Lungen wie Orgelpfeifen«, so lautete sein Bericht. Es bestand kein Hindernis für die Gesellschaft, den Vertrag mit einer von Natur

so vorzüglich ausgestatteten Persönlichkeit abzuschließen. Die Police wurde also am selben Tag von Kin-Fo einerseits, zu Gunsten der jungen Witwe und des Philosophen Wang, und andererseits von William J. Bidulph als Vertreter der Gesellschaft vorschriftsmäßig unterzeichnet und vollzogen.

Weder Le-U noch Wang sollten, abgesehen von ganz außerordentlichen Umständen, nicht eher erfahren, was Kin-Fo für sie getan habe, als an dem Tag, wo die »Hundertjährige« in die Lage kam, ihnen das versicherte Kapital, die letzte Wohltat des Millionärs, auszuzahlen.

7. KAPITEL

DAS SEHR TRAUIG WÄRE, WENN ES SICH DARIN NICHT
UM EINIGE DEM HIMMLISCHEN REICH EIGENTÜMLICHE
SITTEN UND GEBRÄUCHE HANDELTE

Was der ehrenwerte William J. Bidulph auch sagen und denken mochte, dieses Mal war die Kasse der »Hundertjährigen« in ihren Beständen ganz ernstlich bedroht. Kin-Fos Plan gehörte nicht zu denen, deren Ausführung man, nach reiflicher Überlegung, auf unbestimmte Zeit vertagt. Vollständig ruiniert, wie er war, hatte Wangs Schüler den festen Entschluß gefaßt, einem Leben ein Ende zu machen, das ihm selbst, als er noch Reichtümer besaß, nichts als tödliche Langweile geboten hatte.

Der ihm von Soun acht Tage nach seinem Eintreffen übergebene Brief kam aus San Francisco. Er brachte die Mitteilung von der Zahlungseinstellung der Zentralbank von Kalifornien. Kin-Fos Vermögen bestand nun, wie wir wissen, zum weitaus größten Teil aus Aktien dieser so berühmten und bis zur Stunde als unbedingt sicher geltenden Bank. Doch ließ die Tatsache keinen Zweifel aufkommen. So unwahrscheinlich die Sache auch klang, war sie doch leider nur zu wahr. Die Zahlungseinstellung der Kalifornischen Zentralbank fand in den nach Shanghai gelangenden Zeitungen ihre Bestätigung. Der Konkurs war eröffnet worden und Kin-Fo damit ein ruiniertes Mann.

Außer den Aktien dieser Bank blieb ihm ja nichts, oder doch fast nichts übrig. Der immerhin schwer ausführbare Verkauf seiner Wohnung in Shanghai konnte ihm nur unzureichende Geldmittel liefern. Die 8000 Dollar, die er als Prämie in die Kasse der »Hundertjährigen« eingezahlt hatte, nebst wenigen Aktien der Dampfergesellschaft von Tien-Tsin, die, wenn er sie heute auf den Markt brächte, ihn höchstens für die allernächste Zeit über Wasser zu halten vermochten, das war jetzt sein ganzes Eigentum.

Ein Abendländer, ein Engländer oder Franzose hätte diesen Schicksalsschlag vielleicht mit Ruhe hingenommen und sich durch ernste Arbeit ein neues Leben zu gründen gesucht. Ein Kind des Himmels dagegen mußte im Recht zu sein glauben, wenn es anders dachte

und handelte. Als Chinese von echtem Schrot und Korn gedachte Kin-Fo sich durch einen freiwilligen Tod aus dieser Lage zu befreien und überlegte sich das mit der größten Gewissensruhe und der typischen Gleichgültigkeit, die die gelbe Rasse auszeichnet.

Der Chinese besitzt sozusagen nur einen passiven Mut, diesen aber in hohem Grad. Seine Gleichgültigkeit gegen den Tod ist wahrhaft erstaunlich. Ist er krank, so sieht er ihn ohne Anwendung von Schwäche herannahen; als Verurteilter zeigt er selbst unter der Hand des Henkers keine Furcht. Die so häufigen öffentlichen Hinrichtungen, der Anblick der entsetzlichen Strafen, die das Gesetzbuch des Himmlischen Reichs vorschreibt, haben den Sohn des Himmels beizeiten an den Gedanken gewöhnt, die Freuden dieser Welt ohne Bedauern zu missen.

Hiernach wird man auch weniger erstaunen, in allen Familien fast tagtäglich eine Unterhaltung über den Tod mit anzuhören. Er steht hier keinem Ereignis des Lebens fremd gegenüber. Der Kultus der Vorfahren findet sich selbst bei den ärmsten Leuten pietätvoll entwickelt. Es gibt kein reiches Haus, wo man nicht einen Raum als Familienheiligtum reservierte, keine elende Hütte, in der nicht ein Winkel den Reliquien der Ahnen vorbehalten wäre, für die jeden zweiten Monat besondere Feste gefeiert werden. Eben deshalb findet man zum Beispiel auch in denselben Läden, in denen etwa Bettchen für Neugeborene und Heiratskörbe verkauft

werden, eine große Auswahl fertiger Särge als stehenden Handelsartikel.

Der Einkauf eines Sarges ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kinder des Himmels. Man würde die Ausstattung eines Hauses für unvollständig halten, wenn ihr das letzte Ruhebett abginge. Der Sohn hält es für seine Pflicht, es dem Vater bei Lebzeiten darzubieten, was als rührendes Zeichen zärtlicher Liebe betrachtet wird. Dieses »Möbel« findet dann seinen Platz in einem besonderen Raum. Man schmückt es, hält es in bestem Stand und bewahrt es oft noch, nachdem es sterbliche Überreste aufgenommen hat, lange Jahre hindurch mit zärtlicher Sorgfalt. Mit einem Wort, die Achtung vor den Toten bildet einen Grundzug der chinesischen Religion und trägt sehr wesentlich dazu bei, die Bande der Familie aufs engste zu verknüpfen.

Dank seinem Temperament, wußte Kin-Fo sich mit dem Gedanken, seinen Tagen ein Ziel zu setzen, also in größter Ruhe zu befreunden. Er hatte ja die Zukunft zweier Wesen, die ihm teuer waren, sichergestellt. Was blieb ihm nun noch zu bedauern übrig? Nichts. Ein Selbstmord konnte ihm keinerlei Gewissensbisse verursachen. Was in den zivilisierten Ländern des Okzidents als Verbrechen erscheint, ist inmitten dieser eigentümlichen Zivilisation des östlichen Asiens ein ganz gerechtfertigter Akt.

Kin-Fos Entschluß war also gefaßt und nichts wäre imstande gewesen, ihn von der Ausführung abzuhalten, nicht einmal der Einspruch des Philosophen Wang.

Übrigens wußte dieser ja zunächst kein Sterbenswörtchen von den Absichten seines Schülers. Auch Soun befand sich in derselben Lage und hatte seit Kin-Fos Rückkehr nur die eine Beobachtung gemacht, daß dieser gegen seine täglichen Dummheiten etwas weniger empfindlich schien.

Jedenfalls stand Soun sich dabei sehr gut; ja, er konnte sich keinen besseren Herrn wünschen und jetzt wackelte der kostbare Zopf in aller Sicherheit auf seinem breiten Rücken.

Ein chinesisches Sprichwort sagt:

»Um auf Erden glücklich zu sein, muß man in Kanton leben und in Liau-Tcheu sterben.«

In der Tat bot Kanton die meisten Annehmlichkeiten des Lebens und in Liau-Tcheu verfertigte man die besten und schönsten Särge.

Kin-Fo unterließ natürlich nicht, seine Bestellung bei dem besten Haus zu machen, so daß das letzte Bett für ihn rechtzeitig eintreffen mußte. Für jeden Sohn des Himmlischen Reichs, der zu leben versteht, ist es ja stets eine Hauptaufgabe, dafür zu sorgen, daß für seinen ewigen Schlaf alles bestens und vorschriftsmäßig bereit ist.

Gleichzeitig kaufte Kin-Fo einen weißen Hahn, von dem bekannt ist, daß er die entschwebenden Geister

in sich aufnimmt und dabei eines der sieben Elemente erhascht, aus denen die chinesische Seele besteht.

Man erkennt hieraus, daß der Schüler des Philosophen Wang sich zwar sehr gleichgültig gegen alle irdischen Dinge verhielt, aber auf alles, was seinen Tod betraf, hohen Wert legte.

Nachdem das geschehen war, hatte er also nur noch die Einzelheiten seines Begräbnisses festzustellen. Noch am selben Tag vertraute er einem Blatt Papier – sogenanntem Reispapier, mit dessen Zusammensetzung der Reis nicht das geringste zu tun hat – seinen letzten Willen an.

Zunächst vermachte er der jungen Witwe sein Haus in Shanghai, Wang aber ein Porträt des Kaisers Taiping, das der Philosoph ein und alle Tage mit größtem Wohlgefallen betrachtete – natürlich unbeschadet der bei der »Hundertjährigen« versicherten Kapitalien – und bestimmte dann in größter Seelenruhe die Reihenfolge der Personen, die an seinem Leichenzug teilnehmen sollten.

Da er keine Angehörigen hatte, sollte ein Teil der ihm noch verbliebenen Freunde in weißer Kleidung, also der im Himmlischen Reich gebräuchlichen Farbe der Trauer, die Spitze des Zugs bilden. Längs der Straßen und bis zu dem, auf dem Friedhof von Shanghai

schon längst hergerichteten Grab sollte eine doppelte Reihe von Leichendienern Spalier bilden und dabei verschiedene Attribute tragen, wie blaue Sonnenschirme, Hellebarden, Zepter mit einer Hand am oberen Teil, seidene Schirme und Tafeln mit der eingehenden Beschreibung der Feierlichkeit, diese Leute aber bekleidet mit schwarzem Oberrock und weißem Gürtel und bedeckt mit schwarzem Filzhut mit roter Aigrette. Hinter der Gruppe der Freunde sollte ein Führer, scharlachrot vom Kopf bis zu den Füßen, gehen und den Gong anschlagen, nach ihm aber ein Wagen fahren, der in einer Art Reliquienschrein das Bild des Entseelten enthielt. Hierauf würde eine zweite Gruppe Freunde zu folgen haben; nämlich diejenigen, die der Reihe nach auf besonders dazu bereiteten Kissen in Ohnmacht zu fallen hatten. Endlich sollte sich ein Zug junger Leute unter einem großen, blau und goldenen Thronhimmel anschließen, denen die Aufgabe zufiel, kleine weiße und so wie die Sapeken mit einem Loch versehene Papierstückchen auszustreuen, die dazu bestimmt waren, die bösen Geister zu vertreiben, die sich dem Aufzug etwa anzuschließen versuchen könnten.

Hierauf sollte der Katafalk folgen, überdacht von einem ungeheuren Palankin von violetter Seide mit Goldtroddeln, den 50 Diener inmitten einer Doppelreihe von Bonzen auf den Schultern zu tragen hatten. Die in grauen, roten und gelben Gewändern einhergehenden Priester sollten dabei abwechselnd mit dem

Donner der Gongs, dem Heulen der Flöten und den rauschenden Tönen der 6 Fuß langen Trompeten die letzten Gebete absingen.

Hinter dem Katafalk sollten weiß überzogene Trauerwagen diesen pompösen Aufzug abschließen, dessen Unkosten die letzten Schätze des reichen Verstorbenen gerade aufzehrten.

Dieses Programm enthielt allerdings nichts besonders Außergewöhnliches. Durch die Straßen von Kanton, Shanghai oder Peking bewegten sich gar nicht so selten derartige Trauerzüge, in denen die Bewohner des Reichs der Mitte nichts anderes sahen als eine ganz natürliche, den sterblichen Überresten des Verblichenen dargebrachte Huldigung.

Am 20. desselben Monats traf eine aus Liau-Tcheu abgesandte große Kiste unter Kin-Fos Adresse in dessen Wohnung in Shanghai ein. Sie enthielt den sorgfältig verpackten Sarg des Adressaten. Weder Wang noch Soun oder ein anderer Diener in dem Yamen fanden darin etwas Absonderliches, denn wie gesagt, hält jeder Chinese streng darauf, die Truhe, in der er den ewigen Schlaf zu tun gedenkt, schon bei Lebzeiten zu besitzen.

Dieser Sarg, übrigens ein Meisterwerk des Fabrikanten in Liau-Tcheu, wurde im »Ahnen«-Zimmer des Hauses untergebracht. Dort hätte er wohl, geschmückt, eingesalbt und angeräuchert lange Zeit rasten können, ehe der Tag zu erwarten war, an dem ihn der Schüler

des Philosophen Wang selbst nötig hatte . . . dem sollte aber nicht so sein. Kin-Fos Tage waren gezählt und die Stunde ziemlich nah, mit der auch er in die Reihe der Vorfahren der Familie eintreten sollte.

An demselben Abend faßte Kin-Fo den unabänderlichen Entschluß, diesem Jammertal Lebewohl zu sagen.

Im Laufe des Tages kam ein Schreiben der trostlosen Le-U an. Die junge Witwe stellte Kin-Fo alles zur Verfügung, was sie besaß. Ihr galt der Reichtum nichts! Sie würde ihn zu entbehren wissen! Sie liebte ihn ja! Was brauchte er mehr? Sollten sie nicht auch unter bescheideneren Verhältnissen glücklich werden können?

Auch dieser von zärtlicher Teilnahme eingegebene Brief vermochte an Kin-Fos Beschluß nichts zu ändern.

»Nur mein Tod allein kann ihr von Nutzen sein!« dachte er.

Jetzt blieb ihm nur noch übrig, festzustellen, wie und wo er die letzte Hand an sich legen sollte. Kin-Fo fand ein gewisses Vergnügen daran, sich das ganz im einzelnen zu überlegen. Er hoffte heimlich, daß ihm in jenem letzten Augenblick, und wenn nur für ganz kurze Zeit, doch das Herz einmal vor innerer Erregung klopfen sollte.

In der Umgebung des Yamen erhoben sich vier hübsche Kioske, ausgeschmückt mit all der Phantasie, welche die chinesischen Künstler auszeichnet. Sie trugen besonders gewählte Namen: der Pavillion des »Glücks«, den Kin-Fo niemals betrat; das Haus des

»Reichtums«, das er nur mit tiefer Verachtung ansah; das Haus des »Vergnügens«, dessen Türen für ihn schon seit langer Zeit geschlossen blieben, und das Haus des »langen Lebens«, das er schon hatte abbrechen lassen wollen!

Sein Instinkt leitete ihn heute, sich gerade für diesen Pavillion zu entschließen. Er gedachte sich mit einbrechender Nacht dahin zu begeben. Dort sollte man ihn am nächsten Morgen, schon glücklich im Tod, auffinden.

Nachdem der Ort bestimmt war, kam die Frage an die Reihe, wie er sterben sollte. Sollte er sich den Bauch aufschlitzen, wie ein Japaner, sich mit der seidenen Schnur erdrosseln, wie ein Mandarin, oder sich im wohlriechenden Bad die Adern öffnen, wie ein Epikureer des alten Roms? Nein. All diese Todesarten schienen ihm zu roh und mußten für seine Freunde und Diener etwas Abstoßendes haben. Ein oder zwei Körnchen Opium, gemischt mit einem scharfen Gift, mußten ja hinreichen, ihn aus dieser Welt in jene andere zu befördern, ohne daß er etwas davon fühlte, ja, vielleicht während eines schönen Traums, der den zeitlichen Schlaf mit dem ewigen vermittelte.

Schon neigte sich die Sonne dem Horizont zu. Kin-Fo hatte nur noch wenige Stunden zu leben. Er wollte auf einem letzten Spaziergang noch einmal den Friedhof von Shanghai und die Ufer des Huang-Pu sehen, an denen er so oft gelangweilt dahingewandelt war. So

verließ er denn den Yamen ganz allein – er hatte den ganzen Tag über Wang nicht ein einziges Mal gesprochen – um dahin zum letzten Mal zurückzukehren und ihn nie wieder lebend zu verlassen.

Er schlenderte mit genau demselben Schritt wie früher – denn auch diese letzte Stunde seines Lebens vermochte darin nichts zu ändern – über das englische Gebiet, die Brücke über den Creek und die französische Niederlassung weg. Längs des Kais, der nach dem nächsten Tor führt, ging er um die Stadtmauer Shanghais bis zur katholischen Hauptkirche, deren Kuppel die südliche Vorstadt überragt. Dann wandte er sich nach rechts und schlug seelenruhig den Weg ein, der zur Pagode Lung-Haos führt.

Hier dehnte sich das weite, flache Land bis zu den dunklen Höhen, die das Tal des Min begrenzen, vor seinen Blicken aus, eine ungeheure sumpfige Ebene, aus der der Fleiß des Landwirts üppige Reisfelder zu machen gewußt hat. Hier und da ein Netz von Kanälen, welche die Flut des Meeres anfüllte, einige elende Dörfer, deren Hütten zwar von Rosen umrankt, die aber sonst mit gelblichem Schmutz bedeckt waren, oder einzelne zum Schutz gegen Überflutung etwas höher angelegte, kahle Felder. Auf den schmalen Fußwegen entflohen eine Menge Hunde, weiße Ziegen, Enten und Gänse in größter Eile, wenn ein Wanderer sie aus ihrer Ruhe aufstörte.

Dieses sorgsam kultivierte Feld, dessen Anblick einen Eingeborenen nicht in Verwunderung setzen konnte, hätte doch wahrscheinlich die Aufmerksamkeit, ja das Entsetzen jedes Fremden erregen müssen. Überall nämlich sah man hier Särge zu Hunderten, ohne von den Erdhügeln zu sprechen, die sich über den wirklich Beerdigten erhoben, nichts als Haufen von länglichen Kasten, Pyramiden von Särgen, die wie Stämme in einem Zimmerhof übereinanderlagen. Die chinesische Ebene in der Nähe der Stadt dient eben gleichzeitig als allgemeiner Friedhof. Ebenso wie zu viel Lebende, birgt das Land auch zu viel Leichen. Man sagt, es sei verboten, die Särge unter die Erde zu bringen, so lange ein und dieselbe Dynastie den Thron des Himmlischen Reichs einnimmt, und solche Dynastien bleiben ja jahrhundertlang am Ruder. Ob hieran nun etwas Wahres ist oder nicht, jedenfalls harren die Kadaver in ihren Särgen, von denen die einen in hellen Farben leuchten, die anderen dunkel und bescheidener aussehen, oder die zum Teil noch neu und glänzend erscheinen, zum Teil auch schon zu Staub zerfallen, meist ungeheuer lange auf den Tag ihrer Beerdigung.

Kin-Fo wunderte sich über diesen Zustand der Dinge natürlich nicht. Er wandelte weiter, ohne die Blicke viel umherschweifen zu lassen. Zwei Fremde in europäischer Kleidung, die ihm folgten, seitdem er aus dem Yamen herausgetreten war, erregten nicht einmal seine Aufmerksamkeit. Er selbst sah sie nicht, obwohl jene

bemüht schienen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Sie hielten sich stets in gemessener Entfernung, gingen weiter, wenn sich Kin-Fo fortbewegte, und blieben stehen, wenn jener rastete. Dann und wann wechselten sie wohl auch bedeutungsvolle Blicke oder einige wenige Worte, und sie befanden sich jedenfalls nur hier, um den lebensmüden Wanderer zu beobachten. Mittelgroß, an die 30 Jahre alt, gewandt und wohlgebaut, schienen sie mehr zwei Spürhunden mit scharfen Augen und schnellen Beinen ähnlich zu sein.

Nachdem Kin-Fo sich eine Stunde lang im Freien bewegt hatte, kehrte er nach den Ufern des Huang-Pu zurück.

Ebenso plötzlich kehrten die beiden Gestalten um.

Auf dem Weg begegnete Kin-Fo einigen elenden Bettlern, denen er ein Almosen reichte.

Etwas weiter kreuzten einige christliche Chinesinnen – von dem Orden, den die französischen Barmherzigen Schwestern gründeten – seinen Weg. Sie gingen dahin mit Tragkörben auf den Rücken und in denselben Krippen mit armen, verlassenen Wesen. Man hat sie mit Recht »Lumpensammlerinnen« genannt. Diese kleinen unglücklichen Wesen sind ja auch nichts anderes als weggeworfene, unbrauchbare, lebende Gegenstände.

Kin-Fo leerte seine Börse in die Hand der Barmherzigen Schwestern.

Die beiden Fremden erschienen sehr erstaunt über die Mildtätigkeit eines Sohns des Himmlischen Reichs.

Der Abend sank herab. Als Kin-Fo an den Mauern von Shanghai war, schlug er wieder den Weg nach dem Kai ein.

Die schwimmende Bevölkerung schlief noch nicht. Geschrei und Gesang ertönten von allen Orten.

Kin-Fo horchte. Er war begierig, die letzten Worte zu erfahren, die sein Ohr vernehmen sollte.

Eine junge Tankadere, die ein Boot durch die dunklen Fluten des Huang-Pu führte, sang folgende Strophen:

»Meine Barke mit den lachenden Farben
Ist geschmückt
Mit tausend und zehntausend Blumen.
Ich erwarte ihn mit sehndem Herzen!
Morgen muß er wiederkommen!
Blauer Gott, wache über ihn! Mög' deine Hand
Seine Rückkehr beschützen,
Und mögest du den langen Weg
Ihm freundlich kürzen.«

»Er wird morgen wiederkommen! Und ich, wo werde ich wohl morgen sein?« dachte Kin-Fo, den Kopf schüttelnd.

Die junge Tankadere fuhr fort:

»Er ist so weit von uns gegangen,
Ich weiß es ja,
Bis zum Land der Mantschus,
Bis zu den Mauern Chinas!
O, wie mein Herz so oft
Klopfte, wenn der Wind
Sich erhob und mächtig anwuchs
Und dahinsausend schnell
Das Unwetter vertrieb.«

Kin-Fo lauschte noch immer, ohne ein Wort zu sagen.
Die Tankadere schloß wie folgt:

»Was hast du nötig, zu streben
Nach irdischem Glück?
Fern von mir willst du sterben?
Schon leuchtet der dritte Mond!
Komm, der Bonze wartet unser,
Um zugleich zu vereinen
Die beiden Phönix,⁰ unsere Zeichen!
Komm! O komm zurück!
Ich liebe dich so heiß,
Und dein Herz ist ja auch mein!«

»Ja, vielleicht!« murmelte Kin-Fo, »der Reichtum ist
ja nicht alles auf der Welt! Das Leben ist es aber nicht
wert, daß man sich darum bemüht!«

⁰»Die beiden Phönix« sind das Sinnbild der Ehe im Reich der
Mitte.

Eine halbe Stunde später kehrte Kin-Fo in seine Wohnung zurück. Die beiden Fremden, die seinen Schritten gefolgt waren, mußten auf der Straße bleiben.

Seelenruhig schritt Kin-Fo auf den »Pavillon des langen Lebens« zu, öffnete dessen Tür, verschloß sie wieder und befand sich nun allein in dem von einer mattgeschliffenen Lampe halb erleuchteten Raum.

Auf einem aus einem einzigen Stück Nephrit bestehenden Tisch stand ein Kästchen mit einigen Stücken mit tödlichem Gift versetztem Opium, ein »Helfer in der Not«, den der reiche gelangweilte Mann stets auf Vorrat hatte.

Kin-Fo nahm zwei dieser Körner, legte sie auf die rote Tonpfeife, wie sie die Opiumraucher zu benützen pflegen, und wollte sie eben in Brand setzen.

»Zum Kuckuck«, rief er, »auch jetzt, wo ich einschlafen will, um nie wieder zu erwachen, nicht die geringste Erregung!«

Er zögerte einen Augenblick.

»Nein!« rief er und warf die Pfeife auf den Boden, daß sie in tausend Trümmer zersprang, »ich will aber einmal erregt sein und wäre es auch nur durch die Erwartung. – Ich will es! – Ich werde es zu erreichen wissen!«

Mit diesen Worten verließ Kin-Fo den Kiosk und begab sich, schneller als sein Schritt sonst war, nach dem Zimmer Wangs.

8. KAPITEL

IN DEM KIN-FO SEINEM LEHRER WANG EINEN GANZ
ERNST GEMEINTEN VORSCHLAG MACHT, DEN DIESER
EBENSO ERNST AUFNIMMT

Der Philosoph hatte sich noch nicht niedergelegt. Auf einem Diwan ausgestreckt las er eben die letzte Nummer der »Pekinger Zeitung«. Wenn seine Stirn sich ein wenig runzelte, so kam das gewiß daher, daß das Blatt etwas zu freigebig war mit Lobsprüchen auf die herrschende Dynastie der Tsing.

Kin-Fo öffnete die Tür, trat in das Zimmer und warf sich in einen Lehnstuhl, während er ohne jede Einleitung in die Worte ausbrach:

»Ich komme, Wang, dich um einen Liebesdienst anzugehen.«

»Gern um zehntausend!« erwiderte der Philosoph, indem er das Blatt weglegte. »Sprich, mein Sohn, sprich ohne Scheu, alles, was du verlangst, werde ich so gern tun.«

»Den Dienst, um den es sich handelt, kann ein Freund dem andern nur ein einziges Mal erweisen! Ich entbinde dich also von den 9999 anderen und sage dir im voraus, daß du von meiner Seite auf keinen Dank rechnen darfst.«

»Auch der gewandteste Deuter rätselhafter Worte würde dich doch nicht verstehen. Um was handelt es sich?«

»Wang«, erklärte Kin-Fo ruhig, »ich bin ruiniert.«

»Aha, aha!« sagte der Philosoph in einem Ton, als erführe er eher eine angenehme als eine so niederschlagende Nachricht.

»Ein Brief, den ich bei unserer Rückkehr von Kanton hier vorfand«, fuhr Kin-Fo fort, »meldete mir das Fallissement der Kalifornischen Zentralbank. Außer diesem Yamen und einer kleinen Summe, die mir noch 1 oder 2 Monate das Leben fristet, besitze ich nichts mehr.«

»Der steinreiche Kin-Fo ist es also nicht mehr«, fragte Wang mit einem scharf beobachtenden Blicke auf seinen Schüler, »der hier zu mir spricht?«

»Nein, nur der arme Kin-Fo, den seine Armut übrigens nicht im mindesten erschreckt.«

»Gut gesprochen, mein Sohn«, antwortete der Philosoph aufstehend. »Ich habe also meine Zeit nicht damit vergeudet, daß ich Dir die Lehren der Weisheit einzuprägen suchte. Bisher vegetiertest du nur ohne Geschmack am Leben, ohne Leidenschaften, ohne Kämpfe! Nun wirst du wirklich leben lernen. Die Zukunft gestaltet sich dir anders. Immerhin sagte der große Konfuzius, es ereignet sich stets weniger Unglück als man fürchtet! Nun werden wir uns die tägliche Reissuppe verdienen müssen. Die ›Nun-Schum‹ lehrt uns, daß es auf Erden Hohe und Niedere geben muß. Immer wendet sich das Rad des Glücks, und der Frühlingswind wechselt stets. Ob reich, ob arm, daß man seine Pflicht erfüllt, ist die Hauptsache. Komm, laß uns fortgehen von hier!«

Wang, als praktischer Philosoph, war wirklich bereit, die prächtige Wohnung sofort und für immer zu verlassen.

Kin-Fo hielt ihn zurück.

»Ich sagte dir zwar, daß die Armut mich nicht erschreckt«, begann er, »aber ich füge dir auch hinzu, daß ich entschlossen bin, sie nicht zu ertragen!«

»Wie«, erwiderte Wang, »du willst also . . .«

»Sterben!«

»Sterben?« wiederholte der Philosoph sehr ruhig. »Wer mit der Absicht umgeht, seinen Lebensfaden mit eigener Hand zu zerreißen, spricht davon zu keinem andern.«

»Es wäre schon alles erledigt«, erwiderte Kin-Fo mit einer Seelenruhe, die der des Philosophen in keiner Weise nachstand, »wenn ich nicht wünschte, daß mein Tod wenigstens mich zum ersten und letzten Mal erregte. Als ich aber im Begriff war, eine von den dir bekannten Opiumpillen zu verschlucken, schlug mir das Herz so wenig, daß ich das Gift wegwarf und dich aufsuchte.«

»Du willst vielleicht, daß wir zusammen in den Tod gehen sollen?« fragte Wang lächelnd.

»O nein«, entgegnete Kin-Fo schnell, »du mußt leben bleiben!«

»Weshalb?«

»Deine Hand soll mir den Tod geben!«

Auch bei dieser unerwarteten Zumutung erzitterte Wang nicht. Kin-Fo glaubte aber, als er ihn aufmerksam ansah, in seinen Augen ein lebhafteres Feuer zu bemerken. Erwachte vielleicht der frühere Taiping wieder in ihm? Sollte er dem Verlangen seines Schülers wirklich ohne alles Zögern entsprechen können? 18 lange Jahre wären über das allmählich ergraute Haupt dahingegangen, ohne den Blutdurst der Jugendjahre auslöschen zu können? Für den Sohn seines einstmaligen Retters hatte er kein Wort der Warnung? Ohne Gewissensbisse übernahm er es, den von der Last dieses Lebens zu befreien, gegen den er doch gewiß nicht den mindesten Groll hegte! Ja, ja, er, Wang, der Philosoph, er war dazu imstande.

Jenes aufleuchtende Feuer erlosch jedoch sofort wieder. Wang nahm wieder die gewöhnliche ehrliche Physiognomie an und erschien höchstens etwas ernsthafter.

Dann setzte er sich wieder.

»Das ist also wohl der Liebesdienst, den du von mir verlangen wolltest?« sagte er.

»Ja«, bestätigte Kin-Fo, »und dieser Dienst entledigt dich aller Schuld, die du gegen Tchung-Heu und dessen Sohn in deiner Einbildung nur irgend haben könntest.«

»Nun, und was soll ich tun?«

»Zwischen heute und dem 25. Juni, merke wohl, dem 28. Tag des 6. Mondes, dem Tag, Wang, an dem

mein 31. Lebensjahr zu Ende geht – muß ich aufgehört haben zu leben! Ich muß auch durch deine Hand fallen, gleichviel, ob von vorn oder hinten, gleichviel wo oder wie, ob am Tag oder in der Nacht, ob stehend, sitzend, liegend, wachend oder schlafend, durch Stahl oder Gift. Ich muß während der 80.000 Minuten, die mein Leben während dieser 55 Tage zählt, denken, hoffen oder fürchten können, daß ihm jeden Augenblick ein jähes Ende droht! Ich muß diese 80.000 Erregungen vor mir haben, um in dem Augenblick, wenn sich die sieben Elemente meiner Seele voneinander trennen, wenigstens sagen zu können: Endlich, endlich habe ich doch einmal gelebt!«

Kin-Fo hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, mit einer gewissen Lebhaftigkeit gesprochen. Der Leser sieht auch, daß er die letzte Grenze seines Lebens auf 6 Tage vor dem Erlöschen der Police festsetzte. Er handelte dabei mit klugem Vorbedacht, da eine weitere Verzögerung ohne erneuerte Prämienzahlung seine Erben leicht ihrer jetzt berechtigten Ansprüche hätte berauben können.

Der Philosoph hatte ihm ernsthaft zugehört und dabei einige Seitenblicke auf das seine Zimmerwand zierende Porträt des Königs Taiping fallen lassen, von dem er ja noch nicht wußte, daß es ihm als Erbteil zufallen sollte.

»Du wirst also vor der übernommenen Verpflichtung, mich zu töten, auf keinen Fall zurückschrecken?« fragte Kin-Fo.

Wang deutete nur durch ein Zeichen an, daß das seine Sache nicht sei. Er erinnerte sich wohl so mancher Szenen aus der der Zeit, da er unter dem Banner der Taiping kämpfte. Er stellte aber doch noch einige Fragen, da er sich ohne Erschöpfung aller möglichen Einwürfe offenbar nicht verpflichten wollte.

»Du verzichtest also auf die Aussicht eines langen Lebens, das der ›Wahre Meister‹ dir schon von der Wiege an bestimmte?«

»Ja, gewiß!«

»Ohne Bedauern?«

»Ganz ohne Bedauern!« bekräftigte Kin-Fo. »Als Greis zu leben! Einem Stück Holz zu gleichen, das niemand mehr schneiden kann! Reich – würde ich das nicht wünschen; arm – mag ich es noch viel weniger!«

»Und die junge Witwe in Peking?« warf Wang ein. »Vergaßest du das Sprichwort: ›Die Blume zur Blume!‹ ›Die Weide zur Weide!‹ Die Übereinstimmung zweier Herzen schafft 100 Jahre Frühling . . . !«

»Gegen 300 Jahre Herbst, Sommer und Winter!« bemerkte Kin-Fo achselzuckend dazu. »Nein! Arm würde Le-U mit mir ebenfalls unglücklich sein. Mein Tod dagegen sichert ihr ein Vermögen.«

»Das hättest du getan?«

»Ja, und für dich, Wang, sind auf meinen Namen ebenfalls 50.000 Dollar eingeschrieben.«

»Ah«, erwiderte trocken der Philosoph, »du hast doch auf alles eine Antwort.«

»Ich denke an alles, selbst an einen Einwurf, den du noch nicht erhoben hast.«

»Und das wäre?«

»Ja ... die dir drohende Gefahr, nach meinem Tod als Mörder verfolgt zu werden.«

»O«, meinte Wang, »nur die Tölpel und Prahlhänse lassen sich fangen. Welches Verdienst wäre es auch, deinen Wunsch zu erfüllen, wenn ich dabei gar nichts zu wagen hätte?«

»Nein, nein Wang! Ich ziehe es doch vor, dich für alle Fälle sicherzustellen. Es soll niemand einfallen können, dich zu belästigen!«

Mit diesen Worten ging Kin-Fo nach einem Tisch, suchte ein Stück Papier und schrieb darauf folgende Worte in feinen deutlichen Zügen:

»Ich habe mir selbst aus eigenem freien Willen aus Lebensüberdruß den Tod gegeben. Kin Fo.«

Diesen Zettel übergab er dem Freund.

Der Philosoph las ihn erst für sich, dann noch einmal laut. Darauf faltete er das Papier sorglich zusammen und steckte es in ein Notizbuch, das er stets bei sich trug.

Noch einmal leuchtete sein Auge heller auf.

»Das ist alles wirklich dein Ernst?« fragte er mit einem forschenden Blick auf seinen früheren Schüler.

»Vollkommen.«

»Ich nehme es also ganz genauso an.«

»Ja – du versprichst mir . . . ?«

»Gewiß.«

»Also, vor dem 25. Juni werde ich aufgehört haben zu leben?«

»Ich weiß nicht, ob du in dem Sinn, wie du es verstehst, gelebt haben wirst«, antwortete sehr ernsthaft der Philosoph, »auf jeden Fall aber wirst du tot sein!«

»Ich danke dir, und nun leb wohl, Wang.«

»Leb wohl, Kin-Fo.«

Damit verließ Kin-Fo beruhigt das Zimmer des Philosophen.

9. KAPITEL

DESSEN SCHLUSS, SO EIGENTÜMLICH ER AUCH
ERSCHEINEN MAG, DEN LESER DOCH VIELLEICHT NICHT
ÜBERRASCHEN DÜRFTE

»Nun, wie steht's, Craig-Fry?« fragte am folgenden Tag der ehrenwerte William J. Bidulph zwei seiner Agenten, die speziell den Auftrag erhalten hatten, den neuen Klienten der »Hundertjährigen« zu überwachen.

»Gestern«, antwortete Craig, »folgten wir ihm bei einer langen Wanderung durch die Umgebung der Stadt . . . «

»Wobei er aber keineswegs so aussah, als wollte er Hand an sich legen«, vervollständigte Fry.

»Bei Einbruch der Nacht begleiteten wir ihn bis zu seiner Tür . . . «

»Vor der wir natürlich leider stehenbleiben mußten.«

»Und heute früh«, erkundigte sich William J. Bidulph weiter.

»Hörten wir schon«, begann Craig, »daß es ihm so . . . «

»Gut ging wie einem Fisch im Wasser!« schloß Fry den Satz.

Die Agenten Craig und Fry, zwei Vollblut-Amerikaner, zwei Vettern im Dienst der »Hundertjährigen«, bildeten in der Tat nur ein einziges, aus zwei Personen bestehendes Wesen. Mehr als diese beiden konnte niemand übereinstimmen, was sogar so weit ging, daß der eine stets die angefangenen Sätze des anderen vollendete. Es erschien, als besäßen sie nur ein Gehirn, ein und denselben Gedankengang, ein Herz, einen Magen, nur eine Art des Auftretens. Sie waren eben vier Hände, vier Arme, vier Beine zweier verschmolzener Körper – mit einem Wort siamesische Zwillinge, deren Verbindungsstrang ein kühner Chirurg getrennt hatte.

»In das Haus selbst konnten Sie also noch nicht gelangen?« fragte William J. Bidulph.

»Noch . . . «, sagte Craig.

»Nicht«, fiel Fry ein.

»Das wird seine Schwierigkeiten haben«, fuhr der Generalagent fort, »ist für uns jedoch unumgänglich notwendig. Es handelt sich für die ›Hundertjährige‹ nicht allein darum, eine enorme Prämie zu gewinnen, sondern auch darum, sie vor einem Verlust von 200.000 Dollar zu schützen. 2 Monate, und wenn unser neuer Klient die Police erneuert, noch länger, müssen wir also sorgsam auf der Hut sein.«

»Er hat da einen Diener . . .«, äußerte Craig.

»Den man vielleicht gewinnen könnte . . .«, fuhr Fry fort.

»Um alles zu erfahren, was . . .«, nahm Craig den Satz auf.

»In dem betreffenden Haus von Shanghai vorgeht!« schloß ihn Fry.

»Hm!« murmelte William J. Bidulph. »So ködern Sie den Diener. Kaufen Sie ihn. Er wird für den Klang von Taëls nicht taub sein. An Taëls soll es nicht fehlen. Und müßten Sie alle 3000 Höflichkeitsformeln erschöpfen, welche die chinesische Etikette kennt, so schrecken Sie nicht davor zurück. Sie werden Ihre Mühe belohnt sehen.«

»Das wäre . . .«, begann Craig.

»Abgemacht!« vervollständigte Fry.

Die beiden Agenten suchten sich also mit dem erwähnten Vermittler in Verbindung zu setzen, und Soun

war nicht der Mann dazu, der verführerischen Lockspeise der Taëls und dem verbindlichen Angebot verschiedener Gläser amerikanischen Likörs zu widerstehen.

Craig-Fry erfuhren in der Folge alles, was sie zu wissen wünschten. Es bezog sich das aber auf Folgendes:

Zeigte sich in Kin-Fos Lebensweise irgendwelche Veränderung?

Nein, höchstens verfuhr er etwas glimpflicher mit seinem treuen Diener; die entsetzliche Schere ruhte zu Gunsten von dessen Zopf und der Rohrstock sauste nicht so häufig auf seinen Rücken nieder.

Hatte Kin-Fo etwa Mordwaffen bei der Hand?

Keineswegs; er zählte überhaupt nicht zu den Liebhabern solch lebensgefährlicher Werkzeuge.

Was genoß er bei seinen Mahlzeiten?

Nur wenige und einfach zubereitete Gerichte, die nicht im geringsten an die sonst so phantastische Küche der Söhne des Himmels erinnerte.

Um wieviel Uhr pflegte er aufzustehen?

Mit der 5. Wache, zu der Zeit, wenn die Morgenröte beim Krähen der Hähne am Horizont aufdämmerte.

Legte er sich beizeiten nieder?

Mit der 2. Wache, wie er das, soweit Soun es kannte, von jeher gewohnt war.

Erschien er niedergeschlagen, gedankenvoll, gelangweilt oder lebensmüde?

So eigentlich heiter und aufgelegt war er von jeher niemals. Gerade in den letzten Tagen dagegen schien er an den Dingen dieser Welt mehr Geschmack zu finden. Soun wenigstens fand ihn minder teilnahmslos, so als erwartete er ... was? konnte jener freilich nicht sagen.

Besaß sein Herr endlich irgendeine Giftsubstanz, mit der er sich schädigen könnte?

Wahrscheinlich nicht, denn an demselben Morgen waren auf sein Geheiß ein Dutzend kleiner verdächtiger Pillen in den Huang-Pu geworfen worden.

Nach keiner Seite hin fand sich also ein Anzeichen, das den Generalagenten der »Hundertjährigen« besonders hätte beunruhigen können. Niemals lebte der reiche Kin-Fo, dessen Verhältnisse außer Wang ja kein Mensch kannte, scheinbar glücklicher als eben jetzt.

Jedenfalls blieben Craig und Fry aber nach wie vor beauftragt, sich über alles, was ihr Klient vornahm, auf dem laufenden zu halten, und ihm auch bei seinen Spaziergängen zu folgen, da er ja möglicherweise außer Haus Hand an sich legen könnte.

Die beiden Unzertrennlichen erfüllten ihre Pflicht. Soun bediente sie mit den gewünschten Nachrichten, und das um so reichlicher, weil er in dem Gespräch mit den beiden lebenswürdigen Herren seinen klingenden Vorteil fand.

Es wäre zu weit gegangen, wenn man behaupten wollte, der Held dieser Erzählung habe von der Zeit

an mehr am Leben gehangen, als er den Entschluß gefaßt hatte, sich dessen zu entledigen. Dagegen fehlte es ihm, wenigstens während der ersten Tage, nicht an der erhofften Erregung. Er hatte sich ein Damoklesschwert über den Schädel gehängt, das eines Tages auf sein Haupt herabfallen sollte, ob heute, morgen, heut früh, heut abend – darüber blieb er ungewiß, das verursachte ihm ein bisher nicht gekanntes Herzklopfen.

Dazu trafen er und Wang seit den zuletzt gewechselten Worten nur ganz flüchtig zusammen. Einerseits verließ der Philosoph das Haus häufiger als sonst, andererseits schloß er sich enger in seinem Zimmer ab. Kin-Fo suchte ihn nicht auf – das paßte nicht zu ihrer Verabredung – und kümmerte sich absichtlich nicht darum, auf welche Weise Wang seine Zeit verbrachte. Vielleicht bereitete er dem Schüler eine unerwartete Falle? Ein alter Taiping konnte ja nicht in Verlegenheit kommen, einen Menschen auf diese oder jene Weise ins Jenseits zu befördern. Das erregte aber seine Neugier und erweckte folglich ein gewisses Interesse.

Bei Tisch trafen Lehrer und Schüler dagegen tagtäglich zusammen. Natürlich vermied man dabei jede Andeutung auf ihr zukünftiges Verhältnis des Mörders und des Opfers. Sie plauderten von dem und jenem – im ganzen nur wenig. Wang wandte gern die Augen ab, die seine Brillengläser nicht vollständig verbargen, und schien an einer fortwährenden Beklemmung zu leiden. Sonst voll guter Laune und mitteilbarer Natur, war er

traurig und wortkarg geworden. Früher ein tüchtiger Esser und, wie jeder Philosoph, glücklicher Besitzer eines gesunden Magens, reizten ihn jetzt die köstlichsten Gerichte nicht mehr und ließ er den herrlichen Wein von Chao-Chigne fast unberührt.

Jedenfalls machte es Kin-Fo ihm bequem. Er kostete stets zuerst von jeder Schüssel und hielt sich für verpflichtet, nichts wieder abtragen zu lassen, ohne es wenigstens berührt zu haben. Kin-Fo verzehrte infolgedessen mehr als sonst, sein früher gewissermaßen gelähmter Gaumen bekam wieder einige Geschmacksempfindung, er aß wirklich mit gutem Appetit und verdaute vortrefflich. Offenbar war Gift die Waffe nicht, die der alte Haudegen des Rebellenkönigs für ihn ausgewählt hatte, doch durfte dessen Opfer deshalb keine Möglichkeit vernachlässigen.

Wang war es ja so leicht wie möglich gemacht, seine Aufgabe zu vollenden. Die Tür zu Kin-Fos Schlafzimmer zum Beispiel blieb fortwährend offen. Tag und Nacht fand der Philosoph hier ungehindert Eintritt und konnte jenen schlafend oder wachend abtun. Kin-Fo wünschte dabei nur, daß seine Hand rasch sei und ihn gut ins Herz treffe.

Kin-Fo genoß zwar zuerst die erwünschte Aufregung, nach wenigen Nächten aber hatte er sich schon so sehr an diese Erwartung des Todesstoßes gewöhnt, daß er trotzdem den Schlaf des Gerechten schlief und

am Morgen frisch und munter erwachte. Das durfte nicht so fortgehen.

Da kam ihm der Gedanke, es könne Wangs Gefühl widerstreben, ihn in demselben Haus zu töten, in dem er lange Jahre hindurch eine so gastliche Aufnahme gefunden. Er beschloß also, es jenem noch bequemer zu machen. Nun durchstreifte der Lebensmüde die Umgebung, suchte einsame Orte auf oder verweilte bis zur 4. Wache in den berühmtesten Straßen Shanghais, wahren Mördergruben, wo fast tagtäglich mit größter Sicherheit Mordtaten ausgeführt wurden. Er irrte durch die engen, dunklen Gassen, stieß zuerst mit Trunkenbolden jeder Nationalität zusammen, oder befand sich während der letzten Nachtstunden fast allein, wenn die Brotkuchen-Verkäufer ihr »Mantou! Mantou!« ausriefen und dazu klingelten, um die schlaftrunkenen Opiumraucher zu ermuntern. Nach der Wohnung kehrte er erst mit dem Frührot heim, und immer heil und gesund, ja im besten Wohlbefinden, selbst ohne die unzertrennlichen Craig und Fry gesehen zu haben, die unentwegt seinen Schritten folgten, um ihm im Notfall helfend beizuspringen. Ging das in derselben Weise weiter, so gewöhnte sich Kin-Fo offenbar auch an diese neue Lebensart und die Langeweile würde ihn geplagt haben wie vorher.

Wie viele Stunden entrannen ihm schon, ohne daß er sich im geringsten daran erinnerte, sozusagen zum Tod verurteilt zu sein!

Eines Tages, es war am 12. Mai, verursachte ihm ein Zufall doch wieder einmal eine gewisse Erregung. Als er leise in das Zimmer des Philosophen trat, bemerkte er, wie dieser die ausgefaserte Spitze eines Dolchs mit dem Finger prüfte und sie darauf in ein verdächtiges blaues Glasgefäß eintauchte.

Wang, dem das Eintreten seines Schülers entgangen war, packte den Dolch fest und schwang ihn mehrmals in der Luft, wie um sich zu überzeugen, ob er ihm gut in die Hand passe. Der Ausdruck in seinem Gesicht ließ dabei das Schlimmste ahnen. Das Blut schien ihm wirklich in die Augen zu treten!

»Wahrscheinlich die Vorbereitung für den heutigen Tag!« sagte sich Kin-Fo.

Darauf zog er sich vorsichtig, ungehört und ungesehen, wieder zurück.

Den ganzen Tag über hielt sich Kin-Fo in seinem Zimmer auf . . . Der Philosoph erschien aber nicht.

Kin-Fo legte sich schlafen; am folgenden Morgen stand er jedoch ebenso lebend auf wie der gesündeste Mensch.

Alle Aufregung war umsonst gewesen; das wurde allmählich ärgerlich.

Schon waren 10 Tage verflossen! Freilich hatte Wang 2 Monate Frist zur Ausführung.

»Es liegt auf der Hand, er spielt mit mir!« sagte sich Kin-Fo. Ich habe ihm zweimal zu viel Zeit eingeräumt!«

Der alte Taiping mochte unter den Annehmlichkeiten Shanghais mildere Sitten angenommen haben, dachte er.

Seit eben jenem Tag schien Wang indes sorgenvoller und sogar erregter zu sein. Er ging in dem Yamen aus und ein wie ein Mensch, der nirgends Ruhe findet. Kin-Fo bemerkte sogar, daß der Philosoph wiederholt den Ahnensaal besuchte, in dem auch der aus Liao-Tchen gekommene prachtvolle Sarg Platz gefunden hatte. Von Soun hörte er mit einem gewissen Interesse, daß Wang angeordnet habe, das betreffende Möbel sorgsam zu bürsten, zu reiben und abzustauben, mit einem Wort, es instand zu setzen und zu erhalten.

»Wie sanft wird mein Herr darin ruhen!« fügte der treue Diener hinzu. »Es sieht aus, als lüde er Sie zum Versuch ein!«

Diese rührende Bemerkung brachte Soun eine kleine Belohnung ein.

Der 13., 14. und 15. Mai gingen dahin.

Alles blieb beim alten.

Gedachte Wang vielleicht die ganze Frist verstreichen zu lassen und wie ein Kaufmann seine Schuld erst am Verfallstag, nicht vor dem Termin, zu begleichen? Dann ging für ihn aber die Überraschung und folglich auch die Erregung verloren.

Da, am 15. Mai des Morgens, zur Zeit der »Maoche«, das ist in der 6. Frühstunde, erlitt das gewohnte Einerlei eine recht bezeichnende Unterbrechung.

Kin-Fo hatte eine schlechte Nacht gehabt. Noch beim Erwachen litt er unter dem Druck eines recht unangenehmen Traums. Prinz Jen, der oberste Richter der chinesischen Hölle, hatte ihn verurteilt, nicht eher vor ihm zu erscheinen, als bis der 1200. Mond über das Himmlische Reich aufstiege. 1 Jahrhundert sollte er also noch leben, ein ganzes volles Jahrhundert!

Kin-Fo war sehr mißgestimmt, es schien sich ja alles gegen ihn zu verschwören.

In derselben üblen Laune empfing er auch Soun, als die ser sich wie gewöhnlich zur Hilfeleistung bei der Morgentoilette einstellte.

»Geh zum Teufel!« herrschte er den Diener an.
»10.000 Fußstritte mögen dein Lohn sein, du ...«

»Aber bester Herr ...«

»Pack dich, sag' ich dir!«

»Nein«, entgegnete Soun bestimmt, »wenigstens nicht eher, als bis ich Ihnen mitgeteilt habe ...«

»Was willst du?«

»Daß Herr Wang ...«

»Wang? Was ist mit Wang?« fragte Kin-Fo rasch, indem er Soun am Zopf packte. »Was hat Wang getan?«

»Lieber Herr!« heulte Soun, der sich wie ein Wurm krümmte, »er hat uns beauftragt, den Sarg des Herrn nach dem Pavillion des langen Lebens zu schaffen ...«

»Das hat er getan?« rief Kin-Fo, dessen Stirn sich erheiterte. »Geh, Soun, geh, mein Freund! Doch halt,

hier hast du noch 2 Taëls, aber sorg dafür, daß Wangs Anordnungen pünktlich befolgt werden!«

Aufs höchste verwundert ging Soun von dannen.

»Mein Herr ist völlig übergeschnappt«, wiederholte er sich mehrmals, »aber er leidet wenigstens an einer freigebigen Verrücktheit!«

Nun konnte Kin-Fo kaum noch zweifeln. Der Taiping gedachte ihn in jenem Pavillon des langen Lebens umzubringen, in dem er zuerst selbst den Tod hatte suchen wollen. Es war, als hätte er ihm dort ein Stelldichein zugesagt.

Er wollte es sicher nicht verfehlen. Die Katastrophe nahte nun raschen Schritts.

Wie lang erschien dieser Tag dem armen Kin-Fo! Das Wasser der Uhren floß gar nicht mit der gewöhnlichen Schnelligkeit. Die Zeiger schlichen zögernd über das Nephrit-Zifferblatt.

Endlich verschwand mit der 1. Wache die Sonne unter dem Horizont und allmählich wurde es Nacht rings um den Yamen.

Kin-Fo begab sich nach dem Pavillon, den er lebend nicht wieder zu verlassen hoffte. Er streckte sich auf einen weichen, zum langen Ausruhen wie geschaffenen Diwan und wartete der weiteren Dinge.

Da kam ihm noch einmal die Erinnerung an seine nutzlos verbrachten Tage in den Sinn, die Langeweile, der Widerwille, die sein Reichtum nicht hatte besiegen können, und welche die Armut nur vermehren mußte.

Ein einziger hellerer Punkt schimmerte in diesem düsteren Lebensbild, das trotz seiner Schätze für ihn ohne Reiz gewesen war – seine Neigung für die junge Witwe! Dieses Gefühl erregte ihm noch das Herz, eben als es bald seine letzten Schläge tun sollte. Aber die arme Le-U mit ihm unglücklich zu machen – niemals!

Die 4., der neuen Morgenröte vorhergehende Wache, während der alles Leben entschlummert zu sein scheint, diese 4. Wache verlief für Kin-Fo in fast ängstlicher Erregung. Er lauschte erwartungsvoll auf jedes Geräusch. Seine Augen drangen durch das Dunkel. Er horchte gespannt auf den leisesten Laut. Mehr als einmal glaubte er zu hören, wie eine vorsichtige Hand die Tür öffnete. Ohne Zweifel hoffte Wang ihn eingeschlummert zu finden und so ihn umbringen zu können.

Da erwachte in seinem Innern ein recht eigentümliches Gefühl. Er fürchtete und wünschte gleichzeitig die drohende Erscheinung des Taiping.

Mit der 5. Wache bleichte das junge Tageslicht die Tiefen des Zenits. Nach und nach wurde es hell um ihn.

Plötzlich öffnete sich die Tür des Salons.

Kin-Fo schnellte in die Höhe, er hatte in dieser letzten Sekunde mehr gelebt als alle übrigen Jahre vorher!

Da stand Soun vor ihm, mit einem Brief in der Hand.

»Sehr eilig!« sagte der Diener lediglich.

Kin-Fo überlief eine Ahnung. Er ergriff den Brief, der den Poststempel von San Francisco trug, zerriß den Umschlag, durchflog ihn raschen Blicks und stürmte aus dem Pavillon des langen Lebens fort.

»Wang! Wang!« rief er laut.

In einem Augenblick stand er vor der Zimmertür des Philosophen und stieß sie hastig auf.

Wang war nicht da. Wang hatte gar nicht in dem Yamen geschlafen, und als Kin-Fos Leute auf seinen Ruf hin die ganze Wohnung durchsucht hatten, gewann man die Überzeugung, daß Wang – spurlos verschwunden sei.

10. KAPITEL

WORIN CRAIG UND FRY DEM NEUEN KLIENTEN DER
»HUNDERTJÄHRIGEN« OFFIZIELL VORGESTELLT WERDEN

»Ja, ja, Herr Bidulph, ein einfaches Börsenmanöver, ein richtiger amerikanischer Coup!« sagte Kin-Fo zu dem Generalagenten der Versicherungsgesellschaft.

Der ehrenwerte William J. Bidulph lächelte mit Kennermiene.

»Und wahrlich ein wohlgelungener«, antwortete er, »denn alle Welt glaubte daran.«

»Selbst mein Korrespondent!« fügte Kin-Fo hinzu. »Es war nichts mit der Einstellung der Zahlungen, nichts mit dem Konkurs, mein Herr, nichts als falsche Nachrichten! Acht Tage später bezahlte man an den

Schaltern. Das Geschäft war gemacht. Die um 80 Prozent entwerteten Aktien wurden von der Zentralbank selbst wieder aufgekauft, und als man den Direktor fragte, was bei dem Konkurs herauskommen werde, antwortete er schmunzelnd: – ›175 Prozent!‹ So meldet mir mein Korrespondent in einem heute früh eingetroffenen Brief, eben als ich mich für vollständig ruiniert hielt ...«

»Wo Sie eben Hand an sich legen wollten?« rief William J. Bidulph.

»Nein«, erklärte Kin-Fo seelenruhig, »aber wo ich eben ermordet zu werden hoffte!«

»Ermordet!«

»Mit meiner schriftlich hinterlassenen Einwilligung, ein verabredeter, beschworener Mord, der Ihnen ...«

»Der uns 200.000 Dollar gekostet hätte, da jede Art des Todes versichert war. O, wir würden Sie gewiß aufrichtig betrauert haben, werter Herr ...«

»Für den Betrag der Summe ...?«

»Und für die Zinsen dazu!«

William J. Bidulph ergriff die Hand seines Klienten und schüttelte sie nach amerikanischer Weise kräftig.

»Doch ich begreife nicht«, begann er wieder.

»Sie werden alles begreifen lernen!« versicherte Kin-Fo.

Er erzählte ihm nun die Verpflichtungen, die ein Mann, der sein volles Vertrauen besaß, ihm gegenüber eingegangen war. Er wiederholte wörtlich den Brief,

den jener in der Tasche hatte, ein Brief, der ihn vor jeder Verfolgung schützte und ihm völlige Straflosigkeit sicherte. Leider war zu erwarten, daß das Versprechen erfüllt, das gegebene Wort gehalten werde, das bestand kaum ein Zweifel.

»Und dieser Mann ist ein Freund von Ihnen?« fragte der Generalagent.

»Ein vertrauter Freund,« bestätigte Kin-Fo.

»Und aus reiner Freundschaft . . . ?«

»Gewiß, aus Freundschaft – doch, wer weiß, vielleicht auch aus Berechnung! Ich ließ für ihn 50.000 Dollar auf meinen Kopf eintragen.«

»50.000 Dollar!« wiederholte William J. Bidulph. »Es handelt sich also um Herrn Wang?«

»Ganz richtig.«

»Ein Philosoph! O, der wird nie zustimmen . . . «

Kin-Fo wollte antworten:

»Dieser Philosoph«, hätte er gesagt, »ist ein alter Taiping. In der ersten Hälfte seines Lebens hat er mehr Mordtaten ausgeführt, als nötig wären, die ›Hundertjährige‹ an den Bettelstab zu bringen, wenn alle seine Opfer deren Klienten gewesen wären. Seit 18 Jahren schon hat er seine wilden Begierden jedoch gezügelt; heute freilich, wo ihm direkt Gelegenheit geboten ist, wo er mich zugrunde gerichtet und zu sterben entschlossen glaubt, wo er andererseits weiß, daß er durch meinen Tod ein kleines Vermögen gewinnt, dürfte er keinen Augenblick zögern . . . «

Doch Kin-Fo sagte nichts von alledem. Er hätte ja Wang damit kompromittiert, denn William J. Bidulph würde nicht einen Augenblick gezaudert haben, jenen als alten Taiping beim Gouverneur der Provinz zu denunzieren. Das wußte Kin-Fo unzweifelhaft, aber er hätte Wang damit ins Verderben gestürzt.

»Je nun«, fuhr der Agent der Versicherungsgesellschaft nach kurzem Schweigen fort, »dagegen gibt es ja ein einfaches Hilfsmittel.«

»Und das wäre?«

»Herr Wang muß benachrichtigt werden, daß sich die Verhältnisse geändert haben, er muß den gefährlichen Brief wieder ausliefern, der . . . «

»Ja, das ist leichter gesagt als getan«, warf Kin-Fo ein. »Wang ist seit gestern verschwunden und kein Mensch weiß, wohin er sich gewendet hat.«

»Hm!« brummte der Agent, den diese Entgegnung doch etwas außer Fassung brachte.

Er heftete einen durchdringenden Blick auf seinen Klienten.

»Jetzt, lieber Herr«, fragte er ihn, »haben Sie wohl gar keine Lust mehr zu sterben?«

»Meiner Treu, nein«, gab Kin-Fo zur Antwort. »Der Coup der Kalifornischen Zentralbank hat mein Vermögen nahezu verdoppelt und ich stehe im Begriff, mich baldigst zu verheiraten! Letzteres tue ich jedoch nicht eher, als bis Wang wieder entdeckt worden oder die

zwischen uns verabredete Frist bis zur letzten Minute abgelaufen ist.«

»Wann kommt dieser Zeitpunkt?«

»Am 25. Juni dieses Jahres. Während dieses Zeitraums läuft die ›Hundertjährige‹ nach wie vor Gefahr. Es wird also ihre Sache sein, die notwendig erscheinenden Maßnahmen zu treffen.«

»Und den Philosophen wieder aufzufinden!« fügte William J. Bidulph hinzu.

Mit den Händen auf dem Rücken ging der Agent mehrmals auf und ab.

»Gut«, begann er dann, »wir werden ihn wiederfinden, diesen guten Freund für alles, und hätte er sich im Innern der Erde verborgen! Bis dahin, mein Herr, werden wir Sie gegen jeden Mordversuch zu schützen wissen, wie wir schon über Ihren etwaigen Selbstmord gewacht haben.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Kin-Fo.

»Daß seit dem 30. April, dem Tag der Unterzeichnung ihrer Police, zwei meiner Agenten Ihnen auf Schritt und Tritt gefolgt sind und alles belauschten, was Sie vornahmen.«

»Ich habe jedoch nichts davon bemerkt . . . «

»O, das sind diskrete Leute! Ich ersuche Sie um die Erlaubnis, sie Ihnen nun vorstellen zu dürfen, da sie nun nicht mehr im Geheimen zu wirken brauchen, außer etwa in bezug auf Herrn Wang.«

»Recht gern«, antwortete Kin-Fo.

»Craig-Fry müssen in der Nähe sein, da Sie sich hier befinden!«

William J. Bidulph rief laut:

»Craig-Fry!«

Craig-Fry befanden sich wirklich hinter der Tür des Privatkabinetts. Sie hatten den Klienten der »Hundertjährigen« heimlich begleitet und warteten nun, bis er die Büros wieder verlassen würde.

»Craig-Fry«, begann der Generalagent, »Sie werden während der ganzen Dauer seiner Police unseren kostbaren Klienten ferner nicht mehr gegen sich selbst, sondern gegen einen seiner besten Freunde, den Philosophen Wang, in Schutz zu nehmen haben, der sich verpflichtet hat, ihn zu töten!«

Die beiden Unzertrennlichen wurden nun eingehend informiert. Sie begriffen die Sachlage und versprachen, danach zu handeln. Der reiche Kin-Fo gehörte ihnen. Treuere Diener konnte er nicht finden.

Doch was war nun zu tun?

Nach Ansicht des Generalagenten boten sich zweierlei Wege: entweder sich in dem Haus in Shanghai aufzuhalten und es so zu überwachen, daß Wang nicht eindringen konnte, ohne von Craig und Fry bemerkt zu werden, oder alles daran zu setzen, um besagten Wang aufzufinden und ihm den Brief abzunehmen, der aller Form gemäß für nichtig erklärt werden mußte.

»Der erste Ausweg hat keinen großen Wert«, entgegnete Kin-Fo; »Wang würde doch Gelegenheit finden,

ungesehen zu mir zu gelangen, denn mein Haus ist auch seins. Man wird ihn auf jeden Fall suchen müssen.«

»Sie haben recht, mein Herr«, bestätigte William J. Bidulph, »das Sicherste bleibt es immer, den besagten Wang aufzufinden, und das werden wir!«

»Tod oder . . .«, versicherte Craig.

»Lebend!« stimmte Fry ein.

»Nein, lebend«, verlangte Kin-Fo. »Ich lasse nicht zu, daß Wang um meines Fehlers willen nun im geringsten in Gefahr kommt!«

»Craig und Fry«, fügte William J. Bidulph geschäftsmäßig hinzu. »Sie bleiben noch 57 Tage für unseren Klienten verantwortlich. Bis nächsten 30. Juni hat der Herr für uns einen Wert von 200.000 Dollar!«

Der Klient und der Generalagent der »Hundertjährigen« nahmen nun voneinander Abschied. Zehn Minuten später kehrte Kin-Fo, eskortiert von seiner aus zwei Mann bestehenden Leibwache, die ihn von nun an nicht mehr verlassen sollte, zu dem Yamen zurück.

Soun sah es natürlich mit einigem Bedauern, als Craig und Fry sich offiziell in der Wohnung einrichteten. Nun gab es keine Fragen und keine Antworten, aber auch keine Täels mehr für ihn. Sein Herr dagegen hatte mit der Lust am Leben auch wieder seine

alte Gewohnheit angenommen, den faulen und ungeschickten Diener empfindlich zu bestrafen. Armer Sun! Was würde er erst gesagt haben, wenn er geahnt hätte, was die Zukunft für ihn im Schoße barg!

Kin-Fos erste Sorge war nun, nach Peking in die Chachua-Allee zu »phonographieren«, daß die Umstände sich geändert und er reicher sei als je zuvor. Die junge Frau vernahm die Stimme desjenigen, den sie schon für immer verloren glaubte, hörte, wie diese ihr die süßeste Zärtlichkeiten zuflüsterte! Er werde seine kleine jüngere Schwester nun bald wiedersehen! Der 7. Mond solle nicht vorübergehen, ohne daß er zu ihr geeilt sei, um sie nie wieder zu verlassen. Nachdem er aber bemüht gewesen, sie nicht unglücklich zu machen, wolle er sich jetzt wenigstens hüten, daß sie nicht zum zweiten Mal Witwe werde.

Le-U verstand nicht recht den Sinn des letzten Satzes; ihr Herz hörte nur das eine, daß der Bräutigam wiederkommen und daß sie binnen 2 Monaten die Seine werden würde.

An diesem Tag gab es im ganzen Himmlischen Reich keine glücklichere Frau als unsere junge Witwe.

In Kin-Fos Kopf hatte sich eine vollständige Umwälzung vollzogen, als er, dank der so erfolgreichen Operation der Kalifornischen Zentralbank, zum vierfachen Millionär geworden war. Jetzt wollte er leben und auch glücklich leben. 20 Tage wiederholter Erregung hatten ihn umgewandelt.

Weder der Mandarin Pao-Shen, noch der Kaufmann Yin-Pang, der Lebemann Tim oder Hual, der Gelehrte, hätten in ihm den lebensüberdrüssigen Amphitryo wiedererkannt, der ihnen vor kurzer Zeit auf dem Blumenschiff des Perlenflusses den Abschiedschmaus als Junggeselle gab. Selbst Wang hätte seinen Augen nicht getraut, wenn er zugegen gewesen wäre. Er war und blieb aber spurlos verschwunden und kehrte nie nach dem Haus in Shanghai zurück. Natürlich lebte Kin-Fo deshalb in großer Sorge und seine beiden Wächter in fortwährender Angst.

2 Tage später, am 24. Mai, wußte man ebensowenig von dem Philosophen und besaß keinerlei Andeutung, um daraufhin nach ihm zu suchen. Vergeblich durchwanderten Kin-Fo, Craig und Fry die ausländischen Niederlassungen, die Basare, die berüchtigten Viertel und die ganze Umgebung Shanghais. Vergeblich spähten die gewandtesten Tipaos der Polizei überall umher. Der Philosoph blieb unauffindbar.

Craig und Fry wurden mit der Zeit immer unruhiger und verdoppelten ihre Wachsamkeit. Sie verließen ihren Klienten weder am Tag noch in der Nacht, aßen mit ihm am selben Tisch und schliefen des Nachts mit ihm in seinem Zimmer. Sie suchten ihn auch zu überreden, ein Panzerhemd zu tragen, um gegen einen Dolchstich geschützt zu sein, und nichts zu essen als gekochte Eier, die doch nicht vergiftet sein konnten.

Kin-Fo sorgte reichlich dafür, daß jene Bewegung hatten. Warum schloß man ihn auch nicht einfach in einen diebessicheren Tresor der »Hundertjährigen« unter dem Vorwand ein, daß er der Gesellschaft 200.000 Dollar wert war?

Als praktischer Mann schlug William J. Bidulph seinem Klienten auch noch vor, ihm die gezahlte Prämie zurückzuerstatten und den Versicherungsschein zu vernichten.

»Bedaure sehr«, antwortete darauf Kin-Fo kurz, »das Geschäft ist abgeschlossen und Sie werden dessen Konsequenzen tragen.«

»Gut, es sei«, versetzte der Generalagent, sich in das Unvermeidliche fügend, »es sei! Sie haben recht! Aber Sie werden in Ihrem Leben nicht sorgfältiger bewacht werden als durch uns!«

»Und niemals billiger!« meinte King-Fo.

11. KAPITEL

IN DEM KIN-FO ZUM BERÜHMTESTEN MANN IM GANZEN REICH DER MITTE WIRD

Wang war und blieb verschwunden. Kin-Fo wurde allmählich wütend, zur Untätigkeit verdammt zu sein und den Philosophen nicht einmal verfolgen zu können. Doch wie wäre das möglich gewesen, da Wang davongegangen war, ohne nur eine Spur zu hinterlassen!

Diese Komplikation verursachte selbstverständlich auch dem Generalagenten der »Hundertjährigen« eine gewisse Unruhe. Nachdem er sich zuerst gesagt hatte, daß alles das nicht ernst gemeint sei, daß Wang sein Versprechen nicht erfüllen würde, daß man selbst im exzentrischen Amerika nicht solchen Unsinn treibe, kam er allmählich doch auf den Gedanken, daß in diesem eigenartigen Land, das man das Himmlische Reich nennt, eben nichts unmöglich sei. Er bekannte sich bald zu Kin-Fos Anschauung, daß der Philosoph, wenn es nicht gelang, ihn aufzufinden, gewiß sein Wort einlösen würde. Auch sein Verschwinden deutete man sich dahin, daß er zur Tat dann schreiten würde, wenn sein Schüler es am wenigsten erwartete, daß er ihn treffen wolle wie ein Blitzschlag, und ihm mit rascher und sicherer Hand den Tod geben werde. Nachdem er dann den Brief an dem Körper seines Opfers befestigt, werde er sich ruhig und furchtlos im Büro der »Hundertjährigen« einstellen, um das ihm zufallende Kapital zu beanspruchen.

Man mußte also Wang zuvorkommen und ihn womöglich aufklären, obwohl das auf derartigem Weg un-tunlich war.

Der ehrenwerte William J. Bidulph ergriff also das Auskunftsmittel, sein Ziel durch die öffentliche Presse

zu erreichen. Binnen wenigen Tagen erhielten die chinesischen Zeitungen Nachricht über die Sache, während die fremden Journale der Alten und Neuen Welt durch Telegramme dafür interessiert wurden.

Der »Tching-Pao«, das Regierungsorgan für Peking, die in chinesischer Sprache erscheinenden Blätter von Shanghai und Hongkong, sowie die verbreitetsten Journale Europas, Nord- und Südamerikas druckten bald in fetter Schrift folgenden Aufruf ab:

Herr Wang aus Shanghai wird hiermit ersucht, das zwischen ihm und Herrn Kin-Fo am 2. Mai des Jahres getroffene Übereinkommen als nicht geschehen zu betrachten, da genannter Herr Kin-Fo nur noch den einen Wunsch hat, womöglich erst als Hundertjähriger zu sterben.

Dieser eigentümlichen Annonce folgte noch eine, jedenfalls Aufmerksamkeit erregende Nachschrift:

2000 Dollar oder 1300 Taëls Belohnung erhält derjenige, der William J. Bidulph, dem Generalagenten der »Hundertjährigen« in Shanghai, den Aufenthalt des genannten Herrn Wang aus derselben Stadt so mitteilt, daß letzterer gefunden wird.

Es war ja nicht wohl anzunehmen, daß der Philosoph während der ihm zur Erfüllung seines Versprechens gegebenen Frist von 55 Tagen eine Reise um die Welt ausführen könne. Wahrscheinlich hielt er sich in der Umgebung Shanghais verborgen, um jede sich

bietende Gelegenheit benützen zu können; der ehrenwerte William J. Bidulph glaubte jedoch in seinen Vorichtsmaßnahmen nicht weit genug gehen zu können.

Wiederum vergingen mehrere Tage ohne Änderung der Sachlage. Dagegen erreichte man jedoch, daß viele kurze Annoncen, in denen man nach amerikanischer Manier nur »Wang! Wang! Wang!« und daneben »Kin-Fo! Kin-Fo! Kin-Fo!« las, erst die allgemeine Aufmerksamkeit und dann eine ebenso allgemeine Heiterkeit erregten.

Man schüttelte sich vor Lachen bis in den entferntesten Provinzen des Himmlischen Reichs.

»Wo ist Wang?«

»Wer hat Wang gesehen?«

»Wo wohnt Wang?«

»Was macht Wang?«

»Wang! Wang! Wang!« riefen die kleinen Chinesen auf allen Straßen.

Ähnliche Fragen waren bald in aller Munde.

Aber auch Kin-Fo, der würdige Chinese, »der den lebhaften Wunsch hegte, 100 Jahre alt zu werden«, der an Langlebigkeit mit dem berühmten Elefanten wetteifern wollte, dessen 20. Lustrum eben in den Ställen des Palasts von Peking seinem Ende nahte, auch er wurde natürlich bekannt bei groß und klein.

»Nun, wie steht's mit Herrn Kin-Fo? nimmt er an Alter zu?«

»Wie befindet sich der brave Mann?«

»Verdaut er denn noch gut?«

»Wird man ihn noch im gelben Kleid der Greise zu sehen bekommen?«⁰

So überbot sich alles in Witzeleien, die Mandarine vom Zivil und Militär, die Händler an der Börse, die Kaufleute in ihren Comptoirs, das Volk auf den Straßen und Plätzen, wie die Bootsleute auf ihren schwimmenden Städten.

Sie sind sehr lustig und bissig, diese Chinesen und man wird zugeben, daß hier einiger Stoff für sie vorlag. Da gab es nun Scherze jeder Art und selbst Karikaturen, die sogar in das Privatleben des Helden hinübergriffen.

Zu seinem großen Mißvergnügen mußte Kin-Fo die Übelstände dieser eigentümlichen Berühmtheit ertragen. Man ging sogar so weit, ihn nach der Melodie: »Man-Tchiang-Hung«, das heißt »der Wind, der durch die Weiden geht«, zu besingen. Zuletzt erschien gar noch eine Posse, welche »die 5 Wachen des Hundertjährigen« in Szene setzte, und bei ihrem verheißenden Titel zu 3 Sapeken das Stück reißenden Absatz fand.

Wenn Kin-Fo sich erregte über den Lärm, den sein Name verursachte, so war William J. Bidulph dagegen in hohem Grad damit zufrieden; Wang blieb aber trotzdem jedem Auge verborgen.

⁰Jeder Chinese, der das 80. Jahr erreicht, erhält damit das Recht, einen gelben Rock zu tragen. Da Gelb die Farbe der kaiserlichen Familie ist, so betrachtet man jene Erlaubnis als eine dem Alter dargebrachte Huldigung.

Diese Verhältnisse wurden nun allmählich so auf die Spitze getrieben, daß es Kin-Fo kaum noch aushalten konnte. Ging er aus, so begleitete ihn ein Haufen Chinesen jeden Alters und Geschlechts durch die Straßen nach den Kais, selbst über die konzessionierten Territorien und weithin durch die Umgebungen.kehrte er heim, so sammelte sich eine Menge Witzbolde nicht der feinsten Sorte vor der Tür des Yamen.

Jeden Morgen mußte er auf dem Balkon seines Hauses erscheinen, um den Beweis zu liefern, daß seine Leute ihn nicht vorzeitig in den Kiosk des langen Lebens niedergelegt hatten. Die Zeitungen veröffentlichten spöttischerweise Bulletins über seine Gesundheit mit ironischen Bemerkungen, als gehörte er der regierenden Dynastie der Tsing an. Mit einem Wort, er wurde vollkommen lächerlich.

Eine Folge davon war, daß der vexierte Kin-Fo eines Tages, am 21. Mai, den ehrenwerten William J. Bidulph aufsuchte und ihm seine Absicht mitteilte, sofort abreisen zu wollen.

Er hatte von Shanghai und dessen Bewohnern sozusagen genug.

»Damit laufen Sie vielleicht aber weit mehr Gefahr!« bemerkte ihm sehr richtig der Generalagent.

»Das ist mir egal!« erwiderte Kin-Fo. »Treffen Sie danach Ihre Maßnahmen.«

»Wohin gedenken Sie zu gehen?«

»Der Nase nach!«

»Und wo wollen Sie bleiben?«

»Nirgends.«

»Wann gedenken Sie zurückzukehren?«

»Niemals!«

»Und wenn ich Nachricht von Wang erhalte?«

»Ach, zum Teufel mit Wang! O, über die dumme Idee, dem Menschen jenen albernen Brief zu geben!«

Im Grunde verlangte Kin-Fo nach nichts mehr als danach, den Philosophen wiederzufinden. Sein Leben in den Händen eines anderen zu wissen, dieser Gedanke fing nach und nach an, ihn zu beherrschen. Allmählich verstärkte sich diese fixe Idee. Noch 1 Monat unter solchen Verhältnissen auszuharren, das hätte er nie über sich gebracht! Das Lamm wurde endlich zum Tiger!

»Nun gut, so reisen Sie ab«, sagte da William J. Bidulph, »Craig und Fry werden Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen.«

»Wie es Ihnen beliebt, doch versichere ich Ihnen im voraus, daß Sie zu laufen haben werden.«

»Das werden sie, bester Herr, sie können laufen und sind nicht die Leute dazu, die Beine zu schonen!«

Kin-Fo kehrte nach seinem Yamen zurück und traf sofort alle Vorbereitungen zur Abreise.

Soun – ein abgesagter Feind jeder Ortsveränderung – sollte, zu seinem größten Leidwesen, seinen Herrn begleiten. Er wagte jedoch keinen Einspruch, der ihn gewiß ein gutes Stück seines Zopfs gekostet hätte.

Craig-Fry waren als echte Amerikaner jeden Augenblick zu einer Reise bereit, und wenn es ans Ende der Welt gegangen wäre. Sie stellten nur eine einzige Frage:

»Wohin wird . . .«, sagte Craig.

»Der Herr gehen?« fügte Fry hinzu.

»Zuerst nach Nang-King und nachher zum Teufel.«

Auf den Lippen Craig-Frys erschien gleichzeitig ein und dasselbe Lächeln.

Sie waren beide entzückt. Zum Teufel! Was hätte ihnen mehr Vergnügen machen können? Sie beeilten sich also, von dem ehrenwerten William J. Bidulph Abschied zu nehmen und noch chinesische Kleidung anzulegen, um auf der bevorstehenden Fahrt durch das Himmlische Reich die Aufmerksamkeit anderer weniger auf ihre Person zu lenken.

Eine Stunde später kehrten Craig und Fry, einen Handkoffer an der Seite und den Revolver im Gürtel, nach dem Yamen zurück.

In der Dämmerung verließen Kin-Fo und seine Begleiter geräuschlos das amerikanische Territorium und schifften sich auf dem Dampfer ein, der den Dienst zwischen Shanghai und Nan-King versieht.

Diese Reise gleicht mehr einem Spaziergang. Binnen 12 Stunden kann ein Steamer unter Benützung der Flut den Blauen Fluß bis zur alten Hauptstadt des mittleren Chinas hinaufdampfen.

Während der kurzen Überfahrt sorgten sich Craig und Fry weniger um ihren kostbaren Kin-Fo, nachdem sie die Passagiere alle genau in Augenschein genommen hatten. Sie kannten ja den Philosophen – welcher Bewohner der drei Territorien hätte auch die gute sympathische Erscheinung nicht gekannt – und überzeugten sich, daß er nicht mit an Bord war. Nichtsdestoweniger widmeten sie dem Klienten der »Hundertjährigen« doch alle mögliche Aufmerksamkeit, untersuchten die Schanzkleidung, auf die er sich vielleicht stützte, prüften erst mit den Füßen die Stufen, die jener betrat, hielten ihn fern von den Feuerungsanlagen, wo ihnen die Kessel gefährlich erschienen, ermahnten ihn höflich, sich nicht dem scharfen Abendwind auszusetzen, um sich bei der feuchten Luft nicht zu erkälten, wachten darüber, daß die kleinen Luken seiner Kabine hermetisch verschlossen waren, schalten auf Sun, den nachlässigen Diener, der niemals bei der Hand war, wenn sein Herr ihn verlangte, vertraten wohl auch selbst seine Stelle, um den Tee und das Abendbrot zu servieren, und schliefen endlich vollkommen angekleidet vor der Tür der Kabine Kin-Fos mit dem Rettungsgürtel um die Hüften, um jenem Hilfe leisten zu können, wenn der Dampfer infolge einer Explosion oder Kollision in den dunklen Wellen des Stroms versinken sollte. Es geschah aber nichts, was die unbegrenzte Bereitwilligkeit Craig-Frys auf eine ernsthafte Probe gestellt hätte. Das Dampfboot lief rasch auf dem

Wusung hinab, glitt in den Yang-tse-Kiang oder Blauen Fluß hinüber, passierte die Insel Tsong-Ming, ließ die Leuchtfeuer von Ou-Song und Langhan hinter sich, fuhr mit der Flut stromauf durch die Provinz Kiang-Su und landete am 22. früh seine Passagiere heil und gesund am Kai der alten kaiserlichen Hauptstadt.

Soun hatte es nur den beiden Leibwachen zu verdanken, daß sein Zopf während der Fahrt sich nicht noch weiter verkleinerte. Der Faulpelz hatte also gewiß keine Ursache, sich zu beklagen.

Kin-Fo begab sich, als er Shanghai verließ, nicht ohne Grund zuerst nach Nan-King. Er glaubte einige Aussicht zu haben, den Philosophen hier zu entdecken.

Wang konnte sich in der Tat durch seine aus früherer Zeit herrührenden Erinnerungen nach dieser unglücklichen Stadt, dem Ausgangs- und Mittelpunkt des Aufstands der Tchang-Mao, hingezogen fühlen. Wurde sie nicht erobert und verteidigt von jenem bescheidenen Schulmeister, dem furchtbaren Rong-Sieou-Tsien, der sich zum Kaiser der Taiping aufschwang und die Autorität der Mantschu so lange in Schach zu halten wußte? Proklamierte derselbe nicht von hier aus die neue Ära des »Großen Friedens«?⁰ Nahm er nicht hier im Jahr 1864 das tödliche Gift, um seinen Feinden nicht lebend in die Hände zu fallen? Entwich nicht aus dem hiesigen Palast der Könige sein Sohn, in zartem Alter,

⁰Übersetzung des Wortes Taiping.

den die Kaiserlichen einfingen und ohne Gnade enthaupteten? Wurden seine Gebeine nicht aus dem Grab in der brennenden Stadt wieder ausgewühlt und wilden, ausgehungerten Bestien zum Fraß vorgeworfen? War es endlich nicht in dieser Provinz, wo hunderttausend alte Waffengefährten Wangs binnen 3 Tagen hingemordet wurden?

Es erschien also wohl denkbar, daß der Philosoph nach der plötzlichen Veränderung aller Verhältnisse nach diesem Ort, an den ihn so viele persönliche Erinnerungen knüpften, gegangen war. Von hier aus konnte er in wenigen Stunden nach Shanghai zurückkehren, um seinen Freund . . .

Deshalb also begab sich Kin-Fo zunächst nach Nanking und gedachte, sich hier aufzuhalten. Fand er Wang, so konnte alles mündlich geregelt und damit der eigentümlichen und gewiß nicht angenehmen Lage ein Ende gemacht werden. Traf er ihn nicht, so wollte er seine Wanderung durch das Himmlische Reich weiter fortsetzen bis zu dem Tag, wo er nach Ablauf der vereinbarten Frist von seinem alten Lehrer und Freund gewiß nichts mehr zu fürchten haben würde.

Begleitet von Craig und Fry und gefolgt von Soun, begab sich Kin-Fo nach einem Hotel in einem jener halb entvölkerten Stadtviertel, die noch inmitten der Ruinen des weitaus größeren Teils der Stadt vorhanden sind.

»Ich reise unter dem Namen Ki-Nan«, wandte sich Kin-Fo an seine Begleiter, »und hoffe, daß mein wahrer Name unter keinerlei Vorwand jemals ausgesprochen werde.«

»Ki . . .«, begann Craig.

»Nan«, vollendete Fry.

»Ki-Nan«, wiederholte Soun noch einmal.

Es leuchtet wohl ein, daß Kin-Fo, während er wegen der unangenehmen Folgen seiner unfreiwilligen Berühmtheit aus Shanghai floh, nicht Lust hatte, von ihnen unterwegs ebenso belästigt zu werden. Von der möglichen Anwesenheit des Philosophen in Nan-King erwähnte er Craig-Fry gegenüber kein Wort. Die ängstlichen Agenten hätten gewiß Vorsichtsmaßnahmen im Überflus entfaltet, der zwar dem Wert ihres Klienten entsprechen mochte, diesem selbst aber nur höchst lästig gewesen wäre. Und hätten sie 1 Million in der Tasche geführt, unmöglich hätten sie auf einer Reise durch ein gefährlicheres Land größere Sorgfalt entwickeln können. Doch, war es nicht auch 1 Million, welche die »Hundertjährige« ihnen hier anvertraut hatte?

Der ganze Tag verging mit dem Besuch der Stadtviertel, Plätze und Straßen Nan-Kings. Von der Pforte des Ostens bis zu der des Westens, von Süden bis Norden wurde die ihres früheren Glanzes beraubte Stadt schnell durchwandert. Kin-Fo schritt rüstig darauf zu, sprach nur wenig, hatte aber die Augen überall.

Nirgends zeigte sich ein verdächtiges Gesicht, weder auf den Kanälen, wo sich die meisten Bewohner aufhielten, noch in den halb unter Trümmern begrabenen Alleestraßen, die schon das Unkraut überwucherte. Kein Fremder war sichtbar, der unter dem geborstenen Marmortor dahinwanderte, oder die Reste der verbrannten Mauern betrachtete, welche die Stelle des früheren kaiserlichen Palasts bezeichnen, den Schauplatz des letzten erbitterten Kampfs, an dem Wang seinerzeit jedenfalls bis zum Ende teilnahm. Kein Mensch suchte sich den Blicken der Besucher zu entziehen, weder in der Nähe des Yamen der katholischen Missionare, welche die Bewohner von Nan-King im Jahr 1870 ermorden wollten, noch in der Umgebung der Waffenfabrik, die erst neuerdings wieder aus dem unzerstörbaren Material errichtet wurde, das der berühmte, von den Taiping abgetragene Porzellanturm in großer Menge geliefert hatte.

Kin-Fo schien keine Ermüdung zu kennen. Noch immer ging er raschen Schritts weiter, seine beiden Akolythen getreulich mit ihm, während der arme, an derlei Anstrengungen nicht gewöhnte Soun ein gutes Stück zurückblieb, zum östlichen Tor hinaus und geraden Wegs fort in die Weite.

Unfern von der Stadtmauer zeigte sich eine endlose Straße mit ungeheuren Tiergestalten zu beiden Seiten.

Kin-Fo eilte womöglich noch schneller auf diese zu.

Am entgegengesetzten Ausgang schloß ein kleiner Tempel sie ab. Hinter letzterem erhob sich ein Grabmal, so groß wie ein Hügel. Unter dieser Anhöhe ruhte Rong-U, der frühere Bonze und spätere Kaiser, einer der kühnsten Patrioten, der vor 5 Jahrhunderten gegen die fremden Eindringlinge gefochten hatte. Sollte der Philosoph nicht hierher geirrt sein, sich an den glorreichen Erinnerungen des Orts zu erlaben, nach diesem Grab, das den Gründer der Ming-Dynastie umschloß?

Der Hügel war leer, der Tempel verlassen. Niemand bewachte ihn als gewaltige, kaum aus dem Marmor herausgemeißelte Kolosse und jene phantastischen Tiergestalten, welche die lange Straße bevölkerten.

Über der Tür des Tempels bemerkte Kin-Fo aber zu seiner Verwunderung einige Zeichen von fremder Hand und neueren Ursprungs. Er trat näher und las die drei Buchstaben:

W. K.-F.

Wang! Kin-Fo! Kein Zweifel, der Philosoph hatte diese Stelle unlängst besucht.

Ohne etwas zu äußern, sah sich Kin-Fo überall um ... Niemand! Gegen Abend kehrten Kin-Fo, Craig, Fry und Soun, der sich kaum noch auf den Füßen halten konnte, nach dem Hotel zurück und am nächsten Morgen hatten alle Nan-King verlassen.

12. KAPITEL

IN DEM KIN-FO, SEINE BEIDEN AKOLYTHEN UND SEIN
DIENER PLANLOS IN DIE WELT HINAUSZIEHEN

Wer ist jener Reisende, den man auf allen schiffbaren und fahrbaren Straßen, auf allen Kanälen und Strömen des Himmlischen Reichs dahineilen sieht? Er zieht weiter und weiter und weiß am Abend noch nicht, wo er sich des Morgens befinden wird. Er fliegt durch die Städte, ohne sie anzusehen, rastet in Hotels und Gasthäusern nur, um wenige Stunden zu schlafen, und betritt die Restaurants nur, um schnell eine Mahlzeit einzunehmen. Mit Geld geizt er nicht; er verschwendet es, ja, er wirft es weg, um sein Fortkommen zu beschleunigen.

Ein Kaufmann, der seine Geschäfte betreibt, ist das nicht. Ein Mandarin ist es nicht, den die Regierung etwa mit einer wichtigen und eiligen Sendung betraut hätte. Ein Künstler ist es nicht, der die Reize der Landschaften aufsucht. Auch kein Gelehrter, der seine Vorliebe für alte Dokumente zu befriedigen strebt, die in den Bonzerien und Lamanerien des alten China vergraben liegen. Ein Studierender ist es ebenfalls nicht, der etwa zur Pagode der Prüfungen reiste, um sich die höchsten Grade zu erwerben, so wenig wie ein Priester Buddhas, der das Land durchstreift, um die kleinen, zwischen den Wurzeln des geheiligten Banyanbaums errichteten ländlichen Altäre zu inspizieren, noch endlich ein Pilger, der vielleicht in der Erfüllung eines den

fünf heiligen Bergen Chinas getanen Gelübdes begriffen wäre.

Es ist eben der falsche Kin-Nan in Begleitung Craigs und Frys, die immer munter ausharren, und Souns, dessen Kräfte mehr und mehr zur Neige gehen. Es ist Kin-Fo in der sonderbaren Gemütsstimmung, die ihn den verschwundenen Wang gleichzeitig zu fliehen und aufzusuchen drängt. Es ist der Klient der »Hundertjährigen«, der bei diesen unaufhörlichen Kreuz- und Querzügen nichts anderes sucht als das Vergessen seiner Lage und vielleicht eine Garantie gegen die unsichtbaren Gefahren, von denen er sich bedroht glaubt. Der beste Schütze kann ja ein in Bewegung befindliches Ziel verfehlen, und Kin-Fo sucht dieses Ziel zu sein, das nie zur Ruhe kommt.

Von Nan-King aus hatten die Reisenden einen jener schnellsegelnden amerikanischen Dampfer benutzt, eines jener schwimmenden Hotels, die auf dem Blauen Fluß verkehren. 60 Stunden später landeten sie in Ran-Keu, ohne selbst den eigentümlichen Felsen, den »kleinen Waisenknaben«, bewundert zu haben, der mitten aus der Strömung des Yang-Tse-Kiang emporsteigt und dessen Gipfel ein von Bonzen bedienter Tempel krönt.

In Ran-Keu, am Zusammenfluß des Yang-Tse-Kiang und dessen wichtigsten Nebenarms, des Ran-Kiang,⁰

⁰Im südlichen China bezeichnet man Ströme und Flüsse durch die Endsilbe »Kiang«, im nördlichen China durch die Endsilbe »Ro«.

hielt sich der umherirrende Kin-Fo nur einen halben Tag lang auf. Auch hier erinnerten traurige Ruinen an das entsetzliche Treiben der Taiping; doch weder in dieser handelstätigen Stadt, die freilich nur einen Annex zu der auf dem rechten Ufer des erwähnten Nebenflusses erbauten Bezirksstadt Ran-Yang-Fu darstellt, noch in U-Tchang-Fu, der am rechten Ufer des Stroms gelegenen Hauptstadt der Provinz Ru-Pe, hatte der flüchtige Wang eine Spur seiner Anwesenheit hinterlassen. Auch jene Buchstaben fanden sich nicht wieder, die Kin-Fo bei Nan-King an dem Grabtempel des gekrönten Bonzen gesehen hatte.

Wenn Craig und Fry jemals leise hofften, bei dieser Reise durch China die Sitten der Bewohner oder den Charakter der Städte näher kennenzulernen, so sahen sie sich jetzt gründlich getäuscht. Selbst nur flüchtige Notizen zu Papier zu bringen, fehlte es ihnen an Zeit, jene hätten sich denn einzig auf die Namen der Städte und Flecken und auf das Datum ihres Aufenthalts dort beziehen müssen. Sie waren aber weder neugierig noch geschwätzig. Im Gegenteil sprachen sie fast niemals. Wozu auch? Was Craig dachte, dachte Fry ja ebenfalls. Ein Gespräch wäre zum bloßen Monolog geworden. Ebenso wenig wie ihrem Klienten fiel ihnen deshalb die Doppelphysiognomie der meisten chinesischen Städte auf, die im Inneren tot, in den Vorstädten dagegen höchst lebendig sind. In Ran-Keu bemerkten sie nicht einmal das europäische Stadtviertel mit

den breiten, rechtwinklig verlaufenden Straßen, den eleganteren Wohnungen und der von großen Bäumen beschatteten Promenade, die sich am Ufer des Blauen Flusses hinzieht. Sie hatten ja nur Augen für einen Mann, und dieser eine blieb unsichtbar.

Der Dampfer konnte infolge der Hochflut im Ran-Kiang diesen Nebenfluß noch 30 Meilen weiter, bis Lao-Ro-Keu, hinauffahren.

Kin-Fo fiel es zunächst gar nicht ein, dieses Beförderungsmittel aufzugeben, daß ihm vorzüglich zusagte. Er gedachte sich dessen vielmehr bis zu der Stelle zu bedienen, wo der Ran-Kiang aufhören würde, schiffbar zu sein. Das Weitere würde sich dann finden. Auch Craig und Fry hatten keinen anderen Wunsch, als daß die Reise zu Wasser die ganze Zeit über andauern möge. An Bord gestaltete sich die Überwachung leichter und drohten offenbar weniger Gefahren. Später, auf den unsicheren Straßen des inneren China, mußte sich das ändern.

Auch Soun behagte dieses Leben auf dem Dampfboot. Er strengte sich nicht durch Gehen an, tat nichts, überließ seinen Herrn der Sorge Craigs und Frys und hatte keine andere Sorge, als in seinem Winkel ruhig auszuschlafen, wenn er gefrühstückt oder zu Mittag und zu Abend aus der vortrefflichen Schiffsküche gegessen hatte.

Einige Tage später trat auch ein Wechsel in der Art der Beköstigung ein, der jedem anderen als diesem

Dummkopf gesagt hätte, daß die Reisenden allmählich in andere geographische Breiten gelangten.

Bei den Mahlzeiten trat nämlich an Stelle des Reises das Korn in Form kleiner ungesäuerter Brote von recht angenehmem Geschmack, wenn man sie frisch aus dem Ofen genießt.

Soun, als echter Chinese des Südens, vermißte sein nationales Reisgericht schmerzlich. Er benutzte die kleinen Stäbchen so geschickt, mit denen er die Reiskörner aus der Schüssel in seinen breiten Mund beförderte. Und welche Massen vertilgte er davon! Reis und Tee, was braucht ein echter Sohn des Himmels mehr?

Das Schiff gelangte also, während es den Ran-Kiang stromaufwärts dampfte, nach und nach in die Region des Getreides. Der Erdboden veränderte ebenfalls seine Gestalt. Am Horizont erhoben sich einzelne Berge, bekrönt mit Festungsanlagen aus der alten Dynastie der Ming. An Stelle der künstlichen Uferdämme, die das Wasser des Flusses zusammendrängten, traten niedrige Ufer, zwischen denen sein Bett sich auf Kosten der Tiefe ansehnlich verbreiterte. Das Land gehörte hier zu dem Distrikt Guan-Lo-Fu.

In dessen Hauptstadt ging Kin-Fo nicht einmal während der wenigen Stunden an Land, welche die Einnahme frischer Lebensmittel und die Förmlichkeiten auf den Zollschiffen beanspruchten. Was sollte er auch in dem Ort, der ihm keinerlei Interesse bot? Wo er keine Spur von dem Philosophen entdeckte, bewegte ihn

nur der eine Wunsch, immer tiefer in das Innere Chinas einzudringen; denn wenn er Wang dabei auch nicht finden sollte, so fand doch Wang ebenso bestimmt auch ihn nicht.

Nach Guan-Lo-Fu tauchten zwei einander gegenüber erbaute Städte auf, die Handelsstadt Fan-Tcheng am linken und die Distriktsstadt Siang-Yang-Fo am rechten Ufer des Flusses; die erste belebt von einer geschäftigen Volksmenge, die andere zwar der Sitz der Behörden, sonst aber mehr tot als lebendig.

Hinter Fan-Tcheng bog der Ran-Kiang in scharfem Winkel direkt nach Norden ab und blieb noch bis Lao-Ro-Keu schiffbar. Weiter konnte der Dampfer aber aus Mangel an Wasser nicht vordringen.

Nun gestalteten sich die Verhältnisse anders. Von dieser letzten Station aus ging die Reise unter veränderten Bedingungen weiter. Jetzt mußte man die Wasserstraße, »die Wege, die selbst gehen«, verlassen und sich auf eigenen Füßen weiterhelfen oder doch mindestens gegenüber dem sanften Hingleiten des Schiffes mit den Schwankungen und Stößen der erbärmlichen Fuhrwerke vorliebnehmen, die im Himmlischen Reich in Gebrauch sind. Du armer Soun! Jetzt kam für dich die Zeit der Qualen, der Anstrengungen und der Vorwürfe.

Und wahrlich, es hätte jeder zu tun gehabt, der Kin-Fo auf dieser abenteuerlichen Fahrt von Stadt zu Stadt,

von Provinz zu Provinz gefolgt wäre. Heute zum Beispiel reiste er zu Wagen, aber mit welchem Wagen! Ein ohne Federn unmittelbar auf der Achse zweier roher, mit starken Eisennägeln beschlagener Räder befestigter harter Kasten, geschleppt von einigen widerstrebenden Maultieren und überspannt mit einem Leinwanddach, durch das der Regen ebenso wie der Sonnenschein hindurchdrang. Morgen saß er in einem Maulesel-Tragsessel, einer Art zwischen zwei langen Bambusstengeln aufgehängten Schilderhäuschen, das bei jeder Bewegung so furchtbar rollte und stampfte, daß ein Schiff dabei in allen Fugen gekracht hätte.

Zwei Adjutanten gleich, ritten dann Craig und Fry zu beiden Seiten dieses Fahrzeugs auf Eseln, die womöglich noch regellosere Bewegungen und Sprünge machten als jenes. Ging dann der Marsch etwas schneller vor sich, so hinkte der arme Soun grollend und wetternd hinterdrein und stärkte sich mehr als nötig mit einem tüchtigen Schluck guten Branntweins aus Kao-Liang. Auch er verspürte ein erkleckliches Rollen und Schwanken, das indes nicht den Unebenheiten des Bodens zuzuschreiben war. Mit einem Wort, die ganze kleine Gesellschaft wäre auch auf stürmischem Meer nicht ärger durcheinandergeschüttelt worden.

Zu Pferd – natürlich waren es erbärmliche Klepper – hielten Kin-Fo und seine Begleiter ihren Einzug in Si-Gnan-Fu, der alten Hauptstadt des Reichs der Mitte,

in der die Kaiser aus der Dynastie der Tang ehemals hofhielten.

Welche Strapazen und Gefahren kostete es aber, um diese entlegene Provinz Chen-Si zu erreichen und ihre endlosen dürren und nackten Ebenen zu durchziehen!

Unter einer der des südlichen Spaniens entsprechenden Breite sandte die Maisonne ihre kaum erträglichen Strahlen herab und wirbelte der feine Staub der Straßen auf, die noch durch keine Steinschüttung verbessert waren. Aus den gelblichen, die Atmosphäre wie ein ungesunder Dunst erfüllenden Wolken kam der Wanderer grau heraus vom Kopf bis zu den Füßen. Es war hier die Gegend des »Löß«, eine eigenartige geologische, im nördlicheren China vorherrschende Bodenformation, ein Gebilde, »das weder Erde noch Stein ist, oder richtiger ein Stein, der noch nicht Zeit gefunden hat, sich zu erhärten« (Leon Rousset).

Auch die wirklichen Gefahren darf man nicht unterschätzen in einem Land, wo die Polizei eine gewaltige Furcht vor den Dolchstichen der Räuber hat. Wenn die Tipaos den Spitzbuben schon in den Städten aus dem Weg gehen, wenn in bevölkerten Ortschaften die Einwohner es nicht wagen, des Nachts auf den Straßen zu erscheinen, so kann man sich daraus wohl ein Urteil über den Grad der Sicherheit auf den Landstraßen bilden. Mehrmals zeigten sich auch verdächtige Gruppen,

wenn die Reisenden sich in tiefen, durch die gewaltigen Löß-Schichten geschnittenen Hohlwegen befanden; noch immer verfehlte aber der Anblick der Revolver in den Händen Craigs und Frys auf die Wegelagerer nicht seine abschreckende Wirkung. Zuweilen freilich beschlich die Agenten der »Hundertjährigen« eine unheimliche Furcht, nicht wegen ihrer eigenen Person, wohl aber wegen der lebendigen Million, die sie eskortierten. Ob Kin-Fo unter dem Dolch Wangs fiel oder unter dem Messer eines Straßenräubers, kam ja völlig auf eins hinaus. Jedenfalls traf der Stoß die Kasse ihrer Gesellschaft.

Wie die Verhältnisse jetzt lagen, hielt sich übrigens Kin-Fo, der reichlich mit Waffen versehen war, selbst jeden Augenblick zur Verteidigung bereit. Das Leben galt ihm jetzt mehr denn je, und er hätte, wie Craig und Fry sagten, »sich umbringen lassen, um es zu erhalten«.

In Si-Gnan-Fu durfte man kaum darauf rechnen, eine Spur des Philosophen zu finden. Ein alter Taiping konnte niemals auf den Gedanken kommen, hierher zu gehen. Die starken Mauern dieser Stadt vermochten die Rebellen seinerzeit nicht zu bezwingen, und auch heute barg sie eine zahlreiche Besatzung von Mantschu-Truppen. Wenn er nicht eine besondere Liebhaberei für archäologische Kuriositäten hatte, die sich hier in großer Menge vorfinden, oder den Geheimnissen der Inschriftenkunde nachspüren wollte, von denen ein Museum mit dem Namen der »Tafelwald« eine

überaus reiche Auswahl enthielt, was sollte Wang sonst in dieser Stadt beginnen?

Kin-Fo verließ sie also auch schon am Morgen seiner Ankunft wieder und zog von diesem wichtigen Knotenpunkt für den Handel zwischen Zentralasien, Tibet, der Mongolei und China nach Norden weiter.

Über Kao-Lin-Sien und Sing-Tong-Sien, das heißt in dem Tal des Uei-Ro mit seinen, von dem Löß (Mergel), durch den er sich sein Bett gewühlt, gelblich gefärbten Fluten gelangte die kleine Gesellschaft nach Rua-Tcheu, dem Herd eines entsetzlichen Aufstands der Muselmanen im Jahr 1860. Von hier aus erreichte Kin-Fo mit seinen Begleitern, bald im Boot, bald im Wagen, unter großer Anstrengung die Festung Tong-Kuan, am Zusammenfluß des Uei-Ro und des Ruang-Ro.

Der Ruang-Ro ist der berühmte Gelbe Fluß. Er kommt in gerader Richtung aus Norden, strömt durch die östlichen Provinzen und mündet in das Meer, das seinen Namen trägt, aber ebensowenig gelb ist, wie das Rote Meer rot, das Weiße Meer weiß und das Schwarze Meer schwarz aussieht. Ja, ein berühmter Strom, offenbar himmlischen Ursprungs, da seine Farbe die der Kaiser ist. Ein Sohn des Himmels, aber auch »der Kummer Chinas«, wegen seiner gewaltigen Überschwemmungen, die den großen Kaiserkanal zum Teil unfahrbar gemacht haben.

In Tong-Kuan wären die Reisenden, selbst in der Nacht, in Sicherheit gewesen. Es ist keine Handelsstadt, sondern eine Militär-Niederlassung, in der keine nomadische Bevölkerung lebt, sondern die Tataren-Mantschus, die Kerntruppen des chinesischen Heers, ihren ständigen Sitz haben. Vielleicht gedachte Kin-Fo hier einige Tage zu rasten. Vielleicht suchte er in einem passenden Hotel einmal ein bequemes Zimmer, eine schmackhafte Mahlzeit, ein gutes Bett – lauter Dinge, auf die sich Craig und Fry, besonders aber der arme Soun, herzlich freuten.

Der Tölpel, dem seine Unvorsichtigkeit diesmal ein großes Stück seines edlen Zopfs kostete, beging aber die Unklugheit, auf der Zollstation statt des angenommenen Namens den wahren Namen seines Herrn anzugeben. Er vergaß eben, daß es nicht Kin-Fo, sondern Ki-Nan war, den er die Ehre hatte zu bedienen. Das gab ein schweres Ungewitter! Der letztere sah sich gezwungen, die Stadt augenblicklich wieder zu verlassen. Der Name hatte seine Wirkung getan. Der berühmte Kin-Fo war in Tong-Kuan angekommen. Jeder drängte sich, den Mann zu sehen, »dessen einziger und lebhaftester Wunsch es war, 100 Jahre alt zu werden«.

Der entsetzte Reisende gewann kaum Zeit, mit seinen Begleitern der Ansammlung von Neugierigen zu entfliehen, die ihn auf jedem Schritt umringte. Zu Fuß – ja, buchstäblich zu Fuß – eilte er nun längs des Gelben Flusses dahin und unaufhörlich weiter, bis er

samt seinen Begleitern in einem kleinen Flecken vor Erschöpfung zusammenbrach, wo ihm sein Inkognito doch wenigstens einige Stunden Ruhe sichern mußte.

Der ganz außer Fassung geratene Soun wagte kein Wort über die Lippen zu bringen. Mit dem kurzen Rattenschwänzchen, das noch von seinem Kopf hing, wurde er zur Zielscheibe mancher verletzenden Witzelei. Die Gassenbuben liefen hinter ihm her und riefen ihm allerlei Dummheiten nach.

Wie sehnte er sich danach, endlich anzukommen – aber wo? – da sein Herr, wie er sich damals William J. Bidulph gegenüber ausdrückte, immer der Nase nach weiterreisen wollte.

In dem kleinen, 20 Li (1 Li = 442 Meter) von Tongkuan gelegenen Flecken, wo man gerastet hatte, gab es nun weder Pferde noch Esel, weder Wagen noch Tragbahnen. Hier mußte man entweder bleiben oder den Weg zu Fuß fortsetzen. Diese Alternative war nicht geeignet, dem Schüler des Philosophen Wang, der sich hier sehr wenig als Philosoph erwies, die gute Laune wiederzugeben. Er schimpfte auf alle Welt und verdankte diese Lage doch nur sich selbst. O, wie bedauerte er jetzt die schöne Zeit, die er unter Verachtung jedes Genusses am Leben verbrachte! Wenn der Mensch das Glück nur soll schätzen lernen, nachdem er Langweile, Not und Qual gekostet, wie Wang behauptete – er hatte jetzt alles, und bis auf die Neige gekostet.

Bei dieser Reise sah er noch überdies wiederholt brave Leute unterwegs, die vielleicht keinen Heller in der Tasche hatten, aus deren Augen aber der Widerschein des Glücks leuchtete. Er überzeugte sich, daß die freudig getane Arbeit die Mutter der Zufriedenheit ist.

Hier waren es Feldarbeiter, die sich über die Furchen bückten; dort andere, die singend ihr Tagewerk vollbrachten. Verschuldete nicht der Mangel an Arbeit allein bei Kin-Fo die Unempfänglichkeit für jedes Vergnügen? O, diese Lektion war eine gründliche! Er glaubte es wenigstens ... Nein, Freund Kin-Fo, sie war es nicht!

Craig und Fry durchsuchten die ganze Ortschaft, klopfen an jede Tür und entdeckten wirklich zuletzt eine Art Fuhrwerk, aber nur ein einziges. Darauf fand ferner nur eine Person Platz und, was das schlimmste war, ein Zugtier dazu gab es nicht.

Das Gefährt bestand aus einem Handwagen – einer Art Pascal'schen Schiebkarren – der vielleicht schon lange vor dem genannten Gelehrten, von den alten Erfindern des Pulvers, der Schrift, des Kompasses und der Drachen gebaut wurde. In China ist das, übrigens ziemlich große Rad dieses Fortbewegungsmittels aber nicht wie bei uns zwischen zwei nach der einen Seite zu vorspringenden Armen, sondern in der Mitte angebracht und bewegt sich also innerhalb des Kastens selbst, wie das Zentralrad mancher Dampfboote. Der

eigentliche Behälter des Gefährts ist also seiner Längsrichtung nach in zwei Abteilungen getrennt, in deren einer der Reisende Platz nehmen kann, während die andere zur Aufnahme des Gepäcks dient.

Der Motor dieses Wagens ist und kann nur ein Mensch sein, der ihn nicht zieht, sondern vorwärts schiebt. Er hat seinen Platz also hinter dem Fahrenden, dem er die Aussicht nicht versperrt, ähnlich wie der Kutscher eines englischen Cab. Bei günstigem Wind, das heißt wenn dieser von hinten weht, benützt der Mann diese Naturkraft, die ihn nichts kostet. Er stellt vorn im Wagenkasten einen kleinen Mast auf, hißt daran ein viereckiges Segel und wird bei kräftigem Wind statt den Wagen zu schieben, von diesem mit fortgezogen, oft schneller, als ihm lieb ist.

Das Gefährt nebst allem Zubehör wurde käuflich erworben. Kin-Fo nahm darin Platz. Der Wind blies günstig, das Segel wurde entfaltet.

»Nun vorwärts, Soun!« rief Kin-Fo.

Soun beeilte sich, ganz behaglich in der zweiten Abteilung des Wagens Platz zu nehmen.

»An die Deichsel!« donnerte ihn da Kin-Fo in einem Ton an, der jeden Widerspruch von vornherein abschnitt.

»Aber, Herr, wie ... wir ... ich!« jammerte Soun, dessen Beine sich schon im voraus krümmten, wie die eines überangestregten Gauls.

»Dafür klage dich selbst, deine Zunge und deine Dummheit an!«

»Nun vorwärts, Soun!« drängten auch Craig-Fry.

»An die Deichsel!« wiederholte Kin-Fo mit einem spähenden Blick nach dem erbärmlichen Rest des Zopfs. »An die Deichsel, Dummkopf, und hüte dich, zu stolpern, sonst . . . «

Der Zeige- und Mittelfinger Kin-Fos, die sich wie zwei Scherenblätter bewegten, ließen über diese Drohung keinen Zweifel übrig, so daß Soun schleunigst den Tragriemen über die Schultern warf und die Handhaben des Karrens ergriff. Fry und Craig begaben sich jeder nach einer Seite des Gefährts, und mit Unterstützung des günstigen Windes trottete die kleine Gesellschaft in leichtem Trab ab.

Wir verzichten auf die Schilderung der stillen, ohnmächtigen Wut Souns, als er sich zum Zugtier degradiert sah. Craig und Fry waren jedoch menschenfreundlich genug, ihn zeitweilig abzulösen. Zum Glück unterstützte sie der Südwind ohne Unterbrechung und verrichtete drei Viertel der Arbeit. Da der Karren durch das in der Mitte angebrachte Rad sehr leicht im Gleichgewicht zu halten war, so beschränkte sich die Tätigkeit des Führers etwa auf die des Steuermanns auf einem Schiff, das heißt, er hatte nur auf Einhaltung seiner Richtung zu achten.

In dieser Equipage erschien Kin-Fo also in den nördlichen Provinzen Chinas, marschierend, wenn er die

halb steif gewordenen Beine einmal üben, oder gefahren, wenn er ausruhen wollte.

So zog Kin-Fo, unter Umgehung von Huan-Fu und Cafong, hinauf am Ufer des berühmten Kaiserkanals, der noch vor kaum 20 Jahren, bevor der Gelbe Fluß sein altes Bett wieder aufsuchte, von Su-Tcheu, dem Land des Tees, bis Peking auf eine Entfernung von mehreren 100 Meilen eine bequeme Wasserstraße bildete.

So reiste er durch Tsinan, Ho-Kien und gelangte in die Provinz Pe-Tche-Li, in der sich Peking, die vierfache Hauptstadt des Himmlischen Reichs erhebt.

So kam er durch das von einer Mauer und zwei Forts verteidigte Tsien-Tsin, eine Stadt von 400.000 Seelen, in deren geräumigen, durch die Vereinigung des Pal-Ho und des Kaiserkanals gebildeten Hafen durch die Einfuhr von Baumwollwaren aus Manchester, von Wollstoffen, Kupfer, Eisen, Zündhölzchen aus Deutschland, Sandelholz usw. und durch die Ausfuhr von Brustbeeren, Wasserlilienblättern, tatarischem Tabak usw. ein Warenumsatz von 160 Millionen jährlich stattfindet. Kin-Fo kam es aber nicht einmal in den Sinn, in dem merkwürdigen Tsien-Tsin die berühmte Pagode der höllischen Verdammten zu besuchen; er durchstreifte nicht die interessanten Straßen der »Laternen« und der »Alten Kleider« in der östlichen Vorstadt, er frühstückte nicht im Restaurant der »Harmonie und

Freundschaft«, das der Muselman Leu-Lao-Ki bewirtschaftet, und dessen Weine sich des besten Rufs erfreuen, was auch Mohammed darüber denken mag; er gab auch – und das aus guten Gründen – seine große rote Visitenkarte nicht ab im Palast Liu-Tchong-Tangs, dem Vizekönig der Provinz seit 1870, Mitglied des Geheimen Rats und des Großen Staatsrats des Reichs, der neben der gelben Weste den Titel eines Fei-Tse-Chao-Pao führt.

Nein! Kin-Fo durchfuhr, immer von Soun geschoben, die Kais, wo ganze Berge von Säcken mit Salz lagerten; die Vorstädte, die englischen und amerikanischen Territorien, das Rennfeld, die mit Sorgho, Gerste, Sesam und Weinstöcken bedeckte Landschaft, die reichen Gemüse- und Fruchtgärten und die weiten Ebenen, die Tausende von Hasen, Rebhühnern und Wachteln liefern, die man durch abgerichtete Falken, meist Lerchen- oder Baumfalken, einfängt. Alle vier folgten nun der 24 Meilen langen, mit Quadersteinen belegten Straße nach Peking, zwischen Baumgruppen der verschiedensten Art und dem hohen Schilf des Flusses, und gelangten so nach Tchong-Tcheu, alle heil und gesund, Kin-Fo noch immer im Wert von 200.000 Dollar, Craig und Fry frisch und munter wie zu Beginn der Reise, Soun keuchend, hinkend, auf beiden Beinen ver schlagen und mit nur 3 Zoll Zopf auf dem Scheitel.

Jetzt war der 19. Juni. In 7 Tagen ging die mit Wang vereinbarte Frist zu Ende!

Wo verbarg sich aber dieser Wang?

13. KAPITEL

WORIN MAN DIE BERÜHMTE POSSE »VON DEN 5 WACHEN DES HUNDERTJÄHRIGEN« MIT ANHÖRT

»Meine Herren«, redete Kin-Fo seine beiden Leibwächter an, als der Karren am Eingang der Vorstadt von Tchong-Tcheu anhielt, »wir befinden uns nur noch 40 Li (2,5 geographische Meilen) von Peking entfernt, und es ist meine Absicht, hierzubleiben, bis die rechtliche Wirkung der zwischen mir und Wang getroffenen Vereinbarung erlischt. In dieser Stadt von 400.000 Seelen wird es leicht sein, unerkannt zu wohnen, wenn Soun nicht vergißt, daß er im Dienst Ki-Nans, eines einfachen Händlers aus der Provinz Chen-Si steht.«

Nein, sicherlich, Soun würde das nicht vergessen! Seine Ungeschicktheit hatte ihn während der letzten acht Tage zu Pferdendiensten erniedrigt, und er hoffte, daß Herr Kin-Fo ...

»Ki ...«, sagte Craig.

»Nan!« fügte Fry hinzu.

... ihn nicht ferner seiner eigentlichen Beschäftigung fernhalten werde. Jetzt, bei seiner Kraftlosigkeit ohnegleichen, erbat er nur die Erlaubnis von Herrn Kin-Fo ...

»Ki ...«, sagte Craig.

»Nan!« fuhr Fry fort.

... die Erlaubnis, 48 Stunden in einem Stück auszuschlafen.

»Meinetwegen acht Tage lang!« antwortete Kin-Fo auf seine Rede. »Wenn du schläfst, bin ich wenigstens vor deinem Schwatzen sicher!«

Kin-Fo und seine Begleiter ließen es sich nun angelegen sein, ein passendes Hotel zu suchen, woran es in Tchong-Tcheu nicht mangelte. Diese ungeheure Stadt bildet im Grunde nur einen Vorort von Peking. Die Alleestraße, die sie mit der Hauptstadt verbindet, ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Villen, Häusern, Gehöften, Gräbern, kleinen Pagoden und lachenden Baumgruppen geschmückt, und es herrscht darauf von Wagen, Reitern und Fußgängern ein unaufhörlicher, lebhafter Verkehr.

Kin-Fo kannte die Stadt schon und ließ sich nach dem »Tae-Uang-Mia«, das ist der Tempel der unabhängigen Fürsten, geleiten. Dieser besteht aus einer zum Hotel umgewandelten Bonzerie, wo jetzt Fremde ein sehr behagliches Unterkommen finden.

Kin-Fo, Craig und Fry richteten sich sogleich häuslich ein, die beiden Agenten natürlich in einem unmittelbar an den Wohnraum ihres kostbaren Klienten grenzenden Zimmer.

Soun verschwand eiligst, um in der ihm angewiesenen Ecke auszuschlafen, und ward nicht mehr gesehen.

Eine Stunde später verließen Kin-Fo und seine Getreuen ihre Zimmer, frühstückten mit gutem Appetit und fragten sich, was nun zu beginnen sei.

»Zunächst wollen wir«, schlugen Craig-Fry vor, »die Regierungszeitungen lesen, um zu sehen, ob sich darin ein unsere Angelegenheit betreffender Artikel findet.«

»Sie haben recht«, stimmte Kin-Fo zu. »Vielleicht erfahren wir dabei, was aus Wang geworden ist.«

Alle drei verließen das Hotel. Aus Vorsicht gingen die beiden Akolythen zur Seite ihres Klienten, faßten alle Vorüberkommenden scharf ins Auge und ließen niemand nah heran. So wanderten sie durch die engen Straßen der Stadt und gelangten nach den Kais. Hier wurde eine Nummer des offiziellen Journals gekauft und aufmerksam durchgelesen.

Vergeblich! Sie enthielt nichts als das Versprechen einer Belohnung von 2000 Dollar oder 1300 Taëls für denjenigen, der William J. Bidulph den derzeitigen Aufenthaltsort des Herrn Wang aus Shanghai mitteilen würde.

»Er ist also noch nicht wieder zum Vorschein gekommen«, sagte Kin-Fo.

»Er hat folglich die ihn betreffende Anzeige nicht gelesen«, bemerkte Craig.

»Und hält sich folglich noch an seine Verpflichtung gebunden«, fügte Fry hinzu.

»Doch wo in aller Welt mag er sein?« rief Kin-Fo.

»Halten Sie sich«, fragten Craig-Fry wie aus einem Mund, »für mehr bedroht während der letzten Tage Ihrer Vereinbarung!«

»Ohne Zweifel«, versicherte Kin-Fo. »Kennt Wang nicht die eingetretene Veränderung meiner Lage, und das ist höchst wahrscheinlich, so wird er sich der Notwendigkeit, sein Versprechen einzulösen, nicht entziehen können. Nach 1, nach 2 und 3 weiteren Tagen bin ich also mehr bedroht als heute, und nach 6 Tagen noch mehr.«

»Doch, wenn die Frist verstrichen . . . «

»O, dann ist nichts mehr zu fürchten.«

»Nun, mein Herr«, sagten Craig-Fry wie aus einem Mund, »es gibt drei Mittel, Sie während dieser 6 Tage jeder Gefahr zu entziehen.«

»Und das erste wäre . . . ?« fragte Kin-Fo.

»In das Hotel zurückzukehren«, antwortete Craig, »und sich dort bis zum Ablauf der Vertragsfrist einzuschließen.«

»Das zweite?«

»Sich als Verbrecher verhaften zu lassen«, erklärte Fry, »um im Gefängnis von Tong-Tcheu in Sicherheit zu sein.«

»Und das dritte?«

»Sie für tot auszugeben«, riefen Craig-Fry gleichzeitig, »und nicht eher wieder erwachen zu lassen, als bis Sie außer aller Gefahr sind.«

»Da kennen Sie Wang schlecht!« warf Kin-Fo ein. »Wang würde Mittel und Wege zu finden wissen, in mein Hotel, in mein Gefängnis und in mein Grab einzudringen. Wenn er bisher noch keinen Mordanschlag auf mich versuchte, so hat er es eben noch nicht gewollt, oder er zieht es aus bestimmten Gründen vor, mir bis zum letzten Augenblick das Vergnügen oder die Unruhe der Erwartung zu bereiten. Wer vermag seine Beweggründe zu durchschauen? Jedenfalls sehe ich den nächsten Tagen lieber auf freiem Fuß entgegen.«

»Nun gut! ... Indes ...«, sagte Craig.

»Es scheint mir doch ...«, setzte Fry fort.

»Ich werde tun, was mir beliebt«, erklärte Kin-Fo sehr trocken. »Und wenn ich vor dem 25. dieses Monats sterbe, was verliert Ihre Gesellschaft dabei?«

»200.000 Dollar«, antworteten Craig-Fry, »200.000 Dollar an Ihre Rechtsnachfolger.«

»Und ich mein gesamtes Vermögen und das Leben obendrein! Ich bin bei der Sache folglich noch mehr interessiert als Sie!

»Ganz richtig!«

»Sehr wahr!«

»Wachen Sie also auch weiterhin so über mich, wie Sie es für angezeigt halten, ich werde nach meinem Gefallen handeln!«

Hiergegen war nichts einzuwenden.

Craig-Fry mußten sich damit begnügen, stets in der unmittelbaren Nähe ihres Klienten zu bleiben und ihre

Vorsichtsmaßnahmen zu verdoppeln. Sie verheimlichten sich aber nicht, daß der Ernst der Lage sich mit jedem Tag verschlimmerte.

Tong-Tcheu ist eine der ältesten Städte des Himmlichen Reichs. Bei seiner Lage an einem kanalisierten Arm des Pei-Ho und einem zweiten Kanal, der eine Verbindung mit Peking herstellt, herrscht dort ein reges geschäftliches Treiben. Besonders die Vorstädte zeigen eine überraschende Lebhaftigkeit.

Kin-Fo und seine Begleiter waren wirklich erstaunt, als sie nach den Kais kamen, wo die Sampanen und Handelsdchunken vertäut liegen.

Unter Erwägung aller Umstände glaubten Craig und Fry unter einer großen Menschenmenge am meisten gesichert zu sein. Der Tod ihres Klienten sollte ja der Verabredung nach als Selbstmord erscheinen. Der Brief, den man bei ihm finden würde, sollte darüber jeden Zweifel beseitigen. Wang konnte seinen Auftrag also gar nicht unter den Verhältnissen ausführen, wie sie eine belebte Straße oder der offene Platz einer Stadt boten. Infolgedessen hatten Kin-Fos Wächter einen plötzlichen Überfall hier nicht zu befürchten. Ihre einzige Aufgabe bestand vielmehr darin, zu erspähen, ob der alte schlaue Taiping nicht vielleicht gar von Shanghai aus ihrer Fährte folgte. Sie strengten deshalb die Augen nicht wenig an, alle Vorüberkommenden zu fixieren.

Plötzlich hörte man einen Namen aussprechen, bei dem sie die Ohren nicht wenig spitzten.

»Kin-Fo! Kin-Fo!« riefen einige kleine Chinesen, die mitten unter einem Gedränge aufspringend in die Hände klatschten.

War Kin-Fo erkannt worden und brachte sein Name nun die gewohnten Wirkungen hervor?

Der Held wider Willen hemmte seinen Schritt.

Craig-Fry hielten sich in seiner Nähe, bereit, ihn im Notfall mit ihren Leibern zu decken.

Kin-Fos Person galten jene Rufe aber nicht im mindesten. Kein Mensch hatte eine Ahnung von seiner Anwesenheit. Er blieb also stehen, begierig zu erfahren, was es mit der Nennung seines Namens für eine Bewandnis habe.

Eine Gruppe von Männern, Frauen und Kindern umringten einen umherziehenden Sänger, der bei dem Straßenpublikum in besonderer Gunst zu stehen schien. Man rief, klatschte in die Hände und applaudierte schon im voraus.

Als der Sänger ein hinlänglich zahlreiches Auditorium versammelt sah, nahm er ein Paket bunt verzierter Zettel aus seinem Rock und verkündete mit durchdringender Stimme:

»Die 5 Wachen des Hundertjährigen!«

Das war die berühmte, im ganzen Himmlischen Reich verbreitete Posse, die an jeder Straßenecke abgesungen wurde.

Craig-Fry suchten ihren Klienten mit sich fortzuziehen; gerade jetzt aber bestand Kin-Fo darauf dazubleiben. Ihn kannte ja niemand. Er hatte das Scherzgedicht, das sein Tun und Treiben erzählte, noch nicht kennengelernt, und war begierig, es einmal mit anzuhören.

Der Sänger begann wie folgt:

»Während der 1. Wache beleuchtet der Mond nur das spitzgieblige Dach des Hauses in Shanghai. Kin-Fo ist noch jung. Er wird 20 Jahre alt und gleicht der Weide, deren erste Blätter ihre kleine grüne Spitze zeigen.

Während der 2. Wache bescheint der Mond die Ostseite des reichen Yamen. Kin-Fo zählt 40 Jahre. Seine zehntausend Geschäfte stehen in hoher Blüte. Die Nachbarn singen sein Lob.«

Die Physiognomie des Sängers änderte sich mit jeder Strophe und zeigte den Ausdruck des zunehmenden Alters. Rauschender Beifall.

Er fuhr fort:

»In der 3. Wache erhellt der Mond den ganzen Weltraum. Kin-Fo erreicht das 60. Jahr. Nach den grünen Blättern des Frühlings sprießen des Herbstes gelbe Chrysanthemen auf!

Mit der 4. Wache ist der Mond im Westen niedergegangen. Kin-Fo zählt 80 Jahre. Sein Körper ist zusammengeschrumpft wie der einer Krabbe in kochendem Wasser. Er nimmt ab! Er nimmt ab, gleich dem Gestirn der Nacht!

Nach der 5. Wache endlich begrüßen die Hähne ein neues Morgenrot. Kin-Fo ist 100 Jahre alt. Er stirbt nach Erfüllung seines Herzenswunsches, doch höhnisch verweigert Fürst Jen seine Aufnahme unter die Seligen. Fürst Jen liebt die gar zu alten und meist allzu geschwätzigen Leute nicht, und ohne Ruhe finden zu können, irrt der alte Kin-Fo in Ewigkeit umher!«

Noch einmal donnerte der Beifallssturm der Zuhörer, und der Sänger verkaufte das Spottgedicht zu 3 Sapeken das Stück zu Hunderten von Exemplaren.

Warum sollte sich Kin-Fo nicht auch selbst eines erwerben? Er holte etwas Geld aus der Tasche und streckte den Arm mit gefüllter Hand durch die ersten Reihen der Menschenmenge.

Plötzlich öffnete sich unwillkürlich seine Hand. Die Geldstücke entfielen ihm und rollten auf die Erde . . .

Ihm gegenüber stand ein Mann, dessen Blicke sich mit den seinen kreuzten.

»Ach endlich!« rief Kin-Fo, ohne es zu wollen:

Craig-Fry drängten sich zu ihm; sie glaubten ihn erkannt, bedroht, angefallen oder gar schon tot.

»Wang!« rief er laut.

»Wang!« wiederholten Craig-Fry.

Da stand wirklich Wang in eigener Person! Auch er bemerkte seinen früheren Schüler; doch anstatt sich jetzt auf diesen zu stürzen, bahnte er sich mit Gewalt einen Weg durch das Gedränge und floh, so schnell ihn seine langen Beine tragen konnten.

Kin-Fo war rasch entschlossen. Er wollte endlich die Zentnerlast von seinem Herzen genommen wissen und eilte zur Verfolgung Wangs hinweg. Craig-Fry, die ihn weder überholen noch selbst zurückbleiben wollten, zu seinen beiden Seiten.

Sie hatten ebenfalls den bisher unauffindbaren Philosophen erkannt und aus dem Erstaunen, das jener an den Tag legte, ersehen, daß er Kin-Fo nicht mehr zu sehen erwartete, als Kin-Fo es sich träumen ließ, ihn hier zu finden.

Warum in aller Welt aber floh Wang? Das war ganz unerklärlich, genug, er lief, als wenn ihm die Polizei des ganzen Himmlischen Reichs auf den Fersen wäre.

Jetzt begann eine wahrhaft unsinnige Jagd.

»Ich bin nicht zugrunde gerichtet! Wang! Wang! Nicht ruiniert!« rief Kin-Fo dem Flüchtling nach.

»Reich! Reicher denn je!« fügten Craig-Fry hinzu.

Wang hatte jedoch einen zu großen Vorsprung, um die Worte verstehen zu können, die ihn bewegen sollten, innezuhalten. Er eilte über den Kai, längs des Kanals hin und erreichte den Eingang zur westlichen Vorstadt.

Die drei Verfolger flogen hinter ihm drein, vermochten ihm aber nicht näher zu kommen, im Gegenteil schien der Flüchtling mehr Distanz zu gewinnen.

Ein halbes Dutzend Chinesen folgten wieder Kin-Fo, und außer diesen noch mehrere Tipaos, die einen

Mann, der so eilig dahinlief, unwillkürlich für einen Missetäter halten mußten.

Ein sonderbares Schauspiel, diese keuchende, schreiende, heulende Gruppe dahinstürmen zu sehen, der sich unterwegs mehr und mehr freiwillige Teilnehmer anschlossen. In der Umgebung des Bänkelsängers hatte man sehr wohl gehört, daß Kin-Fo den Namen Wang aussprach. Zum Glück nannte der Philosoph nicht den seines früheren Schülers, denn gewiß hätte sich dann die ganze Stadt an die Sohlen eines so berühmten Mannes geheftet. Aber auch der Name Wangs reichte schon, alles in Bewegung zu setzen. Das war ja die rätselhafte Person, für deren Entdeckung eine so bedeutende Belohnung in Aussicht stand. Jedes Kind wußte davon. Wenn Kin-Fo in diesem Augenblick also seinem Vermögen von 800.000 Dollar nachlief, dann verfolgten Craig-Fry die versicherten 200.000 Dollar im Interesse ihrer Gesellschaft, und suchten die Übrigen die ausgesetzte Belohnung von 2000 Dollar zu erhaschen, gewiß Grund genug, um aller Welt flinke Beine zu machen.

»Wang! Wang! Ich bin ja reicher denn je!« rief Kin-Fo unablässig, so weit ihm dies die Anstrengung des Laufens gestattete.

»Nicht ruiniert! Im Gegenteil!« fügten Craig-Fry noch hinzu.

»Aufhalten! Aufhalten!« kreischte der Haufen der übrigen Verfolger.

Wang hörte auf nichts. Er hielt die Arme eingestemmt und wollte sich offenbar nicht durch eine Antwort schwächen, noch durch ein Umwenden des Kopfs an Schnelligkeit verlieren.

So ging die Jagd durch die ganze Vorstadt weiter. Wang eilte nach der mit Quadersteinen belegten Straße längs des Kanals. Diese war menschenleer und bot ihm also die wenigsten Hindernisse. Nun flog er womöglich noch schneller dahin! Natürlich verdoppelten aber auch seine Verfolger ihre Bemühung, ihn einzuholen.

20 Minuten lang währte schon das tolle Treiben, ohne daß jemand dessen Ausgang voraussagen konnte. Nach und nach schien der Flüchtling jedoch zu ermaten. Der Raum, der ihn von den Verfolgern trennte, verkleinerte sich allmählich.

Wang mochte das selbst fühlen; er machte daher einen Bogen und verschwand hinter dem dichten Gebüsch in der Nähe einer rechts an der Straße stehenden Pagode.

»10.000 Taëls, wer ihn aufhält!« rief Kin-Fo.

»10.000 Taëls?« wiederholten Craig und Fry.

»Ya! Ya! Ya!« heulten die vordersten aus dem Volkshaufen.

Alle wandten sich seitwärts, dem Philosophen nach und schwärmten um die Mauer der Pagode.

Wang war wieder sichtbar geworden. Er folgte einem schmalen Fußpfad längs eines Bewässerungskanals und machte, um seine Verfolger zu täuschen, dann wieder einen Bogen, der ihn nach der gepflasterten Hauptstraße zurückführte.

Allmählich schien er aber zu ermatten, denn er sah sich wiederholt fast ängstlich um. Kin-Fo, Craig und Fry fühlten noch keine Abnahme ihrer Kräfte. Sie eilten, sie flogen dahin, und keiner der Taël-Jäger vermochte sie zu überholen.

Die Katastrophe näherte sich – es war nur noch eine Frage der Zeit –, und zwar einer sehr kurzen, vielleicht bloß einiger Minuten.

Jetzt erreichten Wang, Kin-Fo, dessen Begleiter und alle übrigen die Stelle, wo die Straße mittels der berühmten Palikao-Brücke den Strom überschreitet.

18 Jahre früher, am 21. September 1860, hätten sie in dieser Gegend der Provinz Pe-Tche-Li keinen freien Weg vor sich gehabt. Damals bedeckte eine Menge anderer Flüchtlinge die Straße. Die Armee des Generals San-Ko-Li-Tsin, des Onkels des Kaisers, hatte, nachdem sie von den französischen Bataillonen zurückgeworfen war, haltgemacht an der genannten Palikao-Brücke, einem prachtvollen Bauwerk mit weißen Marmorbalustraden, die überlebensgroße Löwen schmücken. Hier wurden die in ihrem Fatalismus übrigens heldenmütig standhaltenden Mantschu-Tataren von den europäischen Kanonen aufgerieben.

Jetzt war die Brücke, die noch immer die Spuren jenes Kampfs zeigte, vollkommen frei.

Wang floh immer weiter. Mit dem Aufgebot aller Kräfte kamen ihm Kin-Fo und die anderen näher. Bald trennten sie nur noch 20, 15, noch 10 Schritte von dem Flüchtling.

Man durfte gar nicht versuchen, Wang durch unnütze Zurufe, die er nicht hörte oder nicht hören wollte, zum Stehen zu bringen. Man mußte ihn einholen, packen, nötigenfalls fesseln . . . nachher konnte die Erklärung folgen.

Wang sah ein, daß er unterliegen müsse; und da er infolge einer unerklärlichen Starrsinnigkeit zu fürchten schien, seinem früheren Schüler Auge in Auge gegenüberzustehen, wagte er sogar das Leben daran, jenem zu entkommen.

Mit einem Satz schwang er sich auf die Seitenmauer der Brücke und sprang kurz entschlossen in den Pei-Ho.

King-Fo stutzte einen Augenblick und rief:

»Wang! Wang!«

Sofort faßte aber auch er einen herzhaften Entschluß.

»Ich werde ihn lebend auffischen!« sagte er rasch zu seinen Begleitern und stürzte sich in den Strom nach.

»Craig!« stotterte Fry.

»Fry!« gab Craig ebenso zurück.

»Da liegen 200.000 Dollar im Wasser!«

Schnell erklimmen beide die Balustrade und sprangen dem gefährlichen Klienten der »Hundertjährigen« zu Hilfe nach.

Etliche von den Freiwilligen folgten ebenfalls. Es sah aus, als wolle ein Haufen Clowns sich mit Springkunststückchen produzieren.

Und doch erwies sich aller Eifer als vergebens. So aufmerksam auch Kin-Fo, Craig-Fry und die von der versprochenen Belohnung angefeuerten anderen den Pei-Ho absuchten, Wang wurde nicht wiedergefunden. Die Strömung hatte den unglücklichen Philosophen wohl erfaßt und weit hinweg getrieben.

Ob Wang mit seinem Sprung in den Strom nur den nachstürmenden Verfolgern entgehen, oder aus geheimnisvollen Gründen damit seinem Leben ein Ende machen wollte, konnte niemand entscheiden.

Zwei Stunden später befanden sich Kin-Fo, Craig und Fry, zwar enttäuscht in ihrer Hoffnung, aber wieder trocken und gestärkt, nebst Soun, den man aus dem besten Schlaf wecken mußte und der natürlich heimlich darüber schimpfte und wetterte, schon auf dem Weg nach Peking.

14. KAPITEL

IN DEM DER LESER VIER STÄDTE IN FORM EINER
EINZIGEN UND OHNE ALLE ANSTRENGUNG
DURCHWANDERN KANN

Pe-Tche-Li, die nördlichste der 18 Provinzen Chinas, zerfällt in neun Distrikte. Die Hauptstadt eines der letzteren ist Chun-Kin-Fo, das heißt »die dem Himmel unterworfenene Stadt ersten Rangs«; diese Stadt ist Peking.

Vergegenwärtige sich der geneigte Leser einen Wirrwarr von Gassen, wie er nur in China möglich erscheint, der eine Fläche von 6000 Hektar bedeckt, einen Umfang von 8 Meilen hat und dessen unregelmäßige Einzelteile ein richtiges Viereck ausfüllen, das ist jenes geheimnisvolle Kambalu, von dem Marco Polo gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine so merkwürdige Beschreibung lieferte, das ist die Hauptstadt des Himmlischen Reichs.

Peking selbst besteht aus zwei streng getrennten Städten, die ein langer Boulevard und eine befestigte Mauer trennen; die eine, die Chinesenstadt, bildet ein rechtwinkliges, längliches Viereck; die andere, die Tatarenstadt, ein fast vollkommenes Quadrat; letztere umschließt zwei andere Städte, Hoang-Tching oder die Gelbe Stadt, und Tsen-Kin-Tching, die Rote oder die Verbotene Stadt.

Früher zählten alle diese Teile zusammen wohl 2 Millionen Einwohner. Die durch grenzenloses Elend hervorgerufene Auswanderung hat die Zahl bis auf die

Hälfte herabgemindert. Die Bewohner bestehen aus Tataren und Chinesen, zu denen noch etwa 10.000 Mohammedaner, nebst einer Anzahl Mongolen und Tibetaner als flottierende Bevölkerung zu rechnen sind.

Der Grundplan dieser beiden Städte bildet etwa eine Truhe, von der die chinesische Stadt den Kasten, die tatarische den Deckel darstellt.

Die Tatarenstadt umgibt eine 6 Meilen lange, 40 bis 50 Fuß hohe und breite, äußerlich mit Backsteinen bekleidete Umwallung, auf der in Entfernungen von je 200 Meter noch hervorspringende Türme angebracht sind, während sie an den Ecken in ausgedehnten Bastionen ausläuft, die ständig von stärkeren Truppenabteilungen besetzt sind.

Man sieht hieraus, daß der Kaiser, der Sohn des Himmels, sorgsam beschützt und bewacht ist.

Im Zentrum der Tatarenstadt enthält die sogenannte Gelbe Stadt innerhalb ihres etwa 660 Hektar betragenden Gebiets, zu dem 8 Tore den Zugang vermitteln, einen 300 Fuß hohen Kohlenberg, den höchsten Punkt der Hauptstadt, einen herrlichen Kanal, das »Meer der Mitte«, über den eine prachtvolle Marmorbrücke führt, zwei Bonzenkonvente, eine Pagode der Prüfungen, die Pei-tha-sse, das ist eine auf einer Halbinsel erbaute Bonzerie, die auf dem klaren Gewässer des Kanals zu schwimmen scheint, den Peh-Tang oder die Niederlassung der katholischen Missionare, die kaiserliche Pagode mit ihrem prächtigen, reich mit hellen

Glöckchen behangenen Dach aus lasurblauen Ziegeln, den großen, den Ahnen der Herrscherfamilie gewidmeten Tempel, ferner den Tempel der Geister, den des Genius des Windes wie des Genius der Blitze, den Tempel des Erfinders der Seide, den umfangreichen Tempel des Herrn des Himmels, die fünf Pavillons der Drachen, das Kloster der »Ewigen Ruhe« usw. usw.

Im Mittelpunkt dieser viereckigen sogenannten Gelben liegt nun die Verbotene Stadt in der Ausdehnung von 80 Hektar und umgeben von einem kanalisierten Graben mit sieben Marmorbrücken. Da die herrschende Dynastie zu den Mantschu gehört, kann es nicht auffallen, daß die erste der genannten Komplexe, die Tarenstadt, nur von einer Bevölkerung derselben Rasse bewohnt wird. Die Chinesen sind daraus verwiesen und nehmen in dem nebenliegenden Straßenkomplex den Kasten der Truhe ein.

In das Innere der erwähnten Verbotenen Stadt, die wiederum von einer Mauer aus roten Backsteinen mit einer Art Dach aus goldgelb gefirnißten Ziegeln eingeschlossen wird, gelangt man durch das Tor des Südens oder die Pforte der »Großen Reinheit«, die nur für den Kaiser und die Kaiserin vollständig geöffnet wird. Hier erheben sich der Ahnentempel der Tarendynastie mit seinem Doppeldach aus vielfarbigen Ziegeln; die den Geistern der Erde und des Himmels geweihten Tempel Che und Tsi; der Palast der »Höchsten

Eintracht«, der zu großen Feierlichkeiten und offiziellen Festbanketten bestimmt ist; der Palast der »Kleinen Eintracht«, wo sich die Ahnenbilder des Sohns des Himmels befinden; der Palast der »Schützenden Eintracht«, in dessen Mittelsaal der kaiserliche Thron aufgestellt ist; der Pavillon »Nei-Kos«, wo die Sitzungen des Stadtrats abgehalten werden, denen Prinz Kong,⁰ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Vatersbruder des letzten Souveräns präsidiert; der Pavillon der »Literarischen Blumen«, in dem der Kaiser jährlich einmal die heiligen Bücher erklärt; der Pavillon von Tchuane-Sine-Tiene, in dem zu Konfuzius' Ehren großartige Opfer dargebracht werden; das Büro der

⁰T. Choutze erzählt in seinem Reisewerk: »Peking und der Norden Chinas« folgenden Zug vom Prinzen Kong, der wohl vor dem Vergessen bewahrt zu werden verdient:

Es war im Jahr 1870 während des blutigen Krieges, der damals in Frankreich hauste. Prinz Kong stattete aus irgendeinem Grund allen ausländischen Gesandten Besuche ab. Bei der französischen Gesandtschaft, die ihm zunächst am Weg lag, hatte er den Anfang gemacht. Eben war die Nachricht von der Niederlage bei Sedan eingetroffen. Graf von Rochechouart, der damalige französische Gesandte, teilte sie dem Prinzen mit.

Dieser rief sofort einen Offizier seines Gefolges herbei.

»Befördern Sie eine Karte nach der Norddeutschen Gesandtschaft mit der Meldung, daß ich erst morgen vorsprechen könne!«

Dann wandte er sich wieder an den Grafen.

»Ich kann unmöglich an demselben Tag, wo ich dem Vertreter Frankreichs mein Beileid ausgesprochen habe, dem Vertreter Deutschlands meine Glückwünsche darbringen!«

Prinz Kong würde überall ein »Fürst« sein.

Geschichtsschreiber; der Vu-Igne-Tiene, wo man die zur Herstellung der Bücher gebrauchten Kupferplatten und Holzstöcke aufbewahrt; die Ateliers zur Anfertigung der Kleidungsstücke für den kaiserlichen Hof; der Palast der »Himmlischen Reinheit«, bestimmt zur Verhandlung von Familienangelegenheiten; der Palast des »Höheren irdischen Elements«, in dem jeder neuen Kaiserin gehuldigt wird; der Tempel der verstorbenen Eltern; die vier, ursprünglich für die Witwe und Kinder des im Jahr 1861 verstorbenen Hien-Fong errichteten Paläste; der Tchu-Sieu-Kong, der Wohnsitz der kaiserlichen Gattinnen; der Palast der »Besonderen Schönheit«, mit den Sälen zum offiziellen Empfang der Hofdamen; der Palast der »Allgemeinen Ruhe«, die sonderbare Bezeichnung einer Offizierskinderschule; der Palast der »Reinigung und Verjüngung«; der Palast der »Reinheit des Nephrits«; die Wohnstätten der Prinzen von Geblüt; der Tempel des »Schutzgottes der Hauptstadt«; ein Tempel in tibetanischem Stil; das Magazin der Krone; die Hofintendantur; der Lao-Kuang-Ko, die Wohnung der Eunuchen, von denen es in der Roten Stadt nicht weniger als 5000 gibt; und endlich noch andere ausgezeichnete Bauwerke, mit denen die Zahl der Paläste innerhalb des eingeschlossenen Kaisersitzes auf 88 ansteigt, ohne hierbei den Tsen-Kuang-Ko, den am See der Gelben Stadt gelegenen Pavillion des »Purpurnen Lichts« mitzuzählen, in dem am 19. Juni

1873 die fünf Gesandten Deutschlands, Englands, Hollands, Rußlands und der Vereinigten Staaten vom Kaiser empfangen wurden.

Welches Forum des Altertums hatte jemals eine solche Anhäufung an äußerer Gestalt so verschiedener und ihrem Inhalt nach so kostbarer Bauwerke aufzuweisen? Welche europäische Hauptstadt vermöchte mit obiger langer Nomenklatur zu konkurrieren?

Zu jenem Verzeichnis tritt noch der 2 Meilen von Peking gelegene Uane-Cheu-Chane oder »Sommerpalast« hinzu. Nach seiner Zerstörung im Jahr 1860 finden sich jetzt freilich kaum noch Spuren seiner Gärten der »Vollkommenen Klarheit« und »Ruhigen Klarheit«, von dem Hügel der »Nephriten-Quelle« und dem Berg der »Zehntausend langen Leben«.

Rings um die Gelbe Stadt liegt die Tatarenstadt. Hier befinden sich die englische, französische und russische Gesandtschaft, das Hospital der Londoner Missionsgesellschaft, die katholischen Missionshäuser des Ostens und des Nordens, die alten Elefanteställe, die jetzt nur ein einäugiges 100jähriges Exemplar dieser Tiere bergen. Hier erheben sich der berühmte Glockenturm mit seinem roten Dach, das durch grüne Ziegel in gleichmäßige Felder geteilt ist; der Tempel des Konfuzius; das Kloster der tausend Lamas; der Tempel Faquas; die alte Sternwarte mit ihrem gewaltigen, viereckigen Turm; der Yamen der Jesuiten; der Yamen der Gelehrten, in dem die Staatsprüfungen abgehalten

werden, und die Triumphbogen des Ostens und des Westens. Hier fließen das »Meer des Nordens« und das mit Seerosen und blauen Nymphäen bedeckte »Meer der Rosen«, die, von dem Sommerpalast herkommend, den Kanal der Gelben Stadt speisen. Hier glänzen ferner mehrere Paläste kaiserlicher Prinzen und der Ministerien der Finanzen, der Kultur, des Krieges, der öffentlichen Arbeiten und des Auswärtigen; der Rechnungshof, das Kollegium für Astronomie und die Akademie der Medizin. Alles liegt wirr durcheinander, in engen, während des Sommers stauberfüllten, während des Winters tiefschlammigen Gassen, zu beiden Seiten mit elenden niedrigen Häusern, unter die sich da und dort die von prächtigen Bäumen beschattete Wohnung eines hohen Würdenträgers verirrt zu haben scheint. Dazwischen tummeln sich herrenlose Hunde, schreiten mongolische Kamele mit ihrer Steinkohlenlast dahin, schwanken Palankine mit vier oder acht Trägern, je nach dem Stand der betreffenden Person, und rollen Wagen mit Mauleseln, polternde Karren, oder schwärmen arme Leute, nach Choutze »eine Bettlerarmee von 60.000 Köpfen«; auch kommt es, sagt P. Arene, »in den von stinkendem schwarzen Schmutz erfüllten Gassen mit Wasserlachen, in die man leicht bis ans Knie versinken kann, nicht selten vor, daß ein blinder Bettler unbeachtet ertrinkt«.

Nach vielen Seiten hin gleicht der chinesische Stadtteil Pekings, der selbst Vai-Tcheng genannt wird, dem

tatarischen Teil; nur in einzelnen Stücken unterscheidet er sich von jenem.

Die Mitte nehmen zwei berühmte Bauwerke, der Tempel des Himmels und der des Ackerbaus ein; an verschiedenen Stellen verteilt liegen die Tempel der Göttin Koanine, des Schutzgeistes der Erde, der Reinigung, des schwarzen Drachen und der Geister des Himmels und der Erde, ferner die Goldfischeiche, das Kloster von Fayuanse, Märkte, Theater usw.

Das rechtwinklige Parallelogramm, das die Chinesenstadt bildet, wird von Norden nach Süden von einer bedeutenden Verkehrsader, der »Großen Allee«, durchschnitten, die vom Tor Hung-Tings im Süden bis zum Tor Tiens im Norden führt. Quer durch sie läuft eine noch längere Straße, die jene in rechtem Winkel schneidet und von dem Tor Cha-Chuas im Osten bis zu dem Cuan-Tsus im Westen reicht. Diese heißt die Cha-Chua-Allee und 100 Schritte von ihrem Kreuzungspunkt mit der Großen Allee wohnte die zukünftige Frau Kin-Fo.

Der Leser erinnert sich, daß die junge Witwe, wenige Tage nach dem Eintreffen des Briefs mit der Meldung seines Ruins einen zweiten erhielt, der ganz anders lautete und ihr mitteilte, daß der 7. Mond nicht vorübergehen sollte, bevor »ihr kleiner jüngerer Bruder« zu ihr zurückgekehrt sein werde.

Es ist wohl unnütz, hervorzuheben, daß Le-U seit jenem Datum, dem 17. Mai, Tage und Stunden sehnsuchtsvoll zählte. Im Laufe seiner tollen Reise, deren Richtung und Wege er auf keinen Fall bekannt geben wollte, hatte Kin-Fo nicht eine Silbe von sich hören lassen. Le-U schrieb zwar nach Shanghai, doch blieben ihre Briefe ohne Antwort. Gewiß erscheint ihre Unruhe begreiflich, als ihr auch bis zum 19. Juni keine weitere Nachricht zugegangen war.

Niemals hatte die junge Frau während dieser langen Tage ihr Haus in der Cha-Chua-Allee verlassen. Sie harrete voller Sorge. Die grämliche Nan erschien auch nicht geeignet, sie in ihrer Einsamkeit zu trösten. Die »alte Mutter« benahm sich eigensinniger denn je und hätte jeden Monat hundertmal fortgejagt zu werden verdient.

Wieviele angstvolle Stunden sollten noch bis zu Kin-Fos Ankunft in Peking vergehen! Le-U zählte sie und die Reihe kam ihr sehr lang vor!

Wenn die Religion Lao-Tsus die älteste in China ist, und der etwa zu derselben Zeit (etwa 500 v. Chr.) verbreiteten Lehre des Konfuzius' der Kaiser, die Gelehrten und die hohen Mandarine zugetan sind, so zählt doch der Buddhismus oder die Lehre Fos weitaus die meisten Anhänger, auf der Erde überhaupt mehr als 300 Millionen.

Der Buddhismus umschließt selbst wieder zwei verschiedene Sekten, deren eine Bonzen mit grauem Ornat und roter Kopfbedeckung, die andere Lamas in gelbem Ornat als Priester hat.

Le-U war Buddhistin der ersten Sekte. Häufig sahen sie die Bonzen in dem der Göttin Koanine gewidmeten Tempel Koan-Ti-Miaos. Dort betete sie für den Freund ihres Herzens und verbrannte, mit der Stirn auf dem Steinetafel des Tempels liegend, wohlriechende Stäbchen.

Eben heute wollte sie sich wieder an die Göttin wenden und ihre Wünsche in innigstem Gebet darlegen. Eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß der, dessen Ankunft sie so sehnsüchtig erwartete, von ernstlicher Gefahr bedroht sei.

Le-U rief also die »alte Mutter« und trug ihr auf, von der Kreuzung der großen Allee eine Sänfte herzurufen.

Nan zuckte die Achseln, wie sie es immer zu tun pflegte, und verschwand, dem erhaltenen Befehl nachzukommen.

Inzwischen betrachtete die in ihrem Boudoir allein zurückgebliebene junge Witwe traurig den verstummten Apparat, der sie jetzt nicht mehr die Stimme des Entfernten hören ließ.

»Ach«, seufzte sie, »er soll wenigstens erfahren, daß ich nicht aufgehört habe, seiner zu gedenken, und meine Stimme soll es ihm bei seiner endlichen Wiederkehr sagen!«

Le-U löste also die Feder aus, die die Phonographenwalze in Bewegung setzte, und sprach laut in den Apparat hinein, was ihr das liebevolle Herz eingab.

Nans plötzliches Eintreten unterbrach ihre zärtlichen Worte.

»Die Sänfte erwartet Sie, Madame, übrigens hätten Sie klüger daran getan, zu Hause zu bleiben!«

Le-U hörte diese Worte nicht mehr. Sie machte sich sofort auf, ließ die »alte Mutter« nach Belieben schelten und murren und bestieg die Sänfte, die sie nach dem Koan-Ti-Miao bringen sollte.

Der Weg dorthin verlief ziemlich gerade. Er führte die Cha-Chua-Allee hinauf bis zur Straßenkreuzung und dann längs der Großen Allee hin bis zum Tor Tiens.

Die Sänfte bewegte sich jedoch nur mühsam vorwärts. Es war jetzt eben Geschäftszeit, und in diesem stark bevölkerten Stadtteil herrschte dann ein besonders lebhafter Verkehr. Auf der Straße gaben die vielen Buden der Verkäufer der Allee das Aussehen eines Messeplatzes mit seinem Geschrei und Getümmel. Hier traten Redner auf, dort öffentliche Lehrer oder Wahrsager, Photographen, Karikaturenzeichner, die selbst die Mitglieder der Mandarinkaste mit ihrem Griffel nicht verschonten. Alles schrie und polterte wild durcheinander. Dann kam wieder ein pomphafter Leichenzug, der jede Bewegung hemmte, oder eine Hochzeitsgesellschaft, bei der es vielleicht weniger lustig zuzuging als

bei dem vorigen, die aber einen ebenso großen Raum für sich in Anspruch nahm. Vor dem Yamen einer Magistratsperson sammelte sich eine Menschenmenge. Ein Kläger hatte auf die »Beschwerdetrommel« geschlagen und begehrte die Entscheidung des Gerichts. Auf dem Stein »Leu-Ping« kniete noch ein Verbrecher, der eben eine Tracht Hiebe erhalten hatte und den Polizeisoldaten in rotknöpfiger Mantschumütze, ausgerüstet mit einem kurzen Speiß und zwei Säbeln in einer einzigen Scheide, bewachten. Weiterhin wurden einige widerspenstige Chinesen, die man mit ihren Zöpfen aneinander gebunden hatte, nach der Polizeiwache geschleppt. Ein armer Teufel, dessen linke Hand und rechter Fuß in den Löchern eines Bretts befestigt waren, hinkte wie ein sonderbares Tier dahin. An einer anderen Stelle kauerte ein überführter Dieb in einem umgestürzten Kübel, durch dessen Boden nur der Kopf herausragte, der Mildtätigkeit der Vorübergehenden überlassen, ohne die er Hungers sterben müßte, oder es keuchten andere des Weges, mit dem Schandpfahl im Nacken, wie Ochsen unter dem Joch. Diese Unglücklichen suchten absichtlich belebtere Orte auf, indem sie, auf die Weichherzigkeit der Passanten spekulierend, hier eine reichere Ernte von Almosen einzuheimsen hoffen durften, freilich nur zum Schaden der Bettler jeder Art, wie zum Beispiel der Einarmigen, Hinkenden, Gelähmten, ganzer Reihen von Blinden, die ein Einäugiger führte,

und der tausend Varietäten wahrer und falscher Gebrechlicher, die in den Städten des Reichs der Blumen umherwandern.

Die Sänfte konnte also nur langsam vorwärtskommen. Das Straßengewühl nahm immer mehr zu, je mehr man sich dem Ende der Allee näherte. Endlich gelangte sie jedoch ans Ziel und hielt innerhalb des Walls, der den Eingang zum Tempel der Göttin Koanine verteidigt.

Le-U verließ die Sänfte, trat in den Tempel und fiel zuerst auf die Knie, worauf sie sich vor der Göttin zur Erde warf.

Dann ging sie auf einen eigentümlichen Apparat, eine sogenannte »Gebetmühle« zu.

Diese besteht aus einer Art Haspel, deren acht Speichen am Ende kleine Papierrollen mit frommen Sprüchen tragen.

Neben dem lächerlichen Apparat wartete ein Bonze in feierlichem Ernst, das Anliegen der Frommen und besonders den dafür zu zahlenden Preis zu erfahren.

Le-U reichte dem Diener Buddhas einige Taëls als Beitrag zu den Unkosten des Gottesdienstes; dann ergriff sie mit der rechten Hand die Kurbel der Haspel und setzte sie, die linke Hand auf dem Herzen, durch einen leisen Druck in Umdrehung. Offenbar bewegte sich die Mühle zu langsam, um der Wirksamkeit des Gebets sicher zu sein.

»Schneller!« mahnte sie der Bonze.

Die junge Frau haspelte noch eiliger.

Das mochte eine Viertelstunde währen, wonach der Bonze erklärte, die Gebete der Andächtigen würden Erhörung finden.

Noch einmal sank Le-U vor der Statue der Göttin zur Erde, verließ hierauf den Tempel und bestieg wieder die Sänfte, um nach ihrer Wohnung zurückzukehren.

Kaum in die Große Allee gelangt, mußten die Träger plötzlich zurückweichen. Rücksichtslos trieb eine Abteilung Bewaffneter die Menschenmenge fort. Buden und Läden wurden geschlossen. Die einmündenden Seitenstraßen schloß man unter Aufsicht von Tipaos mittels blauer Tapeten ab.

Ein langer Zug erschien in der Allee und bewegte sich geräuschvoll vorwärts.

Es war der Kaiser Koang-Sin, dessen Name so viel wie »die Fortsetzung des Ruhms« bedeutete, der in seine Tatarenstadt zurückkehrte und vor dem sich das große Mitteltor der Verbotenen Stadt öffnen sollte.

Hinter zwei vorausmarschierenden Soldaten kam eine Abteilung Reiter, nach diesen ein Haufen Piköre in Doppelreihen mit einem Stock im Bandelier.

Nun folgte eine Gruppe hoher Offiziere, den großen gelben flatternden Sonnenschirm tragend, der mit Drachenbildern, dem Emblem des Kaisers, geschmückt war, während ein Phönix das Sinnbild der Kaiserin ist.

Hierauf kam der Palankin, dessen gelbseidene Gardinen zurückgeschlagen waren, getragen von 16 Mann

in roten Gewändern mit weißen Rosetten und in seidenen, gestickten Westen. Prinzen von Geblüt, hohe Würdenträger, deren Pferde Sättel und Schabracken von gelber Seide trugen, begleiteten das kaiserliche Gefährt.

In dem Palankin saß halb liegend der Sohn des Himmels, der Vetter des früheren Kaisers Tong-Tche und Neffe des Prinzen Kong.

Nach dem Palankin folgten noch Stallknechte und Träger zum Ablösen der anderen.

Unter dem Tor Tiens verschwand endlich der ganze Zug zur Befriedigung der Spaziergänger ebenso wie der Kaufleute und Bettler, die nun ihre unterbrochenen Geschäfte fortsetzen konnten.

Auch Le-Us Sänfte setzte sich wieder in Bewegung und brachte sie, nach einer Abwesenheit von zwei Stunden, glücklich nach Hause.

O, welch freudige Überraschung hatte die gute Göttin Koanine der jungen Frau inzwischen bereitet!

Gerade als die Sänfte anhielt, erschien ein ganz überstäubter, von zwei Mauleseln gezogener Wagen an ihrer Tür. Daraus stieg – Kin-Fo, gefolgt von Craig-Fry und Soun!

»Du! Du!« rief Le-U, die ihren Augen kaum zu trauen wagte.

»Liebste, kleine jüngere Schwester!« antwortete Kin-Fo. »Du zweifeltest doch nicht an meinem Wiederkommen?«

Le-U erwiderte kein Wort. Sie ergriff nur die Hand des Freundes und führte ihn in ihrem Boudoir nach dem Phonographen, dem vertrauten Freund ihrer Klagen.

»Jeden Augenblick harrte ich dir entgegen, du liebes Herz mit seidenen Blumen!« sagte sie.

Dann verschob sie die Walze des Apparats und löste die Feder aus, die jene trieb.

Da hörte King-Fo eine sanfte Stimme wiederholen, was die zärtliche Le-U wenige Stunden vorher gesprochen hatte.

»O, kehre zurück, geliebter kleiner Bruder! Komm zu mir zurück! Laß unsere Herzen stets so vereinigt sein wie die beiden Sterne unter Kastor und Pollux! Alle meine Gedanken sind nur bei dir . . . «

Der Apparat schwieg eine Sekunde . . . nur eine Sekunde. Dann tönte eine zänkische Stimme heraus:

»Als ob es nicht genug wäre an einer Herrin im Haus, nun soll man gar noch einen Herrn bekommen! Daß sie Prinz Jen doch beide erwürgte!«

Diese zweite Stimme war gar zu leicht kenntlich. Es war die Nans. Die mürrische »alte Mutter« hatte nach Le-Us Fortgehen ihrem Unmut Luft gemacht, als der Apparat noch in Gang war, der nun ohne ihr Wissen jene unvorsichtigen Worte registrierte.

Ihr Diener und Kammermädchen, hütet euch vor dem Phonographen!

Noch am selben Tag erhielt Nan ihren Abschied und wurde noch vor dem Ende des 7. Monats aus dem Haus gejagt.

15. KAPITEL

DAS SICHERLICH FÜR KIN-FO, VIELLEICHT AUCH FÜR
DEN LESER EINE ÜBERRASCHUNG ENTHÄLT

Jetzt stand der Vermählung des reichen Kin-Fo aus Shanghai und der liebenswürdigen Le-U aus Peking kein Hindernis mehr entgegen. Zwar endete die Wang zur Erfüllung seines Versprechens zugestandene Frist erst in 6 Tagen. Der unglückliche Philosoph hatte ja seine sinnlose Flucht aber mit dem Leben bezahlt. Jetzt war nichts mehr zu fürchten. Die Hochzeit konnte ausgerichtet werden. Sie wurde auf den 25. Juni, das heißt auf denselben Tag bestimmt, den Kin-Fo vorher als den letzten seines Erdenwallens festgesetzt hatte.

Die junge Frau erfuhr nun alles, was inzwischen vorgefallen war. Sie sah ein, warum derjenige, der jetzt zurückkehrte, um ihr das Glück des Lebens zu sein, sich zuerst geweigert hatte, sie unglücklich und dann sie noch einmal zur Witwe zu machen.

Als Le-U vom Tod des Philosophen hörte, konnte sie sich doch einiger Tränen nicht erwehren. Sie kannte ihn ja und liebte ihn als den ersten Vertrauten ihres Herzensgeheimnisses.

»Armer Wang!« sagte sie. »Wir werden ihn bei unserer Hochzeit schmerzlich vermissen.«

»Gewiß! Der arme Wang!« wiederholte Kin-Fo, der auch selbst den Führer seiner Jugend, den 20jährigen Freund aufrichtig bedauerte. »Und doch«, fügte er hinzu, »lebte er noch, so hätte er mich, seinem Versprechen gemäß, getötet!«

»Nein, nein!« erklärte Le-U, das hübsche Köpfchen schüttelnd, »vielleicht hat er den Tod in den Fluten des Pei-Ho nur gesucht, um sich dieser entsetzlichen Verpflichtung zu entziehen!«

Diese Annahme hatte wirklich die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Darüber, daß Wang sich ertränkt habe, um von der Ausführung seines Auftrags befreit zu sein, stimmten hier zwei Herzen überein, in denen das Bild des Philosophen wohl niemals verblasen sollte.

Nach der Katastrophe an der Palikao-Brücke verschwanden aus den chinesischen Zeitungen natürlich die lächerlichen Aufrufe des ehrenwerten William J. Bidulph, und auch die unbequeme Berühmtheit Kin-Fos verlor sich so schnell, wie sie entstanden war.

Was wurde nun aus Craig und Fry? Wohl reichte ihr Auftrag, das Interesse der »Hundertjährigen« wahrzunehmen, noch bis zum 30. Juni, also noch 10 Tage lang, im Grunde bedurfte Kin-Fo aber ihrer Dienste nicht weiter. Da Wang nicht mehr lebte, war ja gar nicht daran zu denken, daß er jenen noch umbringen

könnte. Oder stand etwa zu befürchten, daß ihr Klient nun selbst die verbrecherische Hand gegen sich erheben würde? Gewiß nicht. Kin-Fo verlangte ja nach nichts, als zu leben, als recht gut und recht lange zu leben. Die unausgesetzte Überwachung seitens Craigs und Frys wurde damit also eigentlich gegenstandslos.

Alles in allem waren diese beiden Originale wirklich brave Männer. Galt ihre Opferwilligkeit eigentlich nur dem ihnen fremdstehenden Klienten der »Hundertjährigen«, so nahmen sie ihre Aufgabe doch sehr ernst und vergaßen sie keinen Augenblick. Kin-Fo bat sie deshalb, nun auch noch den Hochzeitsfeierlichkeiten beizuwohnen, und sie willigten gern ein.

»Übrigens«, bemerkte Craig scherzend zu Fry, »ist eine Heirat manchmal so viel wie ein Selbstmord!«

»Wo man sein Leben hingibt, während man es zu erhalten glaubt!« fügte Fry mit stillem Lächeln hinzu.

Am folgenden Tag trat in dem Haus in der Cha-Chua-Allee eine geeignetere Person an die Stelle Nans. Eine Tante der jungen Witwe, Frau Butalu, zog einstweilen zu ihr und wollte bis zur Feier der Hochzeit Mutterstelle bei ihr vertreten. Frau Butalu, die Gattin eines Mandarins 4. Rangs, 2. Klasse mit blauem Knopf, früher kaiserlicher Lehrer und Mitglied der Akademie Han-Liu, besaß alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, um jenes wichtige Amt würdig auszufüllen.

Kin-Fo gedachte Peking gleich nach der Vermählung zu verlassen, da er nicht zu den Leuten gehörte, welche die Nachbarschaft eines Hofes leiden mögen. Ganz glücklich konnte er sich erst dann fühlen, wenn er seine junge Frau in dem reichen Yamen zu Shanghai schalten sah.

Kin-Fo mußte sich also nach einer vorläufigen Wohnung umsehen und fand, was er suchte, im Tiene-Fu-Tang, dem »Tempel des Himmlischen Glücks«, ein feines Hotel und Restaurant, nah dem Boulevard Tiene-Men, zwischen der Tataren- und Chinesenstadt. Hier fanden auch Craig und Fry, die nun einmal nicht von der Seite ihres Klienten weichen konnten, ein behagliches Unterkommen. Soun versah seinen Dienst wieder murrend wie immer, aber immer auf der Hut vor einem verräterischen Phonographen. Nans Erfahrung hatte ihn vollständig gewitzigt.

Kin-Fo hatte die Freude, zwei seiner Bekannten aus Kanton anzutreffen, und zwar den Kaufmann Yin-Pang und den Gelehrten Hual. Außerdem kannte er verschiedene Beamte und Händler in der Hauptstadt, die es für ihre Pflicht betrachteten, bei dem bevorstehenden wichtigen Ereignis als Zeugen zu dienen.

Jetzt war er wirklich glücklich, der ehemalige Lebensmüde, der unerregbare Schüler des Philosophen Wang! 2 Monate voller Sorgen, Angst und Strapazen dieser stürmischen Periode seines Lebens hatten erreicht, ihn schätzen zu lernen, was irdisches Glück ist,

sein soll und sein kann. Ach, der weise Philosoph hatte gar zu sehr recht! Wäre er nur noch einmal hier gewesen, um den Wert seiner Lehren anerkannt zu sehen!

Kin-Fo verbrachte bei der jungen Frau jeden Augenblick, in dem ihn die Vorbereitungen für die Hochzeit nicht in Anspruch nahmen. Le-U strahlte vor Glückseligkeit, seit der Freund ihres Herzens in ihrer Nähe weilte. Warum plünderte er denn noch die reichsten Läden der Hauptstadt, um sie mit prächtigen Geschenken zu überhäufen? Sie dachte auch ohnedies ja nur an ihn und wiederholte sich die weisen Lehren des berühmten Pan-Hoei-Pan:

»Besitzt eine Frau einen Mann nach ihrem Herzen, so soll das für das ganze Leben sein.«

»Die Frau soll eine unbegrenzte Achtung vor dem haben, dessen Namen sie trägt, und unausgesetzt auf sich selbst aufmerksam sein.«

»Die Frau soll im Haus sein wie ein bloßer Schatten und wie ein einfaches Echo.«

»Der Gatte ist der Himmel der Gattin.«

Inzwischen schritten die Vorbereitungen zu dem Hochzeitsfest, das Kin-Fo mit allem Glanz gefeiert wissen wollte, weiter vorwärts.

Schon standen die 30 Paar gestickter Schuhe, die zur Ausstattung einer Chinesin gehören, in der Wohnung an der Cha-Chua-Allee. Die Zuckerbäckereien der Firma Sinuyane, wie Konfitüren, trockene Früchte, Mandeln, Gerstenzucker, Schlehensirup, Orangen, Ingwer,

Pomeranzen, auch prächtige Seidenstoffe, Schmuck aus kostbaren Steinen und feinem ziselierten Gold, Spangen, Armbänder, Nagel-Etuis, Kopfnadeln usw., kurz all die reizenden, phantastischen Erzeugnisse der Kunstfertigkeit Pekings sammelten sich in Le-Us Zimmer an.

In dem nach allen Seiten so eigenartigen Reich der Mitte erhält eine sich verheiratende Tochter keinerlei Mitgift. Sie wird von den Eltern des Mannes oder auch von diesem selbst wirklich gekauft, und auch wenn sie keine Brüder hat, kann sie von dem väterlichen Vermögen nur dann einen Anteil erben, wenn das von Seite des Vaters ausdrücklich erklärt ist. Diese Verhältnisse werden gewöhnlich durch Zwischenhändler, sogenannte »Mei-jin«, geregelt und eine Heirat nicht eher geschlossen, als bis man sich in dieser Hinsicht geeinigt hat.

Die Braut wird hierauf den Eltern des zukünftigen Gatten vorgestellt. Dieser selbst bekommt sie nicht zu sehen. Er erblickt sie zum ersten Mal, wenn sie in einer verschlossenen Sänfte an dem Haus des bestimmten Gatten anlangt. Nun erhält der letztere den Schlüssel der Sänfte. Er öffnet deren Tür. Ist ihm die Braut genehm, so bietet er ihr die Hand; gefällt sie ihm nicht, so wirft er einfach die Tür wieder zu und alles ist aufgehoben, nur daß die Eltern des jungen Mädchens das bedungene Aufgeld behalten.

Bei der Verheiratung Kin-Fos lagen die Sachen ja ganz anders. Er kannte die junge Frau und brauchte sie von niemand zu kaufen. Damit gestaltete sich alles weit einfacher.

Der 25. Juni kam heran.

Der Sitte gemäß blieb das Haus Le-Us 3 Tage lang vorher im Innern erleuchtet. 3 Nächte hindurch mußte Frau Butalu, die die Familie der Zukünftigen repräsentierte, sich jedes Schlafs enthalten, ein Brauch, durch den man seine Trauer zu erkennen gibt, wenn die Braut das Vaterhaus verlassen soll. Hätte Kin-Fo noch Eltern gehabt, so würde auch sein Haus zum Zeichen der Trauer beleuchtet worden sein, weil man die Heirat des Sohns gewissermaßen als den Tod des Vaters betrachtet, dem der erstere nun zu folgen scheint, sagt der Hao-Khieu-Tchuen.

Konnte man bei der Vereinigung der bezüglich ihrer Person völlig unabhängigen Verlobten auch von mancher Förmlichkeit absehen, so mußte man doch einige andere unbedingt beachten.

So wurden der Sitte entsprechend die Astrologen befragt. Das nach allen Regeln der Kunst gestellte Horoskop deutete auf eine völlige Übereinstimmung der Wünsche des Brautpaars. Die Zeit des Jahres und das Alter des Mondes zeigten sich günstig. Noch nie wurde eine Hochzeit unter so vortrefflichen Aussichten vollzogen.

Der Empfang der Braut sollte um 8 Uhr abends im Hotel zum »Himmlischen Glück« stattfinden, das heißt die Gattin sollte dem Gatten dorthin, als dessen zeitweiliger Wohnung, zugeführt werden. In China bedarf es bei einer solchen Gelegenheit niemals ebensowenig einer weltlichen Behörde, wie der Mitwirkung eines Priesters, eines Bonzen, Lamas oder eines anderen.

Um 7 Uhr empfing Kin-Fo, stets in Gesellschaft Craigs und Frys, beide immer in derselben feierlichen Haltung, wie bei einer europäischen Hochzeit, die geladenen Freunde an der Schwelle seines Zimmers.

Welche Verschwendung von Höflichkeiten! Die vornehmen Gäste hatten eine Einladung auf rotem Papier mit einigen Linien in mikroskopisch kleinen Schriftzügen erhalten: »Herr Kin-Fo aus Shanghai«, so lauteten sie, »grüßt demütig Herrn ... und bittet ihn noch demütiger ... der armseligen Zeremonie beizuwohnen ... usw.«

Alle hatten sich eingestellt, um das verlobte Paar zu ehren und an dem reichlichen Festessen für Herren teilzunehmen, während für die Damen eine besondere Tafel serviert war.

Hier erschienen der Kaufmann Yin-Pang und der Gelehrte Hual; ferner einige Mandarine in offizieller Kopfbedeckung mit rotem, taubeneigroßem Knopf als Zeichen, daß sie unter die ersten drei Ordnungen gehörten; andere von niedrigerem Rang hatten nur blaue oder weiße Knöpfe. Die meisten Teilnehmer bestanden

aus Zivilbeamten von chinesischer Abstammung, was sich wohl von selbst versteht, da der Gastgeber aus Shanghai der tatarischen Rasse abhold war. Alle trugen die besten Kleider von prächtigen Stoffen nebst festlichem Kopfschmuck und bildeten eine wahrhaft glänzende Versammlung.

Kin-Fo erwartete sie, wie es die Höflichkeit erforderte, am Eingang des Hotels. Sobald sie ankamen, führte er sie nach dem Empfangssalon, wobei er sie stets zweimal bat, durch die von Dienern geöffneten Türen vor ihm einzutreten. Er nannte alle mit ihren »vornehmen Namen«, erkundigte sich nach ihrer »vornehmen Gesundheit« und nach ihrer »vornehmen Familie«.

Auch der peinlichste Beobachter und gründlichste Kenner dieser läppischen Höflichkeitsbezeugungen hätte ihm keinen Verstoß gegen sie nachweisen können.

Craig und Fry bewunderten seine Gewandtheit; trotz aller Bewunderung verloren sie jedoch den ihrer Sorge anvertrauten Klienten nie aus den Augen.

Beiden war nämlich plötzlich ein und derselbe Gedanke gekommen. Wie, wenn nun, obwohl das kaum möglich schien, Wang doch nicht in den Wellen des Flusses umgekommen wäre?

Wenn er sich unbemerkt unter die Zahl der Gäste mischte? ... Noch hatte ja die 24. Stunde des 25. Juni – die letzte der gewährten Frist – nicht geschlagen.

Noch war die Hand des alten Taiping nicht entwaffnet!
Wenn er nun im letzten Augenblick ... ?

Nein, das konnte man kaum annehmen, und doch schien es nicht unmöglich.

Aus gewohnter Vorsicht musterten Craig und Fry sorgsam alle Anwesenden ... Kein verdächtiges Gesicht befand sich darunter.

Inzwischen verließ die künftige Gattin ihr Haus in der Cha-Chua-Allee und nahm in einer verschlossenen Sänfte Platz.

Hatte Kin-Fo auch nicht die Kleidung eines Mandarinen angelegt – ein Recht, das jedem Bräutigam zu steht zu Ehren der Vermählung, auf das die alten Gesetzgeber hohen Wert legten – so befolgte Le-U desto strenger alle in der vornehmen Gesellschaft gültigen Regeln. Sie glänzte in vollkommen roter, aus schweren, gestickten Seidenstoffen hergestellter Toilette. Ihr Gesicht verbarg sich sozusagen hinter einem Schleier feiner Perlen, die von dem reichen, die Stirn begrenzenden goldenen Diadem herabzutropfen schienen. Köstliche Steine und künstliche Blumen schmückten ihr volles Haar und ihre langen Zöpfe. Kin-Fo mußte sie noch reizender finden als bisher, wenn sie aus der Sänfte steigen würde, die seine Hand bald öffnen sollte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Er überschritt die Straßenkreuzung nach der großen Allee zu und folgte dann dem Boulevard Tiene-Men. Es wäre gewiß mehr Pracht entfaltet worden, wenn es sich statt um eine

Hochzeit um eine Beerdigung gehandelt hätte, doch erregte der Zug auch jetzt schon die Aufmerksamkeit der Leute auf der Straße.

Freundinnen und Jugendgefährtinnen Le-Us folgten dem Palankin und trugen die verschiedenen Stücke des Brautschatzes zur Schau. Voraus gingen etwa zwanzig Musiker, die mit ihren Kupferinstrumenten, unter denen sich auch ein Gong befand, einen Heidenlärm zu machen wußten. Um die Sänfte herum schwärmten eine Menge Träger mit Fackeln und bunten Laternen. Die Braut selbst blieb allen Blicken entzogen. Der Etikette gemäß durfte sie eben niemand eher sehen als der künftige Gatte.

So kam der Zug inmitten einer jubelnden Volksmenge gegen 8 Uhr abends am »Hotel des Himmlischen Glücks« an.

Kin-Fo stand mit seinen Freunden vor dem reichgeschmückten Eingang. Er erwartete den Palankin, um sofort dessen Tür zu öffnen. Nachher schrieb ihm die Pflicht vor, die Braut nach einem besonderen Zimmer zu geleiten, wo beide viermal den Himmel anrufen sollten. Erst darauf erschien das Paar bei dem Festmahl. Die Braut mußte vor dem Erwählten viermal auf die Knie fallen, letzterer vor ihr ebenfalls zweimal. Dann verspritzten beide einige Tropfen Wein als Sühnopfer und boten den »Vermittelnden Geistern« Speise und Trank an. Zuletzt sollte man ihnen zwei gefüllte Becher bringen, die sie zur Hälfte zu leeren

hatten; der Rest wird endlich gemischt und von den Verlobten gemeinschaftlich getrunken, womit die Verbindung besiegelt ist.

Der Palankin langte an. Kin-Fo schritt auf ihn zu. Ein Zeremonienmeister übergab ihm den Schlüssel. Er ergriff diesen, öffnete die Tür und reichte der gerührten, hübschen Le-U die Hand. Die Braut stieg aus und durchschritt die Reihe der Gäste, die sie durch Erheben der Hand bis zur Höhe der Brust ehrerbietig begrüßten.

Eben als die junge Frau den Eingang des Hotels betrat, ertönte ein Signal. Riesige leuchtende Papierdrachen stiegen empor, schaukelten sich im leichten Abendwind und zeigten die vielfarbigen Embleme von Drachen, Phönix und anderen Andeutungen einer Hochzeit. Gleichzeitig flogen an Fäden Tauben auf, die einen tönenden Apparat trugen und die Luft mit sanfter Harmonie erfüllten. Dazu brannte man Schwärmer und Leuchtkugeln in allen Farben ab, die zerspringend einen wahren Goldregen ausschütteten. Plötzlich hörte man vom Boulevard Tiene-Men her ein entferntes Geräusch. Es war ein Geschrei, untermischt mit den durchdringenden Tönen einer Trompete. Dann wurde es einen Augenblick still und nachher erhob sich der Lärm von neuem.

Der Trubel kam näher und näher und erreichte endlich die Stelle, wo der Hochzeitszug haltgemacht hatte.

Kin-Fo lauschte. Seine Freunde warteten, daß die junge Frau in das Hotel eintreten sollte.

Dann entstand auf der Straße eine eigentümliche Bewegung. Näher und deutlicher vernahm man das Schmettern der Trompete.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Kin-Fo.

Le-Us Gesichtsausdruck verdüsterte sich. Ein dunkles Vorgefühl ließ ihr Herz stürmischer schlagen.

Jetzt brach ein Menschenstrom in die Straße ein. Alles umringte einen Herold in kaiserlicher Livree, den mehrere Tipaos begleiteten.

Dieser Herold rief unter allgemeinem Schweigen einige Worte aus, auf die ein Gemurmel antwortete:

»Die verwitwete Kaiserin ist verschieden! Verbotene Zeit! Verbotene Zeit!«

Kin-Fo begriff alles. Das war ein Schlag, der ihn empfindlich traf. Er vermochte kaum einen Ausbruch des Zorns zurückzuhalten.

Infolge des Todes der verwitweten Kaiserin war der Hof jetzt in Trauer. Während einer durch Gesetz zu bestimmenden Zeit war es jedermann untersagt, sich den Kopf zu rasieren, öffentliche Feste oder Schaustellungen zu veranstalten, während die Gerichte ihre Sitzungen aussetzten und auch keine Vermählung geschlossen werden durfte.

Trostlos, aber ergeben machte Le-U zum bösen Spiel gute Miene, um ihrem Verlobten nicht noch mehr Herzeleid zu bereiten. Sie ergriff die Hand Kin-Fos.

»So warten wir noch!« sagte sie mit einer Stimme, in der sich doch ihre Erregung nicht ganz verbergen konnte.

Die Sänfte kehrte mit der jungen Frau nach der Chachua-Allee zurück, die Festlichkeiten wurden eingestellt, die Tafeln abgeräumt, die Musik nach Hause geschickt und die Freunde des verzweifelnden Kin-Fo trennten sich, nachdem sie ihm ihr herzliches Bedauern ausgesprochen hatten.

Das kaiserliche Verbot heimlich zu übertreten, daran war gar nicht zu denken.

Das Mißgeschick verfolgte Kin-Fo noch immer. Es war für ihn wieder Gelegenheit, sich der weisen Lehren zu erinnern, die er von seinem alten Lehrer erhalten hatte.

Kin-Fo war mit Craig und Fry allein in dem verlassenen Saal des »Hotels zum Himmlischen Glück« – ein Name, der ihm jetzt als recht bitterer Sarkasmus erschien – zurückgeblieben.

Die Dauer der verbotenen Zeit konnte vom Sohn des Himmels ganz nach Gutdünken festgesetzt werden. Und er hatte darauf gerechnet, auf der Stelle nach Shanghai zurückzukehren, die junge Frau in seinen reichen Yamen einzuführen und unter veränderten Verhältnissen nun ein neues Leben zu beginnen!

Eine Stunde später trat ein Diener ein, der ihm einen, eben von einem Boten abgegebenen Brief überbrachte.

Kin-Fo, der die Schriftzüge der Adresse erkannte, konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken.

Der Brief kam von Wang und enthielt folgendes:

Mein Freund!

Ich bin nicht tot, doch wenn Du diese Zeilen erhältst, werde ich aufgehört haben zu leben!

Ich sterbe, weil mir der Mut fehlt, mein Versprechen zu halten. Doch beruhige Dich, ich habe für alles gesorgt.

Lao-Shen, ein Anführer der Taiping, mein alter Kriegskamerad, besitzt Deinen Brief! Er wird das Herz und die sichere Hand dazu haben, den entsetzlichen Auftrag auszuführen, den Du mir aufdrängtest. Ihm wird also das für mich versicherte Kapital zufallen, das ich ihm übertragen habe, und das er erheben wird, wenn Du nicht mehr bist!

Leb wohl! Ich gehe Dir im Tod voran! Leb wohl, Freund, auf baldiges Wiedersehen!

Wang!

16. KAPITEL

WORIN KIN-FO NOCH IMMER ALS JUNGGESELLE VON NEUEM IN DIE WELT GEHT

Kin-Fos eigentümliche Lage gestaltete sich hiermit ernster denn je.

Wang war also doch, als es darauf ankam, seinem alten Schüler den Todesstoß zu geben, trotz seines

Versprechens vor der Ausführung der Tat zurückgeschreckt. Er wußte offenbar nichts von der Veränderung der Umstände Kin-Fos, denn sein Brief enthielt darüber nicht die geringste Andeutung. Wang hatte einen anderen dafür gewonnen, sein Versprechen einzulösen, und was für einen anderen! Einen der gefürchtetsten Taiping, der sich kein Gewissen daraus machen würde, einen einfachen Mord zu begehen, für den ihn kein Mensch zur Verantwortung ziehen konnte! Kin-Fos eigenhändiger Brief sicherte ihm vollständige Straflosigkeit und Wangs Anspruchsabtretung überdies ein Kapital von 50.000 Dollar!

»Zum Teufel, nun wird mir die Sache doch zu toll!« rief Kin-Fo in der ersten Aufwallung des Unmuts.

Craig und Fry nahmen in das Schreiben Wangs Einsicht.

»Ihr Brief bezeichnet also nicht den 25. Juni als letzten Tag der Frist?« fragten die Agenten.

»Leider nein!« erwiderte Kin-Fo. »Wang konnte und wollte ja erst das Datum meines Todestages selbst hinzusetzen. Jetzt kann jener Lao-Shen davon Gebrauch machen, wann er will, und ist an keine Zeit gebunden.«

»O«, entgegneten Craig-Fry, »er hat ein Interesse daran, bald zur Tat zu schreiten.«

»Weshalb?«

»Nun, er muß darauf achten, daß ihre Police nicht abgelaufen ist, da das Kapital ihm sonst verlorengeht!«

Gegen diese Bemerkung war kein Widerspruch zu erheben.

»Richtig«, bestätigte Kin-Fo, »aber ich darf dennoch keine Stunde verlieren, um meinen Brief womöglich wiederzuerlangen, und müßte ich ihn Lao-Shen mit den ihm garantierten 50.000 Dollar abkaufen.«

»Ganz recht«, sagte Craig.

»Gewiß«, fügte Fry hinzu.

»Ich werde also wieder aufbrechen! Zunächst gilt es zu wissen, wo sich jener Taiping-Führer aufhält. Er wird doch nicht ebenso unauffindbar sein wie unser Wang!«

Als er so sprach, hielt es Kin-Fo schon gar nicht mehr auf einer Stelle. Er ging unruhigen Schritts auf und ab. Die aufeinander folgenden Schicksalsschläge, die ihn trafen, versetzten den Armen in ungewöhnliche Aufregung.

»Ich reise ab«, erklärte er bestimmt. »Ich suche Lao-Shen auf. Sie, meine Herren, mögen tun, was Ihnen gefällt.«

»Die Interessen der ›Hundertjährigen‹«, antworteten Craig-Fry, »sind jetzt mehr bedroht denn je. Wir würden unsere Pflicht verletzen, wenn wir Sie verließen. Wir werden also bei Ihnen bleiben!«

Nun galt es zu eilen. Vor allem freilich schien es notwendig, zu wissen, an welchem Ort sich der bezeichnete Lao-Shen aufhielt. Er war zu bekannt, als daß dies hätte Schwierigkeiten machen können.

Jener alte Waffenbruder Wangs aus der Zeit der Mang-Tchan hatte sich, das wußte man, nach dem Norden Chinas, jenseits der Großen Mauer zurückgezogen und hauste in der Nähe des Golfs von Leao-Tong, einem Annex des Golfs Pe-Tche-Li. Wenn die kaiserliche Regierung mit ihm noch nicht, wie mit vielen anderen Rebellenführern, verhandelt hatte und er also noch nicht zurückgekehrt war, so ließ sie ihn doch jenseits der eigentlichen Grenzen Chinas ungestört sein Wesen treiben, wo der jetzt zu einer bescheidenen Rolle verurteilte Lao-Shen sich als einfacher Straßenräuber bemerkbar machte. Wahrlich, Wang hätte keinen besseren für seinen Auftrag wählen können! Jener würde gewiß kein Bedenken tragen, und ein Dolchstoß mehr oder weniger konnte sein Gewissen auch nicht weiter belästigen.

Kin-Fo und die beiden Agenten suchten sich also möglichst genau zu informieren und erfuhren, daß der Taiping zuletzt in der Umgebung von Fu-Ning, einem kleinen Hafen im Golf Leao-Tong, sichtbar gewesen sei. Dorthin beschlossen sie also ohne Zögern zu eilen.

Zuerst wurde Le-U über das Vorgefallene benachrichtigt. Ihre Sorge und Angst begann von neuem. Ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen. Sie bemühte sich, Kin-Fo von dieser Reise abzubringen. Ging er nicht einer unabwendbaren Gefahr entgegen? Erschien es nicht geratener zu warten, von hier wegzugehen, nötigenfalls das Himmlische Reich zu verlassen und in

einem entfernten Winkel der Welt Zuflucht zu suchen, wo der Arm des blutdürstigen Lao-Shen ihn nicht würde erreichen können? Kin-Fo hielt jedoch der jungen Frau dagegen vor, daß es ihm unmöglich sein werde, unter diesem fortwährenden Bedrohtsein zu leben, der Gnade eines solchen Schurken anheimgegeben zu sein und für immer eine ungewisse Zukunft vor sich zu haben. Nein! Dem mußte nun ein für allemal ein Ende gemacht werden. Kin-Fo und seine getreuen Akolythen wollten noch an demselben Tag aufbrechen, den Taiping aufsuchen, ihm den so unerwartet folgenschweren Brief um jeden Preis abkaufen und gedachten nach Peking noch vor der Aufhebung des kaiserlichen Erlasses zurückzukehren.

»Liebe kleine Schwester«, redete Kin-Fo die Verlobte an, »jetzt bin ich fast zufrieden damit, daß unsere Hochzeit für kurze Zeit verschoben werden mußte! Wie unglücklich wären wir, wenn sie schon vorüber wäre!«

»O, dann hätte ich das Recht und die Pflicht, dir zu folgen und würde das gewiß auch tun!« erwiderte Le-U.

»Nein«, entgegnete Kin-Fo, »lieber würde ich tausendmal den Tod erleiden, als dich nur einer Gefahr auszusetzen! . . . Leb wohl, Le-U, leb wohl!«

Mit feuchten Augen entriß sich Kin-Fo den Armen der jungen Frau, die ihn zurückzuhalten suchte.

Noch am selben Tag verließen Kin-Fo, Craig und Fry, gefolgt von Soun, der nun einmal keinen Augenblick Ruhe genießen sollte, Peking und begaben sich zunächst nach Tong-Tcheu, das sie binnen einer Stunde erreichten.

Inzwischen hatte man sich auch über die nächsten Schritte verständigt.

Eine Reise über Land, quer durch mehrere ziemlich unsichere Provinzen bot voraussichtlich zu viel Schwierigkeiten.

Hätte es sich nur darum gehandelt, bis zur Großen Mauer im Norden der Hauptstadt vorzudringen, so hätte man sich trotz der Gefahren dieses etwa 160 Li (etwa 71 Kilometer) langen Weges doch vielleicht für ihn entschieden. Der Hafen von Fu-Ning lag aber nicht eigentlich im Norden, sondern im Nordosten des Reichs. Die Wasserstraße versprach unbedingt mehr Sicherheit und Zeitgewinn. Über das Meer gehend konnten Kin-Fo und seine Begleiter binnen 4 bis 5 Tagen dort ankommen und sich über die weiteren Schritte einigen.

Jetzt mußte man sich erst darüber vergewissern, ob auch bald ein Schiff nach Fu-Ning abging, worüber ja die Schiffskommissare in Tong-Tcheu unterrichtet sein mußten.

Gegenüber dem Unglück, daß sonst seinen Fersen folgte, begünstigte diesmal der Zufall Kin-Fos Absicht.

Ein Fahrzeug, daß nach Fu-Ning geladen hatte, lag an der Mündung des Pei-Ho.

Sofort wollte man nun einen jener schnellen Dampfer besteigen, die den Strom befahren, und auf dem bezeichneten Schiff an Bord gehen.

Craig und Fry hatten vorher nur eine Stunde zu den notwendigsten Vorbereitungen beansprucht, die sie dazu verwendeten, alle denkbaren Rettungsapparate einzukaufen, vom einfachsten Gürtel bis zur gegen das Versinken sichernden Kleidung von Kapitän Boyton. Kin-Fo war ja noch immer 200.000 Dollar wert. Er begab sich aufs Meer ohne Zahlung einer Extraprämie, da er ja alle Gefahren versichert hatte. Ein Unglücksfall war dabei nicht gänzlich ausgeschlossen. Man mußte sich also vorsehen und tat das auch nach jeder Seite hin.

Am 26. Juni zu Mittag betraten Kin-Fo, Craig, Fry und Soun also den ›Pei-Tang‹ und fuhren mit ihm den Pei-Ho hinab. Der Strom verläuft in so starken Krümmungen, daß seine Länge von Tong-Tcheu bis zur Mündung wohl das Doppelte der Luftlinie beträgt; er ist jedoch kanalisiert und auch für Schiffe von großem Tiefgang fahrbar. Der Schiffsverkehr darauf ist daher auch sehr lebhaft und übertrifft bei weitem den auf der Landstraße, die ziemlich parallel mit ihm verläuft.

Rasch glitt der ›Pei-Tang‹ zwischen den Baken des Stroms hinab, peitschte mit seinen Schaufelrädern die

gelblichen Fluten und trieb die dem Ufer nachtreibenden Wellen in die Bewässerungskanäle zu beiden Seiten. Bald kam man an dem hohen Turm einer Pagode in der Nähe von Tong-Tcheu vorüber, die bei einer scharfen Biegung des Flusses ebenso schnell den Blicken wieder entschwand.

In dieser Gegend ist der Pei-Ho noch nicht besonders breit. Er strömt abwechselnd dahin zwischen sandigen Dünen, kleinen Meiereien, in ziemlich bewaldeter Landschaft mit Obstgärten und lebenden Hecken. Von bedeutenderen Ortschaften liegen an seinen Ufern Matao, He-Si-Vu, Nane-Tsae und Yang-Tsune, wo sich schon der Wechsel von Ebbe und Flut bemerkbar macht.

Bald zeigte sich Tien-Tsin. Hier gab es einigen Aufenthalt, da erst die öffentliche Brücke geöffnet werden mußte, die beide Ufer des Stroms verbindet; dazu lagen Hunderte von Schiffe im Hafen, durch die der Dampfer sich vorsichtig seinen Weg zu bahnen hatte. Da gab es Geschrei von allen Seiten und mancher Barke kostete es ihre Taue, mit denen sie im Strom festgehalten war. Letztere schnitt man übrigens einfach durch, ohne zu fragen, ob man anderen dadurch einen Schaden bereitete oder nicht. Natürlich entstand gleichzeitig ein gewaltiger Wirrwarr von stromabwärts treibenden Schiffen, die den Hafenmeistern von Tien-Tsin ein gutes Stück Arbeit verursacht hätten, wenn es hier überhaupt Hafenmeister gegeben hätte.

Es versteht sich von selbst, daß Craig und Fry während der ganzen Fahrt ihren Klienten nicht einen Augenblick aus den Augen ließen.

Es handelte sich ja nicht mehr um den Philosophen Wang, mit dem man sich leicht hätte verständigen können, wenn es nur gelang, ihm die nötigen Mitteilungen zu machen, sondern um Lao-Shen, einen Taiping, den sie noch nicht einmal kannten und der ihnen deshalb um so gefährlicher erschien. Da man auf dem Weg zu ihm war, hätte man sich hier eigentlich sicher fühlen können, doch wer stand dafür, daß er sich nicht selbst schon aufgemacht hatte, sein Opfer zu suchen? Craig und Fry sahen in jedem Passagier des Pei-Tang einen Mörder! Sie aßen nicht mehr, sie schliefen nicht mehr, sie waren für alles andere abgestorben!

Waren aber Kin-Fo, Craig und Fry nur sehr unruhig, so verging der arme Soun fast vor Angst. Schon der Gedanke, auf das Meer zu gehen, schnürte ihm das Herz zusammen. Er erbleichte mehr und mehr, je mehr der ›Pei-Tang‹ sich dem Golf von Pe-Tche-Li näherte. Seine Nase spitzte sich zu und der Mund krampfte sich zusammen, obwohl der Dampfer vollkommen ruhig das Wasser des Stroms durchschnitt.

Was sollte erst daraus werden, wenn Soun die kurzen, stoßenden Wellen eines eingeschränkten Meeres ertragen sollte, bei denen die Schiffe weit heftiger und häufiger stampfen als im freien Ozean!

»Sie waren noch nie auf See?« fragte ihn Craig.

»Noch niemals.«

»Es bekommt Ihnen wohl nicht?« fragte Fry.

»Nein!«

»Halten Sie den Kopf immer hoch«, sagte Craig.

»Den Kopf?«

»Und machen Sie den Mund nicht auf«, fügte Fry hinzu.

»Den Mund?«

Soun machte den beiden Agenten begreiflich, daß er am liebsten gar nicht spreche, und begab sich nach der Mitte des Schiffes, nicht ohne einen Blick über den jetzt schon sehr breiten Strom geworfen zu haben; jenen melancholischen Blick der Leute, denen man es ansieht, daß sie der für den Zuschauer immer etwas lächerlichen Seekrankheit nicht entgehen werden.

Der Anblick der Landschaft zu beiden Seiten des Flusses hatte sich allmählich verändert. Das rechte, steilere Ufer kontrastierte mit seinen Abhängen merkbar gegen das linke, an dessen flachem Strand eine leichte Brandung schäumte. Jenseits davon erstreckten sich endlose Felder mit Sorgho, Mais, Weizen und Hirse. So wie überall in China – eine Mutter, die so viele Millionen Kinder zu ernähren hat – sah man nirgends das kleinste Stückchen kulturfähigen Landes, das brachgelegen hätte. Überallhin schlängelten sich Kanäle zur Bewässerung oder waren Bambusgerüste aufgestellt, mit einer Art sehr einfacher Schöpfräder,

die reichliche Wassermengen nach allen Seiten verbreiteten. Da und dort erhoben sich in der Nähe von Dörfern, die ganz aus gelbem Lehm zu bestehen schienen, vereinzelte Baumgruppen, darunter uralte Apfelbäume, die auch einer Ebene der Normandie zur Zierde gereicht hätten. An den Ufern tummelten sich eine Menge Fischer, denen Seeraben als Jagdhunde, oder vielmehr als »Fischhunde« dienten. Diese Vögel tauchen nämlich auf das Geheiß ihres Herrn ins Wasser und bringen die Fische heraus, die sie nicht verschlucken können, weil ihnen ein Ring den Hals halb einschnürt. Daneben fliegen beim Geräusch des Dampfboots Enten, Krähen, Raben, Elstern und Sperber zu Tausenden vom Strand auf.

Bot die Landstraße längs des Flusses jetzt das Bild der Verlassenheit, so nahm der Verkehr auf dem Peiho eher noch mehr zu. Welche Unzahl von Schiffen jeder Art bewegten sich darauf stromauf- oder stromabwärts! Kriegsdschunken mit ihrer Deckbatterie, deren Dach von vorn nach hinten einen tiefen konkaven Bogen bildet und die entweder von zwei Reihen von Rudern oder auch durch von Menschenhänden getriebene Schaufelräder bewegt werden; Zolldschunken mit zwei Masten und Schaluppensegeln, deren Vorder- und Achtersteven die Köpfe und Schwänze phantastischer Tiergestalten schmückten; Handelsdshunken von großem Tonnengehalt, deren plumper Rumpf die kostbarsten Erzeugnisse des Himmlischen Reichs trägt,

und die sich nicht scheuen, den Wirbelstürmen der benachbarten Meere zu trotzen; Personenfahrzeuge, die je nach den Gezeiten durch Ruder oder Zugseile befördert wurden und die nur für Leute passen, die viel Zeit übrig haben; Mandarinendoote, Luxusyachten, Sampanen, das sind Wohnschiffe jeder Form mit Binsensegeln, von denen die kleinste Art von Frauen gesteuert werden, die das Ruder in der Hand und ein Kind auf dem Rücken tragen, und die ihren Namen, der eigentlich »drei Planken« bedeutet, vollständig rechtfertigen; endlich ungeheure Holzflöße, wirkliche schwimmende Dörfer, mit Hütten, Obst- und Gemüsegärten darauf, die irgendeinem Wald der Mandschurei entstammen, den die Holzfäller bis zum letzten Baum niedergelegt haben.

Neben den Ufern kamen Ortschaften nur seltener zum Vorschein. Es gibt auch nur etwa zwanzig zwischen Tien-Tsin und Taku, an der Mündung des Stroms. Dagegen wirbelten aus verschiedenen Ziegeleien schwarze Wolken empor, die sich mit den Rauchsäulen des Dampfes vermengten und die Luft verpesteten. Nun kam der Abend, dem in diesen Breiten eine längere Dämmerung vorhergeht. Bald unterschied man nur noch eine Reihe weißer Dünen, von gleichmäßiger Form und in bestimmten, schon im Halbdunkel verschwindenden Reihen. Das waren nichts als große Salzhaufen, die aus den benachbarten Salinen herrührten. In dieser unfruchtbaren trostlosen Gegend öffnete

sich die Ausmündung des Pei-Ho, nach Bouroir »ein Stück Land, das nur aus Salz und Sand, aus Staub und Asche besteht«.

Noch vor Sonnenaufgang erreichte der ›Pei-Tang‹ am 27. Juni den Hafen von Taku, an der Mündung des Stroms.

Hier erhoben sich auf beiden Ufern die Forts des Nordens und des Südens, seit der Einnahme durch das englisch-französische Heer im Jahr 1860 nur noch ein Haufen Ruinen. Hier machte General Collineau am 24. August desselben Jahres den glorreichen Angriff, bei dem die Kanoniere den Eingang in den Strom forciereten; hier dehnte sich der kaum über das Meer emporstehende schmale Landstreifen aus, den man die französische Konzession nennt, und sieht man noch den Grabhügel, der die Gebeine so mancher, bei jenem denkwürdigen Kampf gefallener Offiziere und Soldaten bedeckt.

Der ›Pei-Tang‹ ging nicht weiter. Alle Passagiere mußten in Taku an Land gehen. Taku ist jetzt schon eine nicht unwichtige Stadt, der gewiß eine große Zukunft bevorsteht, wenn die Mandarine jemals den Bau einer Eisenbahn zwischen hier und Tien-Tsin gestatteten.

Das nach Fu-Ning bestimmte Fahrzeug sollte noch am selben Tag die Anker lichten. Kin-Fo und seine Begleiter hatten keine Stunde zu verlieren. Sie winkten also eine Sampane herbei und befanden sich eine Viertelstunde später an Bord der ›Sam-Yep‹.

17. KAPITEL

WORIN DER HANDELSWERT KIN-FOS NOCH EINMAL IN
FRAGE GESTELLT WIRD

Acht Tage vorher war ein amerikanisches Schiff im Hafen von Taku vor Anker gegangen. Gemietet von der sechsten chinokalifornischen Gesellschaft, war es im Auftrag der Agentur Fuk-Ting-Tong befrachtet, die ihren Sitz bei dem Kirchhof von Laurell-Hill, in der Nähe von San Francisco, hat.

Treu ihrer Religion, erwarten die in Amerika verstorbenen Söhne des Himmels hier die Rückkehr nach dem Vaterland, bis sie in mütterlicher Erde eine Ruhestätte finden.

Das nach Kanton bestimmte Schiff hatte laut Bericht der Agentur eine Ladung von 250 Särgen, von denen 75 in Taku gelandet werden sollten, um nach den Provinzen des Nordens übergeführt zu werden.

Die Umladung von dem amerikanischen Schiff nach einem chinesischen war vollendet, und an eben diesem Morgen des 27. Juni sollte letzteres nach dem Hafen von Fu-Ning segeln.

Auf diesem Fahrzeug hatten Kin-Fo und seine Begleiter Passage genommen. Sie hätten es vielleicht nicht gewählt; wegen Mangel an anderer Gelegenheit mußten sie sich aber damit begnügen, denn es lag kein anderes zur Fahrt nach dem Golf von Leao-Tong bereit. Es handelte sich übrigens nur um eine Reise von 2 bis

3 Tagen, die zu dieser Jahreszeit meist sehr bequem vonstatten geht.

Die ›Sam-Yep‹ war eine seetüchtige Dschunke von etwa 300 Tonnen Tragfähigkeit. Solche Schiffe gibt es in großer Anzahl, und ihr Tiefgang von nur 6 Fuß gestattet ihnen mit Bequemlichkeit, über die Sandbänke am Eingang der chinesischen Ströme hinwegzugleiten.

Sie sind zu lang für ihre Breite und segeln daher schlecht, außer ganz dicht am Wind, aber wenden auf der Stelle, wie sich ein Kreisel dreht. Die Fläche ihres ungeheuren Steuers ist nach einer in China sehr beliebten Methode vielfach durchlöchert, eine Einrichtung, deren Vorzüge wohl mit Recht anzufechten sind. Doch, wie dem auch sei, diese geräumigen Fahrzeuge wagen sich ungestraft auf die Meere längs der Küsten.

Man erzählt sogar, daß eine solche, von einem Handelshaus in Kanton geheuerte Dschunke unter dem Befehl eines amerikanischen Kapitäns eine Ladung Tee und Porzellan nach San Francisco gebracht habe. Jedenfalls steht es außer Zweifel, daß sich diese Schiffe auf dem Meer gut bewähren, eine Ansicht, in der alle Sachverständigen übereinstimmen, während man die Chinesen im allgemeinen für sehr gute Seeleute hält.

Die ›Sam-Yep‹ erinnerte bei ihrer modernen Konstruktion mit ziemlich geradem Vorder- und Hintersteven mehr an die Form der europäischen Schiffe. Sie war ohne Mithilfe von Nägeln und Schrauben aus Bambus hergestellt, mit Werg und Kambodjeharz kalfatert

und so wasserdicht, daß sie nicht einmal eine Pumpe besaß. Infolge ihrer Leichtigkeit schwamm sie wie ein Stück Kork auf den Wellen. Übrigens führte sie einen Anker aus sehr hartem Holz, ungemein festes und doch geschmeidiges Tauwerk aus Palmenfasern, Segelwerk, das vom Verdeck aus gestellt und einem Fächer ähnlich ausgebreitet oder zusammengefaltet wurde, ferner zwei Maste, entsprechend etwa dem Großmast und dem Besan eines Luggers, außerdem hatte sie kein Übergewicht nach dem Stern zu, war aber in ihrer Art trefflich ausgerüstet und für die Küstenfahrt gewiß vollkommen geeignet.

Niemand hätte der ›Sam-Yep‹ von außen angesehen, daß sie für diese Reise von ihren Reedern zu einem ungeheuren Leichenwagen umgewandelt worden war.

In der Tat trat an Stelle der Teekisten, Seidenballen und der Nebenfracht von chinesischen Spezereien diesmal die erwähnte Ladung von Särgen. Dabei behielt jedoch die Dschunke den früheren lebhaften Farbenschmuck unverändert bei. Am Bug und am Heck wehten lustige Oriflammen und vielfarbige Flaggen. Ganz vorn saß ein großes blitzesprühendes Auge, das ihr das Aussehen eines gigantischen Ungeheuers gab. Vom Topp der Masten wehte das leuchtende Flaggentuch Chinas. Über die Schanzkleidung lugten die Mündungen zweier kurzer Schiffskanonen heraus, die in der Sonne wie ein Spiegel glänzten – in diesem von Seeräubern belästigten Meer gewiß ganz

nützliche und notwendige Beigaben; alles, was man sah, machte einen angenehmen, fast erheiternden Eindruck. Die ›Sam-Yep‹ rüstete sich ja gewissermaßen zu einer Heimreise – freilich eine Heimreise mit Leichnamen, doch sozusagen mit zufriedenen stummen Leuten.

Kin-Fo und Soun stießen sich, als geborene Chinesen, an diesem Umstand nicht im mindesten. Craig und Fry, denen diese Art Fracht, so wie vielen ihrer Landsleute, einen gewissen Widerwillen einflößte, hätten wohl gern ein anderes Handelsschiff zur Überfahrt gewählt, mußten sich jedoch dem Zwang der Umstände fügen.

Die ganze, übrigens zur Führung der Dschunke hinreichende Besatzung bestand aus einem Kapitän und sechs Mann. Der Kompaß soll der Sage nach in China erfunden worden sein. Das ist möglich; gewiß ist aber, daß die Küstenfahrer darauf verzichten und nach ihrem Gutdünken steuern. Kapitän Yin, ein kleiner stets lächelnder, lebhafter und geschwätziger Mann, war der lebende Beweis des vergeblich gesuchten Perpetuum mobile. Er konnte an keiner Stelle bleiben und kein Glied des Körpers still halten. Seine Arme, Hände und Augen sprachen fast noch mehr als die Zunge, die übrigens hinter der hübschen Reihe weißer Zähne so gut wie niemals zur Ruhe kam. Er schalt auf seine Leute, rief sie mit groben Worten an und behandelte sie überhaupt nicht freundlich; dagegen war er ein tüchtiger,

bezüglich der Fahrt an diesen Küsten sehr erfahrener Seemann, der seine Dschunke dirigierte, als hätte er sie zwischen den Fingern gehabt. Der ziemlich hohe Preis, den Kin-Fo für sich und seine Leute bezahlt hatte, vermehrte jedoch seine von Natur gute Laune. Passagiere, die für eine Fahrt von 60 Stunden 150 Taëls (= 960 Mark) wegwarfen – das war ein Geschäft; besonders, wenn ihre Ansprüche auf Komfort und Nahrung die der stillen Gäste im Raum des Schiffes nicht zu sehr übertrafen.

Kin-Fo, Craig und Fry hatten wohl oder übel in dem Wohnhäuschen auf dem Heck Platz gefunden; Soun hauste im sogenannten Volkslogis des Vorderdecks.

Die beiden allezeit mißtrauischen Agenten musterten zuerst aufmerksam die Leute des Kapitäns, unter denen sie nichts fanden, was ihren Verdacht gerechtfertigt hätte. Eine heimliche Übereinstimmung mit Lao-Shen vorauszusetzen, war doch zu unwahrscheinlich, da sich ihr Klient dieser Dschunke ja nur aus Zufall bei seiner Reise bediente, und wie sollte diese Zufälligkeit gerade mit den etwaigen Absichten des alten Taiping zusammenfallen? Von den Gefahren, die das Meer selbst bieten konnte, abgesehen, durften sie also erwarten, einige Tage von ihrer gewöhnlichen Besorgnis befreit zu bleiben, weshalb sie Kin-Fo auch mehr sich selbst überließen.

Letzterer schien darüber nicht gerade böse zu sein. Er schloß sich in seine Kabine ein und hing nach Belieben seinen Träumereien nach. Der arme Mann, der das Glück noch nicht kennen, den Wert des Lebens in seinem Yamen zu Shanghai noch nicht schätzen gelernt hatte, da ihm die Sorge fremd blieb und er die Arbeit verachtete! Kam er wieder in den Besitz seines Briefs, dann mußte es sich ja zeigen, ob er von der ihm zuteil gewordenen Lehre Nutzen gezogen, ob aus dem Toren ein Weiser geworden war!

Doch würde er diesen Brief denn jemals wieder erhalten? Ohne Zweifel, er war ja bereit, den Wert, den jener in der Hand eines anderen haben konnte, voll zu ersetzen. Für Lao-Shen konnte die ganze Angelegenheit nur eine Geldfrage sein. Jedenfalls aber mußte er diesen überraschen und sich nicht von ihm zuvorkommen lassen. Das war aber nicht so leicht. Lao-Shen unterrichtete sich höchst wahrscheinlich über alles, was mit Kin-Fo vorging; Kin-Fo wußte dagegen nicht, was jener vornahm. Natürlich lag unter diesem verschiedenen Verhältnis eine große Gefahr verborgen, sowie Craig-Frys Klient den Boden der Provinz betrat, in der der Taiping sein Wesen trieb. Alles drehte sich also um die Möglichkeit, dem bestellten Mörder zuvorzukommen. Es war wohl vorauszusetzen, daß Lao-Shen seine 50.000 Dollar lieber von dem lebenden als von dem toten Kin-Fo annahm. Im ersteren Fall ersparte er ja eine Reise nach Shanghai und einen Besuch in den Büros

der »Hundertjährigen«, der für ihn, trotz der bisherigen Langmut der Regierung, doch nicht ganz gefahrlos sein konnte.

Mit solchen Gedanken trug sich der jetzt ganz umgewandelte Kin-Fo, und man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die lebenswürdige junge Witwe in Pe king in seinen Zukunftsplänen keine unbedeutende Rolle spielte.

Was dachte aber Soun in dieser Zeit?

Soun dachte an gar nichts. Er lag längelang im Volksgis auf der Erde und zahlte den menschenfeindlichen Gottheiten des Golfs von Pe-Tche-Li den schuldigen Tribut. Kam er je dazu, einen Gedanken zu fassen, so schimpfte er heimlich auf seinen Herrn, den Philosophen Wang und den Banditen Lao-Shen. Sonst war er abgestumpft in Gefühlen und Gedanken. Er dachte weder an Reis noch an den geliebten Tee. Welch unseliger Wind hatte ihn verschlagen! Welche tausend- und zehntausendfache Dummheit beging er seinerseits, bei einem Herrn in Dienst zu treten, dem es einfallen konnte, auf die See zu gehen! Wie gern hätte er sogar den Rest seines Zopfs dahingegeben, wenn er jetzt nicht mit hier zu sein brauchte. Er hätte sich den ganzen Schädel rasiert und wäre lieber Bonze geworden. Ihm war immer, als zerfleische ein gelber Hund ihm die Leber und die Eingeweide! Ai, ai ya!

Getrieben von günstigem Südwind glitt die ›Sam-Yep‹ indessen in der Entfernung von 3 bis 4 Meilen

längs den Küsten hin, die hier von Osten nach Westen verliefen. Sie kam bei Pen-Tang, an der Mündung des gleichnamigen Flusses vorüber, unfern der Stelle, wo die europäischen Heerhaufen an Land stiegen, dann bei Shan-Tung, bei Tschiang-Ho, an der Mündung des Tau, und bei Hai-Ve-Tse vorbei.

Nun wurde es auf dem Wasser des Golfs allmählich stiller. Der an der Mündung des Pei-Ho sich sammelnde Schiffsverkehr nahm in demselben Verhältnis ab wie die Entfernung von jenem Brennpunkt. Nur vereinzelte Dschunken kreuzten den Meerbusen, auf dem ein Dutzend Fischerbarken schaukelten, während dicht am Ufer die Boote der Thunfischfänger sichtbar waren. Im übrigen dehnte sich die weite Wasserfläche bis zum Horizont vor ihren Augen aus.

Craig und Fry machten die Bemerkung, daß die erwähnten Fischerboote, selbst solche von nur 5 bis 6 Tonnen Gehalt, mit einer oder zwei kleinen Kanonen bewaffnet waren.

Als sie sich darüber gegen Kapitän Yin aussprachen, antwortete dieser, sich die Hände reibend:

»Sie müssen sich wohl darauf einrichten, den Seeräubern Respekt einzuflößen.«

»Gibt es denn hier im Golf von Pe-Tche-Li auch Seeräuber?« fragte Craig mit einiger Verwunderung.

»Warum denn nicht?« erwiderte Yin. »Hier wie überall! Diese Kerle fehlen in keinem Meer Chinas!«

Der würdige Kapitän lachte dazu und zeigte die beiden Reihen seiner glänzenden Zähne.

»Sie scheinen sie aber nicht allzusehr zu fürchten?« bemerkte ihm Fry.

»Hab' ich nicht meine beiden Kanonen da, die eine verständliche Sprache sprechen, wenn ihnen jemand zu nahe kommt!«

»Sind sie geladen?« fragte Craig.

»Gewöhnlich.«

»Und jetzt?«

»Jetzt nicht.«

»Aber warum nicht?«

»Weil ich kein Pulver an Bord habe«, erklärte Kapitän Yin gelassen.

»Was nützen dann die beiden Kanonen?« sagten Craig und Fry, die jene Antwort nicht besonders befriedigte.

»Was sie nützen?« rief der Kapitän. »Ei, sie verteidigen mir Schiff und Ladung, wenn ich eine an Bord habe, um derentwillen es sich der Mühe lohnt, wenn ich zum Beispiel Teekisten und Opiumladung fahre. Heute aber, mit einer Ladung von . . . «

»Woher sollen denn die Seeräuber wissen«, forschte Craig weiter, »ob es sich der Mühe lohnt oder nicht, Ihr Schiff anzugreifen?«

»Sie scheinen einen Besuch dieser wackeren Jungen sehr zu fürchten«, meinte der Kapitän, indem er sich achselzuckend im Kreis herumdrehte.

»So ist es.«

»Und haben doch kaum ein Stück Gepäck an Bord!«

»Das mag sein«, sagte Craig, »aber trotzdem haben wir sehr triftige Gründe, von jenen verschont bleiben zu wollen.«

»Nun, beruhigen Sie sich«, tröstete der Kapitän. »Wenn wir auch Seeräubern begegnen, wird es ihnen nicht einfallen, unsere Dschunke zu überfallen.

»Warum nicht?«

»Weil sie im voraus wissen, was ich für Fracht führe, sobald sie das Schiff erblicken!«

Kapitän Yin wies bei diesen Worten nach einer weißen Flagge, die am Halbmast der Dschunke im Wind flatterte.

»Eine weiße Flagge in Schau! Die Flagge der Trauer! Die Kerle werden es bleibenlassen, sich wegen einer Ladung Leichen zu bemühen.

»Sie können versucht sein zu glauben«, warf Craig ein, »daß Sie nur aus Vorsicht unter dieser Flagge segelten, und doch an Bord kommen, um sich zu überzeugen . . . «

»Nun, wenn sie kommen, werden wir sie einfach aufnehmen«, antwortete Kapitän Yin, »und wenn sie ihren Besuch abgestattet haben, werden sie eben wieder abziehen, wie sie gekommen sind!«

Craig-Fry fragten nicht weiter, teilten aber nur in geringem Grad die unerschütterliche Ruhe von Kapitän Yin. Der Fang einer Dschunke von 300 Tonnen, auch

wenn sie nur unter Ballast segelte, durfte den »braven Leuten«, von denen Kapitän Yin sprach, doch wohl verlockend genug erscheinen, um wenigstens einen Besuch zu wagen. Unter den gegebenen Umständen mußte man sich eben beruhigen und hoffen, daß die Fahrt glücklich ablaufe.

Übrigens hatte der Kapitän nichts vernachlässigt, um möglichst jedes Unglück zu verhüten. Bei ihrer Abfahrt war zu Ehren der Gottheiten des Meeres ein Hahn geopfert worden. Am Besanmast flatterten noch die Federn des unglücklichen Tieres. Einige Tropfen von seinem Blut, die man auf dem Deck verspritzte, und ein Glas Wein, das man über Bord goß, vervollständigten dieses Sühnopfer. Was konnte die Dschunke »Sam-Yep« unter Führung ihres würdigen Kapitän Yin nun zu fürchten haben?

Es schien aber doch, als wenn die launischen Götter nicht zufrieden gewesen wären. Mochte nun der Hahn zu mager oder der Wein nicht aus den besten Gegenden von Chao-Chigne bezogen gewesen sein, jedenfalls überfiel ein entsetzlicher Windstoß die schmucke Dschunke. Gerade an diesem freundlichen klaren Tag und bei der eben wehenden günstigen Brise hätte kein Mensch ihn vorhersehen können. Auch der Seemann mit der besten Nase hätte gewiß kein Anzeichen dafür bemerkt.

Gegen 8 Uhr abends sollte die ›Sam-Yep‹ eben das Kap umschiffen, von dem aus das Land sich nach Nordosten hinzieht. Jenseits davon bekam sie voraussichtlich den Wind von der Seite, also in der denkbar günstigsten Richtung! Ohne die Eigenschaften seines Fahrzeugs zu überschätzen, glaubte Kapitän Yin die Gestade von Fu-Ning innerhalb der nächsten 24 Stunden zu erreichen.

Kin-Fo sah der Minute seiner Landung nicht ohne eine gewisse Ungeduld entgegen, die Soun in höchstem Grad empfand. Craig-Fry dagegen hatten nur den einen Gedanken, daß, wenn Kin-Fo seinen Brief von Lao-Shen nicht binnen 3 Tagen zurückerhalten habe, die »Hundertjährige« sich nicht mehr um ihn zu kümmern brauche. Seine Police ging mit der Nacht des 30. Juni zu Ende, da er nur den Betrag für eine Versicherung auf Zeit von 2 Monaten an den ehrenwerten William J. Bidulph eingezahlt hatte. Später . . .

»All . . .«, sagte Fry.

»Right!« fügte Craig hinzu.

Gegen Abend, gerade als die Dschunke in den Eingang des Golfs von Leao-Tong einlief, sprang der Wind plötzlich nach Nordosten über, drehte sich dann nach Norden und wehte endlich aus Nordwesten.

Hätte Kapitän Yin ein Barometer an Bord gehabt, dann hätte er sehen können, daß die Quecksilbersäule plötzlich um 4 bis 5 Millimeter gefallen war. Diese schnelle Abnahme des Luftdrucks deutete auf einen

nicht sehr entfernten Taifun⁰ hin, der schon die oberen Luftschichten in Bewegung setzte. Oder hätte Kapitän Yin die Beobachtungen des Engländers Paddington oder des Amerikaners Maury gekannt, so würde er gestrebt haben, seinen Kurs zu ändern und nach Nordosten zu steuern, um dort ein minder gefährliches Gebiet zu erreichen, wo er dem Mittelpunkt des Wirbelsturms entging.

Kapitän Yin benützte aber weder ein Barometer, noch kümmerte er sich um das Gesetz der Zyklone. Hatte er denn nicht einen Hahn geopfert, und mußte ihn nicht allein das gegen jeden Unfall schützen? Er handelte übrigens gewissermaßen aus Instinkt so, wie es ein europäischer Kapitän getan hätte.

Der Taifun entwickelte sich nur als mäßiger Zyklon, der eine große Umdrehungsgeschwindigkeit und eine zentrale Fortbewegung von mehr als 100 Kilometer in der Stunde hatte. Er trieb die ›Sam-Yep‹ also nach Osten, was deshalb noch günstig zu nennen war, weil sie sich dabei von einer gänzlich ungeschützten Küste entfernte, an der das Schiff gewiß in kurzer Zeit zerschellt wäre.

Um 11 Uhr nachts wütete der Sturm in größter Heftigkeit. Unterstützt von seiner Mannschaft erwies sich Kapitän Yin jetzt als tüchtiger Seemann. Er lachte zwar

⁰Wirbelstürme heißen an der Westküste Afrikas ›Tornados‹ und in den chinesischen Meeren ›Taifune‹. Der wissenschaftliche Name dafür ist ›Zyklone‹.

nicht mehr, bewahrte aber seine ganze Kaltblütigkeit. Mit kräftiger Hand regierte er das Steuer und lenkte das leichte Fahrzeug, das wie eine Möwe auf den Wogen tanzte.

Kin-Fo hatte seinen Wohnraum auf dem Hinterdeck verlassen. An die Schanzkleidung geklammert, betrachtete er den Himmel mit den schwarzen, zerfetzten Wolken, die zum Teil als schwere Dunstmassen über das Wasser jagten. Seine Blicke schweiften über das Meer, das durch die dunkle Nacht in weißem Schaum leuchtete und dessen Wogen der Taifun zu gewaltiger Höhe emportrieb. Die drohende Gefahr erregte weder sein Erstaunen, noch kam ihm dabei das Gefühl der Furcht. Er rechnete alles auf die endlose Reihe von Widerwärtigkeiten, die das erbitterte Schicksal auf ihn häufte. Eine Überfahrt von 60 Stunden ohne Sturm und im schönen Sommer – Glückskindern wäre sie gewiß zuteil geworden, er zählte aber nun einmal nicht zu diesen.

Craig und Fry empfanden eine weit größere Unruhe, wenn sie sich des Handelswerts ihres Klienten erinnerten. Ihr Leben war gewiß nicht weniger wert als das Kin-Fos.

Fanden Sie jedoch mit ihm den Tod, so war mindestens das Interesse der »Hundertjährigen« außer Gefahr. Sich selbst vergaßen die gewissenhaften Agenten

aber ganz und gar und hatten nur den einen Gedanken, ihre Pflicht zu erfüllen. Umkommen? ... Kleinigkeit! Zusammen mit Kin-Fo? ... Gleichgültig ... aber nicht vor Mitternacht des 30. Juni. – Eine Million zu retten, das war Craig-Frys einziges Sinnen und Trachten!

Soun unterlag es keinem Zweifel, daß die Dschunke dem Untergang geweiht, oder vielmehr, daß man schon in dem Augenblick so gut wie verloren gewesen sei, als man sich, trotz des herrlichen Wetters, dem treulosen Element anvertraute. O, wie gut hatten es die Passagiere des Raums! Ai, ai, ya! Sie fühlten kein Rollen und Schaukeln! Ai, ai, ya! Und doch fragte der unglückliche Soun sich, ob er nicht auch an ihrer Stelle noch die Seekrankheit bekommen hätte!

Drei Stunden lang schwebte die Dschunke in nicht geringer Gefahr. Eine falsche Bewegung des Steuers konnte ihr den Untergang bereiten, da das wütende Meer über sie hinweg gebrandet wäre. Konnte sie auch nicht kentern wie eine Kufe, so konnte sie sich doch mit Wasser füllen und versinken. Sie mitten in den vom Sturm gepeitschten Wogen in bestimmter Richtung zu halten, daran war ja gar nicht zu denken. Ebensowenig vermochte irgend jemand den eingehaltenen Kurs und den zurückgelegten Weg abzuschätzen.

Inzwischen fügte es ein günstiger Zufall, daß die ›Sam-Yep‹ ohne größere Havarien den eigentlichen

Mittelpunkt des Luftwirbels erreichte, der einen Umkreis von etwa 100 Kilometer haben mochte. Hier dehnte sich auf 2 bis 3 Meilen eine ruhige Meeresfläche aus, über der man kaum einen Windhauch spürte. Diese beschränkte Stelle erschien wie ein friedlicher See inmitten des tobenden Orkans.

Das rettete die Dschunke, die der Orkan hierher getrieben hatte. Gegen 3 Uhr morgens legte sich die Wut des Sturms wie durch Zauberschlag, und rings um den stillen See flachten sich die riesigen Wellen allmählich ab.

Doch als der Tag graute, hätte man vergeblich versucht, von der ›Sam-Yep‹ aus Land zu entdecken. Da war keine Küste in Sicht. Die bis zur Kreislinie des Horizonts reichenden Wasser des Golfs umgaben das Schiff gleichmäßig von allen Seiten.

18. KAPITEL

IN DEM CRAIG UND FRY, VON IHRER NEUGIERDE
GETRIEBEN, DEN SCHIFFSRAUM DER ›SAM-YEP‹
BESUCHEN

»Wo sind wir, Kapitän Yin?« fragten Craig-Fry, als alle Gefahr vorüber war.

»Das kann ich nicht genau wissen«, sagte der Kapitän, dessen Gesicht wieder in alter Lustigkeit strahlte.

»Im Golf von Pe-Tche-Li?«

»Vielleicht.«

»Oder in dem Golf von Leao-Tong?«

»Auch möglich.«

»Aber wo werden wir an Land gehen?«

»Wo der Wind uns hintreibt.«

»Und wann?«

»Ja, das kann ich nicht sagen.«

»Ein echter Chinese weiß sich überall zurechtzufinden«, sagte Kin-Fo in ziemlich schlechter Laune, eine Stelle aus einem im Reich der Mitte gerade damals sehr im Schwange befindlichen Gedicht rezitierend.

»Auf dem Land, ja!« antwortete Kapitän Yin. »Auf dem Meer, nein!«

Dabei verzog er den Mund bis zu den Ohren.

»Ich finde hierbei gar nichts zu lachen«, sagte Kin-Fo.

»Aber auch nichts zu weinen!« versetzte der Kapitän.

Und in der Tat, wenn die Lage der ›Sam-Yep‹ vorderhand gar nichts Beunruhigendes hatte, so könnte doch Kapitän Yin unmöglich sagen, wo sich die ›Sam-Yep‹ befinde. Wie hätte er den Kurs ohne Boussole kontrollieren wollen bei einem unsteten Wind, der in kurzer Zeit über drei Viertel des Kompasses räumte? Da ihre Segel eingezogen waren, gehorchte die Dschunke dem Steuer fast gar nicht mehr und war nur der Spielball des Orkans. Ohne Grund waren also jene unbestimmten Antworten des Kapitäns keineswegs. Nur hätte er sie mit weniger jovialem Ausdruck geben sollen.

Ob sie nun aber nach dem Golf von Leao-Tong getrieben oder nach dem von Pe-Tche-Li zurückgeworfen

worden war, jedenfalls mußte die ›Sam-Yep‹ baldmöglichst einen Kurs nach Nordwesten einschlagen. In dieser Richtung mußte sich das Land befinden; nur wie weit es bis dahin sein mochte, das war die einzige Frage.

Kapitän Yin hätte gewiß auch die Segel gehißt und wäre in gleicher Richtung mit der Sonne gefahren, die eben in hellstem Glanz leuchtete, wenn ihm das möglich gewesen wäre.

Das war jedoch nicht möglich.

Nach dem Taifun herrschte die vollständigste Ruhe, keine Bewegung in den Schichten der Atmosphäre, kein noch so leiser Windhauch. Ringsum lag ein gleichmäßig ebenes Meer, das keine Welle kräuselte, kaum fühlte man ein langsames, dem Atmen vergleichbares Senken und Heben des Wassers, das sich dabei nicht von der Stelle regte. Auf dem Meer lag ein warmer Dunst, und der in der Nacht von kämpfenden Wolkenmassen bedeckte Himmel sah jetzt aus, als könne er niemals zürnen. Es trat eine jener unheimlichen Windstillen ein, deren Ende niemand absehen konnte.

»Sehr schön«, sagte Kin-Fo mit einem gewissen Galgenhumor, »nach dem Sturm, der uns auf die hohe See verschlägt, eine Windstille, die uns hindert, an Land zu kommen!«

Er wandte sich an den Kapitän.

»Wie lange kann diese Windstille andauern?« fragte er.

»Aber, bester Herr, wer könnte das in der jetzigen Jahreszeit voraussagen!« erwiderte der Kapitän.

»Stunden- oder tagelang?«

»Tage- oder wochenlang!« verbesserte Yin mit resigniertem Lächeln, das seine Passagiere fast außer sich brachte.

»Wochenlang!« fuhr Kin-Fo auf. »Glauben Sie denn, ich habe Zeit, hier wochenlang zu warten?«

»Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, wenn wir die Dschunke nicht schleppen lassen.«

»Zum Kuckuck mit Ihrer Dschunke, mit all denen, die sie trägt, und zuerst mit mir, der die alberne Idee hatte, an Bord zu gehen.«

»Darf ich Ihnen zwei Ratschläge erteilen, mein Herr?« sagte Kapitän Yin.

»Wie es Ihnen beliebt!«

»Der erste ist der, daß Sie sich hinlegen und schlafen, wie ich es tun werde, das dürfte nach einer auf Deck durchwachten Nacht das gescheiteste sein.«

»Und Ihr zweiter Rat?« fragte Kin-Fo, den die Ruhe des Kapitäns fast noch mehr außer Fassung brachte, als die des Meeres.

»Der zweite«, erwiderte Yin, »ist der, es zu machen wie meine Passagiere im Raum unten: sie beklagen sich nicht und nehmen die Zeiten, wie sie kommen!«

Nach dieser philosophischen Bemerkung, die wirklich eines Wang würdig gewesen wäre, begab sich der

Kapitän nach seiner Kabine und ließ nur zwei bis drei Mann von der Besatzung auf Deck zurück.

Eine Viertelstunde lang ging Kin-Fo mit gekreuzten Armen und mit den Fingern vor Ungeduld Triller schlagend auf dem Schiff hin und her. Dann warf er noch einen letzten Blick auf die traurige Einöde, deren Mittelpunkt die Dschunke einnahm, zuckte die Achseln und schritt auf das Wohnhäuschen zu, sogar ohne ein Wort an Craig-Fry zu richten.

Die beiden Agenten lehnten auf dem Barkholz und unterhielten sich wie gewöhnlich miteinander, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Sie hatten Kin-Fos Fragen, ebenso wie die Antworten des Kapitäns gehört, vermieden es aber, sich einzumischen. Was hätte es ihnen auch nützen können, und weshalb sollten sie in die Klagen über diese Verzögerung einstimmen, die ihrem Klienten die Laune so gründlich zu verderben schien?

Was sie an Zeit verloren, gewannen sie ja offenbar an Sicherheit. Da Kin-Fo an Bord keiner Gefahr ausgesetzt war und die Hand Lao-Shens ihn hier unmöglich treffen konnte, was hätten sie mehr wünschen können?

Übrigens nahte der Zeitpunkt, mit dem ihre Verantwortung endete, mehr und mehr heran. Noch 50 Stunden – und wenn sich dann die ganze Armee des Taiping auf den Ex-Klienten der »Hundertjährigen« gestürzt hätte – sie hätten kein Haar daran gewagt, ihn zu verteidigen. O, diese Amerikaner sind praktische Leute! Alles für Kin-Fo, solange er ihnen 200.000 Dollar

galt! Nichts – sobald er für sie kaum noch eine Sapeke wert war.

Mit einem solchen Gedankengang im Kopf nahmen Craig und Fry mit gutem Appetit ein kräftiges Frühstück ein. Ihr vorrätiger Proviant ließ nichts zu wünschen übrig. Sie aßen von derselben Schüssel, von demselben Teller, verzehrten dieselben Bissen Brot und Stücke kalten Fleisches. Sie tranken gleichviel Gläser eines vortrefflichen Weins von Chao-Chigne auf die Gesundheit des ehrenwerten William J. Bidulph, sie rauchten jeder ein halbes Dutzend Zigarren und lieferten noch einmal den Beweis, daß man, ohne als solches geboren zu sein, doch nach Sitte und Gewohnheiten ein siamesisches Zwillingspaar darstellen kann.

Brave Yankees, die nun bald am Ende ihrer Mühen zu sein glaubten!

Der Tag verlief ohne Unfall, ohne Zwischenfall. Immer dieselbe Ruhe der Atmosphäre, derselbe friedliche Anblick des Himmels. Nichts deutete auf eine bevorstehende Wetteränderung hin. Die Gewässer des Meeres schlummerten still wie die eines Landsees.

Gegen 4 Uhr erschien Soun wieder auf Deck, wankend und schwankend wie ein Trunkener, obwohl er in seinem Leben noch nie so mäßig gelebt hatte wie in den letzten Tagen.

Nachdem er zuerst ein violettes Aussehen, dann ein blaues und zuletzt ein grünes angenommen hatte, änderte sich seine Farbe wieder nach und nach in gelb

um. Wenn sie dann nach der Rückkehr an Land orangefarbig wurde und aus dieser gewöhnlichen Farbe, wenn etwas seinen Zorn erregte, ins Rote überging, so hatte sie allmählich und in richtiger Ordnung die ganze Farbenskala des Sonnenspektrums durchlaufen.

Mit halb geschlossenen Augen und ohne einen Blick über die Schanzkleidung der ›Sam-Yep‹ zu werfen, schleppte sich Soun mühsam zu den beiden Agenten hin.

»Sind wir noch nicht am Ziel?« fragte er.

»Nein«, antwortete Fry.

»Kommen wir bald an?«

»Nein!« erklärte ihm Craig.

»Ai, ai, ya!« seufzte Soun.

Voller Verzweiflung und außerstande, noch länger zu sprechen, streckte er sich, von würgenden Krämpfen geschüttelt, am Fuß des Großmasts nieder, wobei sein kleiner Zopf wie ein kurzer Hundeschweif wedelte.

Zum Zweck der Lüftung des Raums hatte Kapitän Yin die Deckluken öffnen lassen. Während des Taifuns brandeten einzelne Wellen nämlich bis auf das Deck und drangen teilweise in den Schiffsraum ein. Die dadurch entstandene Feuchtigkeit sollte die warme Sonne nun daraus entfernen.

Während sie planlos auf Deck hin und her wandelten, waren Craig und Fry wieder an der großen Luke stehengeblieben. Mehr und mehr erwachte in ihnen

die Neugier, dieses provisorische Grabgewölbe einmal in Augenschein zu nehmen. Sie kletterten also an den stufenförmig eingeschnittenen Deckstützen hinunter.

Unter der großen Luke erleuchtete die Sonne einen großen viereckigen Fleck mit ihren vollen Strahlen; auf beiden Seiten lag der Raum in tiefe Dunkelheit gehüllt. Craigs und Frys Augen gewöhnten sich jedoch bald an diese Finsternis, so daß sie erkennen konnten, wie man die eigentümliche Ladung der ›Sam-Yep‹ verstaut hatte.

Den Schiffsraum trennten hier keine Scheidewände, wie es sonst auf Handelsfahrzeugen der Fall zu sein pflegt, in Längsabteilungen. Er bildete von einem Ende bis zum anderen einen freien Behälter für die Last, da die Wohnungen auf dem Verdeck für die Besatzung vollständig ausreichten.

An beiden Seiten dieses Raums, der übrigens an Sauberkeit mit dem Vorzimmer eines Kenotaphs wetteiferte, standen die nach Fu-Ning bestimmten 75 Särge reihenweise übereinander. Sorgsam mit Tauen befestigt, konnten sie weder beim Rollen noch beim Stampfen der Dschunke ihre Stelle verändern und gefährdeten ihre Sicherheit also in keiner Weise.

Zwischen den beiden Reihen war ein Weg freigelassen, so daß man von einem Ende des Raums bis zum anderen gelangen konnte; an zwei, den Luken entsprechenden Stellen fand das Licht jetzt in jenen Eingang, während die übrigen Teile im Helldunkel begraben lagen.

Craig und Fry gingen schweigend, als befänden sie sich in einem Mausoleum, längs dieses Weges hin.

Sie betrachteten die ungewöhnliche Ladung mit lebhaftem Interesse.

Hier standen Särge jeder Form und Größe, die einen reich geschmückt, die anderen ärmlich ausgestattet. Von den Auswanderern, welche die Not des Lebens nach jenseits des Pazifischen Ozeans verschlagen hatte, erwarben sich wohl einzelne, doch leider nur wenige, in den Bergwerken von Nevada oder Colorado ein bescheidenes Vermögen. Die meisten kamen arm dorthin und kehrten jetzt ebenso zurück. Jetzt kamen sie, im Tod gleich, wieder nach dem Strand der Heimat. Die Ladung des Schiffes bestand etwa aus zehn Särgen von kostbarem Holz, die mit aller Phantasie des chinesischen Luxus verziert waren, die übrigen hatte man aus vier grob gearbeiteten und notdürftig gelb angestrichenen Planken gezimmert. Ob reich oder arm, trug doch jeder eine Aufschrift mit dem Namen der Verstorbenen, die Craig und Fry da und dort erkennen konnten. Da las man deutlich: Lien-Fu aus Young-Ping-Fu, Nan-Lou aus Fu-Ning, Shen-Kin aus Lin-Kin, Luang aus Ku-Li-Koa usw. Eine Verwechslung schien gar nicht möglich. Jeder Leichnam sollte, mit genauer Adresse versehen, weiterbefördert werden, um in den Obstgärten, mitten im Feld oder in öder Ebene die Zeit seiner definitiven Beerdigung abzuwarten.

»Gut verpackt!« sagte Fry.

»Und gut erhalten!« fügte Craig hinzu.

Sie sprachen ganz so, als befänden sie sich in den Magazinen eines Kaufmanns oder in den Lagerräumen eines Spediteurs von New York oder San Francisco.

Als Craig und Fry nah dem Bug des Schiffes an das dunkelste Ende des Raums gekommen waren, blieben sie stehen und ließen ihre Blicke durch den Zwischengang schweifen, der unwillkürlich an den Seitenweg eines Friedhofs erinnerte.

Schon wollten sie wieder zum Deck hinaufsteigen, als ein leises Geräusch ihre Aufmerksamkeit fesselte.

»Wahrscheinlich eine Ratte!« sagte Craig.

»Was könnte es weiter sein?« antwortete Fry.

»Eine Ratte unter Leichen! Eine Ladung Hirse, Reis oder Mais würde ihr wohl lieber gewesen sein!«

Das Geräusch hielt an. Man hörte es etwa in Menschenhöhe, es mußte also aus der oberen Sargreihe herrühren. Es klang, als knabberten spitze Zähne am Holz, oder als scharrten Fingernägel an einem der Deckel.

»Frrr! Frrr!« machten Craig und Fry.

Das Scharren dauerte fort.

Die beiden Agenten schlichen näher und lauschten mit verhaltenem Atem. Offenbar kam das Geräusch aus dem Innern eines der Säрге her.

»Sollten sie hier etwa einen nur scheinbaren Chinesen mit verladen haben?« meinte Craig.

»Der nach einer Überfahrt von 5 Wochen nun wieder erwachte?« fügte Fry hinzu.

Sie legten damit die Hand auf den verdächtigen Sarg und überzeugten sich, daß sich darin etwas bewegte.

»Zum Teufel!« raunte Craig.

»Zum Kuckuck!« murmelte Fry.

Natürlich kam ihnen völlig gleichzeitig der Gedanke, daß ihrem Klienten hieraus irgendeine Gefahr erwachsen könnte.

Sie zogen die Hand zurück und fühlten, wie sich der Deckel des betreffenden Sarges langsam erhob.

Craig und Fry, zwei Leute, die eigentlich nichts zu erschrecken vermochte, blieben stehen und horchten, da sie in der hier herrschenden Dunkelheit nichts deutlich sehen konnten, nicht ohne eine gewisse Verängstigung.

»Bist du es, Kuo?« flüsterte eine Stimme vorsichtig.

Fast im selben Augenblick öffnete sich auch ein Sarg an Backbord.

»Bist du es, Fa-Kim?«

Darauf hörte man noch folgendes flüchtige leise Gespräch:

»Also, diese Nacht?«

»Ja, in dieser Nacht.«

»Bevor der Mond aufgeht?«

»In der 2. Wache.«

»Und unsere Genossen?«

»Sind über alles unterrichtet.«

»36 Stunden im Sarg – ich hab's satt.«

»Ich noch mehr.«

»Doch Lao-Shen wollte es so!«

»Still! Still!«

Als Craig-Fry den gefürchteten Namen des Taiping vernahm, überlief sie, so sehr sie sich sonst beherrschten, doch ein gewisser Schauer.

Die beiden Deckel waren wieder auf die länglichen Kisten herabgesunken. In dem Raum der ›Sam-Yep‹ herrschte wieder die Ruhe des Grabs.

Vorsichtig schlichen Craig-Fry durch den freien Gang und kletterten an den Deckstützen hinauf. Sofort begaben sie sich hinter das Volkslogis, wo sie niemand hören konnte.

»Tote, die sprechen . . .«, begann Craig.

»Sind eben nicht tot!« schloß Fry den Satz.

Der Name Lao-Shen hatte ihnen alles offenbart.

Es hatten sich also Helfershelfer des schrecklichen Taiping mit an Bord geschlichen. Konnte man angesichts dieser Tatsachen zweifeln, daß Kapitän Yin, seine Mannschaft, die Reeder im Hafen von Taku, welche die Ladung Leichen verschifft hatten, nicht unter einer Decke steckten? Gewiß nicht! Nach Löschung des amerikanischen Schiffes, das die Särge von San Francisco brachte, hatten diese einige Tage auf dem Lager des Hafens gestanden. Ein Dutzend, vielleicht noch mehr Mitglieder von Lao-Shens Räuberbande stahlen von dort die Särge, entleerten sie und nahmen dafür

selbst darin Platz. Um diesen Streich aber auf Veranlassung ihres Chefs auszuführen, mußten sie doch wohl davon Kenntnis haben, daß Kin-Fo sich ebenfalls auf der ›Sam-Yep‹ einschiffen werde. Wie in aller Welt hatten sie das erfahren können?

Das blieb ein dunkler Punkt, den aufzuhellen jetzt nicht die geeignete Zeit schien.

Das eine stand ja fest, daß sich eine Anzahl Chinesen der schlimmsten Sorte seit der Abfahrt aus Taku an Bord der Dschunke befand, daß von einem Lao-Shens Name genannt worden war und daß Kin-Fos Leben jetzt die furchtbarste nahe bevorstehende Gefahr drohte.

Die heutige Nacht, die Nacht vom 28. zum 29. Juni, sollte die »Hundertjährige« noch 200.000 Dollar kosten, während die Gesellschaft 45 Stunden später, wenn die Police bis dahin nicht erneuert war, den Rechtsnachfolgern ihres gefährlichen Klienten keinen Cent zu zahlen brauchte.

Man würde Craig und Fry sehr falsch beurteilen, wenn man glaubte, daß sie in so bedrohter Lage etwa gar den Kopf verloren hätten. Sie blieben keine Minute unschlüssig; Kin-Fo mußte gezwungen werden, vor der 2. Wache die Dschunke zu verlassen und mit ihnen zu fliehen.

Doch wie? Sollte man sich des einzig vorhandenen Boots bemächtigen? Unmöglich. Es war eine so schwere Schaluppe, daß die ganze Mannschaft nur eben hinreichte, es mit vereinten Kräften ins Meer herabzulassen. Kapitän Yin und seine Leute würden hierzu aber schwerlich die Hand geboten haben. Man mußte sich also auf andere Weise zu helfen suchen, trotz aller Gefahren, die damit vorhanden sein konnten.

Es war jetzt gegen 7 Uhr abends. Der Kapitän verweilte in seiner Kajüte und erwartete offenbar die mit Lao-Shens Spießgesellen verabredete Stunde.

»Hier ist kein Augenblick zu verlieren!« sagten Craig-Fry.

Gewiß, nicht ein einziger! Die beiden Agenten schwebten hier in gleich großer Gefahr, als ob sie mit einem Brander, dessen Lunte schon brannte, auf der hohen See trieben.

Die Dschunke hatte man einfach der Strömung des Wassers überlassen. Nur ein Matrose schlief auf dem Vorderdeck.

Craig und Fry öffneten vorsichtig die Tür der Wohnung auf dem Achter und begaben sich zu Kin-Fo.

Auch dieser schlummerte.

Man weckte ihn.

»Was gibt es?« fragte er.

Mit kurzen Worten wurde Kin-Fo, der dabei keineswegs den Mut verlor, über die Sachlage aufgeklärt.

»Wir wollen all die falschen Leichname ins Meer werfen!« schlug er vor.

Gewiß eine verwegene, doch unausführbare Idee, da Kapitän Yin mit seinen Passagieren im Raum aller Wahrscheinlichkeit nach im Einverständnis war.

»Ja, was wollen wir dann beginnen?«

»Hier diese Kleidung anlegen!« erwiderten Craig-Fry wie aus einem Mund.

Damit öffneten sie eins der in Tong-Tcheu mit eingeschiffen Pakete und hielten ihrem Klienten einen jener ausgezeichneten, von Kapitän Boyton erfundenen Rettungsanzüge hin.

Das Paket enthielt auch noch drei völlig gleiche mit allem nötigem Zubehör, durch den diese Apparate sich vor allen anderen auszeichnen.

»Gut«, sagte Kin-Fo. »Holen Sie Soun!«

In kurzer Zeit brachte Fry den Diener angeführt, der gar nicht verstand, was hier vorging, und von den anderen angezogen werden mußte. Er ließ alles willenlos mit sich geschehen und stöhnte nur sein gewöhnliches Ai, ai, ya! dazu.

Um 8 Uhr waren Kin-Fo und seine Begleiter fertig. Es sah aus, als wollten sich vier Robben aus dem Eismeer in das Wasser stürzen. Freilich hätte die Robbe Soun nur eine sehr unzureichende Vorstellung von der Gewandtheit und Geschicklichkeit dieser Tiere gegeben, so schlaff und welk stand er in seiner unversenkbaren Kleidung da.

Schon wurde es im Osten dunkler. Die Dschunke lag vollkommen ruhig auf der unbewegten Wasserfläche.

Craig und Fry öffneten eines der nach dem Heck des Schiffes gerichteten Fenster des Wohnhäuschens. Dann packten sie ohne Umstände den unglücklichen Soun, hoben ihn über den Schiffsrand und ließen ihn ins Meer hinab. Kin-Fo folgte ihm auf der Stelle. Craig und Fry versahen sich noch mit allem notwendigen Zubehör und glitten auch ihrerseits ins Meer.

Kein Mensch konnte eine Ahnung davon haben, daß die Passagiere der ›Sam-Yep‹ das Schiff verlassen hatten!

19. KAPITEL

DAS WEDER FÜR KAPITÄN YIN NOCH FÜR DIE MANNSCHAFT DER ›SAM-YEP‹ GLÜCKLICH ENDET

Der Apparat von Kapitän Boyton besteht im wesentlichen aus einer Kautschukkleidung, die Hose, Jacke und Kopfbedeckung umfaßt. Schon die Natur des Stoffes macht sie undurchdringlich. Doch wenn sie auch gegen das Wasser schützt, so würde sie doch die Kälte nicht abhalten können, die bei längerem Eintauchen in Wasser auf den menschlichen Körper einwirken müßte. Deshalb wird der Rettungsanzug aus zwei Lagen hergestellt, zwischen die eine gewisse Menge Luft eingeblasen werden kann.

Die Luft erfüllt also einen doppelten Zweck: erstens hält sie den Apparat und eine Person über Wasser, und zweitens verhindert sie jede Berührung damit und schützt infolgedessen vollständig gegen die Abkühlung des Körpers. In dieser Weise bekleidet, könnte ein Mensch eigentlich unbegrenzt lange im Wasser ausdauern.

Daß auf den dichten Schluß aller Verbindungsstellen besondere Aufmerksamkeit verwendet ist, versteht sich von selbst. Die Hose zum Beispiel, an deren Füßen schwere Sohlen befestigt sind, sitzt an einem Metallgürtel fest, der weit genug ist, um dem Körper etwas freie Bewegung zu gestatten. Die Jacke schließt an der unteren Seite ebenfalls an diesen Gürtel an und endet oben in einem soliden Halsstück, mit dem die Kopfbedeckung zusammenhängt. Diese umhüllt endlich den Kopf und schließt sich mittels eines elastischen Bandes hermetisch an Stirn, Wangen und Kinn an, so daß vom Gesicht nur Augen, Nase und Mund frei bleiben.

An der Jacke befinden sich mehrere Kautschukschläuche zum Einblasen der Luft, deren Spannung in dem Apparat man demnach völlig in der Gewalt hat. So kann man zum Beispiel nach Belieben bis an den Hals oder auch nur bis zum halben Körper einsinken, aber auch eine horizontale Lage einnehmen. Alles in allem gewährt der Apparat bei hinreichender Freiheit jeder Bewegung eine so gut wie absolute Sicherheit.

Das ist der Boyton'sche Rettungsanzug, für den der kühne Erfinder so reichlichen Beifall erntete und dessen Nützlichkeit bei Seeunfällen wohl klar auf der Hand liegt. Zu ihm gehören noch mehrere Nebenapparate, zum Beispiel ein wasserdichter Sack mit den notwendigsten Stärkungsmitteln und Geräten (Messer, Gabel usw.), der am Gürtel eingehängt wird; ein fester Stock, eingerichtet zum Befestigen in einer Art Dille am Fuß und zur Anbringung eines kleinen Focksegels; und eine leichte Pagaie, die je nach Umständen als Riemen oder Steuerruder dient.

In dieser Weise ausgerüstet, schwammen Kin-Fo, Craig und Fry nebst Soun jetzt auf den Wellen. Den Letzteren mußte einer der Agenten immer antreiben, doch gelang es allen, sich mittels einiger Ruderschläge aus der unmittelbaren Nähe der Dschunke zu entfernen.

Die jetzt schon sehr dunkle Nacht begünstigte das Unternehmen. Selbst wenn Kapitän Yin und seine Matrosen auf das Verdeck gekommen wären, hätten sie die Flüchtlinge nicht mehr wahrnehmen können. Übrigens ahnte ja kein Mensch, daß und wie sie das Schiff verlassen hatten. Die im Raum verborgenen Schurken konnten das nur im letzten Augenblick gewahr werden.

»Während der 2. Wache«, hatte sich der falsche Tote im letzten Sarg geäußert, das heißt gegen Mitternacht.

Kin-Fo und seine Genossen hatten also einige Stunden Zeit, um etwas Vorsprung zu gewinnen, und hofften auch von der ›Sam-Yep‹ wenigstens 1 Meile unter dem Wind wegzukommen. Die Wasserfläche kräuselte eben ein leiser Hauch, doch so unfühlbar, daß man nur auf die Ruder zählen konnte, um wenigstens eine kleine Strecke zurückzulegen.

Sehr bald gewöhnten sich Kin-Fo, Craig und Fry so sehr an die Handhabung ihrer Apparate, daß sie sich fast instinktiv fortbewegten und stets die für den Augenblick passendste Körperhaltung wählten. Auch Soun hatte wieder mehr Herrschaft über sich bekommen und befand sich jetzt besser als an Bord der Dschunke. Seine Seekrankheit war vorübergegangen. Es ist nämlich eine ganz andere Sache, und Soun bestätigte das mit großer Befriedigung, ob man dem Rollen und Stampfen eines Fahrzeugs ausgesetzt ist, oder sich mit der Welle selbst hebt und senkt, während der halbe Körper ins Wasser eintaucht.

Litt Soun jetzt aber nicht mehr an jener Krankheit, so plagte ihn dafür das Gefühl der Furcht desto mehr. Er glaubte, die Haifische könnten noch nicht schlafen gegangen sein, und zog instinktmäßig die Beine an sich, als schnappe schon der Rachen eines solchen Ungeheuers danach! ... Es muß übrigens zugegeben werden, daß eine solche Befürchtung nicht ganz am falschen Platz war.

So arbeiteten sich also Kin-Fo und seine Gefährten, die ein mißgünstiges Geschick in die wunderbarsten Lagen brachte, langsam vorwärts. Während des Ruderns hielten sie sich nahezu waagrecht. Ruhten sie aus, so nahmen sie wieder eine senkrechte Haltung ein.

Eine Stunde nach dem Verlassen der ›Sam-Yep‹ lag diese eine halbe Meile von ihnen vor dem Wind. Sie hielten inne, stützten sich ein wenig auf die flach auf das Wasser gelegten

Pagaien und beratschlagten, was nun zu beginnen sei, aber immer mit der Vorsicht, kein lautes Wort hören zu lassen.

»Dieser Schurke von Kapitän!« begann Craig wie zur Einleitung.

»Und der Spitzbube Lao-Shen!« fügte Fry hinzu.

»Setzt Sie das in Erstaunen?« fragte Kin-Fo im Ton eines Mannes, den nichts mehr verwundern kann.

»Gewiß!« erklärte Craig, »denn ich kann nicht begreifen, wie diese Wichte erfahren konnten, daß wir an Bord der Dschunke gehen würden.«

»Das ist in der Tat unerklärlich!« bestätigte Fry.

»Was macht es«, erwiderte Kin-Fo, »daß sie davon wußten, da wir ihnen nun doch entwischt sind?«

»Entwischt!« warf Craig dagegen ein, »nein! Solange die ›Sam-Yep‹ in Sicht bleibt, ist noch keineswegs jede Gefahr vorüber.«

»Nun, was sollen wir dagegen tun?« fragte Kin-Fo.

»Einige Kräfte sammeln«, antwortete Fry, »und so weit zu entkommen suchen, daß wir auch bei Tagesanbruch nicht mehr zu sehen sind!«

Fry blies noch mehr Luft in seinen Apparat und erhob sich dadurch mit dem halben Körper über das Wasser. Er zog darauf den angehängten Beutel bis zur Brust empor, öffnete ihn und nahm daraus eine kleine Flasche und ein Gläschen, das er mit stärkendem Branntwein gefüllt, seinem Klienten reichte.

Kin-Fo ließ sich nicht erst bitten, sondern leerte das Glas bis zum letzten Tropfen. Craig-Fry taten desgleichen und auch Soun wurde nicht vergessen.

»Es geht . . . ?« fragte ihn Craig.

»Besser!« antwortete Soun, nachdem er getrunken. »Besonders, wenn wir etwas Kräftiges zu beißen hätten.«

»Morgen früh«, tröstete ihn Craig, »werden wir mit Tagesanbruch frühstücken und auch einige Tassen Tee . . . «

»Kalten?« unterbrach ihn Soun mit einer Grimasse.

»Nein, warmen!« versicherte Craig.

»Sie werden Feuer anzünden?«

»Natürlich.«

»Weshalb dann bis morgen warten?« fragte Soun.

»Wollen Sie denn, daß der Feuerschein uns Kapitän Yin und seinen Helfershelfern verraten soll?«

»Um Gottes willen, nein!«

»Nun also, Geduld bis morgen!«

Wahrlich, die Leutchen plauderten, als wären sie »zu Hause«. Der leichte Seegang hob und senkte sie nur abwechselnd ein wenig, was einen fast komischen Anblick gewährte. Sie stiegen je nach den Wellen hinauf oder herab, wie die Hammer eines Pianos, wenn dessen Tasten angeschlagen werden.

»Die Brise frischt etwas auf!« bemerkte Kin-Fo.

»So lichten wir die Anker!« antworteten Craig-Fry.

Sofort wurden die Stöcke eingesetzt und die kleinen Segel daran befestigt, als Soun plötzlich einen jämmerlichen Schrei ausstieß.

»Wirst du schweigen, Dummkopf!« rief sein Herr ihn an. »Willst du uns denn verraten?«

»Ich glaubte . . . ich sah«, murmelte Soun.

»Was denn?«

»Ein furchtbares Tier, das heranschlich! . . . Wahrscheinlich ein Hai!«

»Eine Täuschung, Soun!« beruhigte ihn Craig, nachdem er sich umgesehen hatte.

»Aber mir war's, als fühlte ich . . .«, heulte Soun weiter.

»Schweig nun, Hasenfuß!« sagte Kin-Fo, indem er eine Hand auf die Schulter des Dieners legte. »Und wenn du einen Hai auch schon an deinem Bein fühlst, verbiete ich dir zu schreien, oder . . .«

»Oder«, fügte Fry hinzu, »einen Messerschnitt in seinen Apparat und wir senken ihn in die Tiefe, wo er schreien mag nach Herzenslust!«

Die Qualen des unglücklichen Soun fanden also noch kein Ende. Die Angst marterte ihn zwar jämmerlich, doch wagte er nicht mehr, einen Laut von sich zu geben. Wenn er sich jetzt auch noch nicht nach der Dschunke, der Seekrankheit und den Passagieren des Schiffsraums zurücksehnte, so konnte das doch nicht mehr lange dauern.

Wie Kin-Fo gesagt hatte, nahm die Brise ein wenig zu; es war aber nichts als einer jener Lokalwinde, die meist mit Aufgang der Sonne wieder aufhören. Nichtsdestoweniger mußte man ihn benützen, um so weit wie möglich von der ›Sam-Yep‹ hinwegzukommen. Wenn Lao-Shens Leute Kin-Fo nicht mehr in seiner Kabine trafen, würden sie gewiß nach ihm suchen, und war er dann noch in Sicht, so mußte es für ein Boot ein leichtes sein, ihn wieder einzufangen. Um jeden Preis galt es jetzt, vor dem Morgengrauen möglichst weit zu fliehen.

Der Wind wehte von Osten. Wohin auch die Dschunke von dem Orkan verschlagen sein mochte, ob nach dem Golf Leao-Tong, nach dem von Pe-Tche-Li oder gar nach dem Gelben Meer hinaus, jedenfalls näherte man sich der Küste, wenn man nach Westen gelangte. Dort konnte man wohl damit rechnen, einem Handelsschiff zu begegnen, das nach der Mündung des Pei-Ho segelte. Dort kreuzten Tag und Nacht Fischerboote in der Nähe der Küste. Die Aussicht, irgendwo Aufnahme zu finden, wuchs damit in verstärktem Maß. Blies jetzt der

Wind dagegen aus Westen und war die ›Sam-Yep‹ weiter südlich als das Ufer von Korea verschlagen worden, so winkte Kin-Fo und seinen Leidensgefährten freilich keine Rettung mehr. Vor ihnen dehnte sich dann das endlose Meer aus, und trieben sie auch bis zu den Küsten Japans, so konnten sie dort nur als Leichen ankommen, die in ihrer unversenkbaren Kautschukhülle an Land geschwommen wären.

Doch, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach legte sich die Brise wieder mit Aufgang der Sonne, und man mußte sie benützen, um außer Sichtweite zu kommen.

Es war jetzt gegen 10 Uhr abends. Der Mond sollte kurz vor Mitternacht über den Horizont emporsteigen. Man durfte also keinen Augenblick verlieren.

»Fort, unter Segel!« mahnten Craig-Fry.

Sofort setzte man sich in Bewegung. Die Sache ging ganz einfach. Auf den starken Sohlen des rechten Fußes jedes Apparats befand sich eine Tülle zur Aufnahme des als Mast dienenden Stocks.

Kin-Fo, Soun und die beiden Agenten streckten sich lang auf den Rücken aus; dann zogen sie durch eine Beugung des Knies den Fuß an sich und befestigten den Stock in der Dille, nachdem sie vorher die Hißleine des kleinen Segels durch eine Öse an dessen oberem Ende gesteckt hatten. Sobald sie den Fuß wieder ausstreckten, erhob sich der Stock, der nun einen rechten Winkel mit dem Körper bildete, senkrecht in die Höhe.

»Gehißt!« kommandierten Craig-Fry.

Alle zogen mit der rechten Hand die Leine an und brachten damit das kleine dreieckige Segel an seine Stelle.

Die Leine wurde hierauf am Metallgürtel des Apparats befestigt, die Schote hielt man in der Hand und die, die vier Focksegel aufblähende Brise trieb nun die kleine Flottille von Skaphandern unter leichtem Wirbeln des Wassers dahin.

Verdienten diese »Menschenschiffe« nicht mit mehr Recht den Namen von Skaphandern als die unter dem Wasser tätigen Arbeiter, denen man ihn gewöhnlich beilegt?

Zehn Minuten später schon manövrierte jeder mit vollkommener Sicherheit und Leichtigkeit. Alle »flossen« nebeneinander hin, ohne sich je zu entfernen. Man hätte eine Gesellschaft ungeheurer Seemöven vor sich zu haben geglaubt, die mit ausgespannten Flügeln leicht über die Wasserfläche hinglitten.

Der Zustand des Meeres begünstigte übrigens diese Fahrt außerordentlich. Keine Sturzwelle, kein schäumender Wasserberg unterbrach die langsame, ruhige Bewegung an der Oberfläche.

Nur zwei- oder dreimal schluckte der ungeschickte Soun, der auf Craigs und Frys Ermahnungen nicht hörte, einen tüchtigen Mund voll des salzigen bitteren Wassers, das er indes bald wieder erbrach. Übrigens machte ihm das den geringsten Kummer, aber die Haie,

die gefräßigen Räuber des Meeres, wenn sie nur nicht gewesen wären!

Man belehrte ihn, daß er sich einer geringeren Gefahr aussetze, wenn er in horizontaler Lage verharrte. Der Rachen des Hais ist nämlich so geformt, daß dieser sich stets umwenden muß, um die Beute zu schnappen, und das wird ihm nicht leicht, wenn er einen waagrecht schwimmenden Gegenstand zu erlangen sucht. Außerdem will man beobachtet haben, daß diese Tiere, wenn sie sich auch gierig auf unbewegte Körper stürzen, doch vor solchen, die nicht an der Stelle bleiben, einigermaßen zurückschrecken. Soun mußte sich also entschließen, unausgesetzt zu rudern, und er ruderte aus Leibeskräften, das läßt sich wohl denken.

So segelten die Skaphander eine Stunde lang dahin. Eher durften sie nicht ruhen, da die Dschunke noch zu sehr in der Nähe war; länger konnten sie aber die Spannung des Segels, das jetzt ein frischerer Wind schwellte, nicht ertragen, da auch das Wasser etwas unruhiger geworden war.

Craig-Fry kommandierten zu »stoppen«. Man ließ die Schoten schießen und die Flottille hielt an.

»Fünf Minuten Pause, wenn es Ihnen gefällt«, wendete sich Craig an Kin-Fo.

»Recht gern!«

Alle außer Soun, der aus Vorsicht ausgestreckt blieb und weiter zappelte, nahmen wieder eine aufrechte Stellung an.

»Noch ein Gläschen Branntwein?« fragte Fry.

»Mit Vergnügen!« antwortete Kin-Fo.

Für den Augenblick genügten ihnen einige Tropfen einer stärkenden Flüssigkeit. Von Hunger spürten sie noch nichts. Eine Stunde vorher, bevor sie die Dschunke verließen, hatten sie zu Abend gegessen und konnten wohl bis zum Morgen warten. Sich zu erwärmen, erschien auch unnötig. Die Luftschicht zwischen ihrem Körper und dem Wasser schützte sie ja vor jeder Abkühlung. Die Normaltemperatur ihres Körpers war seit der Abfahrt gewiß nicht um 1 Grad gesunken.

Und hatte man die ›Sam-Yep‹ noch immer in Sicht?

Craig und Fry drehten sich um. Fry nahm aus seinem Beutel ein Nachtfernrohr und prüfte sorgsam den ganzen Horizont im Osten.

Er sah nichts! Nicht einen jener kaum bemerkbaren Schatten, den sonst die Schiffe auch am dunklen Himmel zu erzeugen scheinen. Übrigens war die Nacht pechschwarz, etwas dunstig und fast sternelos. Die Planeten bildeten am Himmel nur eine Art Nebelfleck. Wahrscheinlich aber zerstreute der bald in Form einer halben Scheibe aufgehende Mond die feinen Dünste und beleuchtete die ganze Umgebung.

»Die Dschunke ist fern von uns!« meldete Fry.

»Die Schurken schlafen noch«, meinte Craig, »und werden nicht daran gedacht haben, die Brise zu nutzen.«

»Wenn es Ihnen beliebt?« erinnerte Kin-Fo, indem er die Schote anzog und das Segel wieder in den Wind brachte.

Die anderen folgten seinem Beispiel und schwammen, getrieben von dem etwas kräftigeren Wind, in der früheren Richtung weiter.

Sie segelten nach Westen. Der im Osten aufgehende Mond konnte ihre Augen also nicht unmittelbar treffen; er mußte aber mit seinen ersten Strahlen den gegenüberliegenden Horizont erleuchten, und ihnen lag natürlich weit mehr daran, den letzteren genau erkennen zu können. Vielleicht zeigte er doch statt der Kreislinie an der Grenze zwischen Himmel und Wasser ein unebenes Profil mit helleren und dunkleren Stellen. Die Skaphander hofften, sich darüber nicht täuschen zu können. Sie konnten ja nichts anderes vor sich haben als die Küste des Himmlischen Reichs, und wo sie dort auch landeten, überall winkte ihnen die Rettung. Die Küste ist übrigens offen und hat fast gar keine Brandung. Eine Gefahr beim Landen hatte man also nicht zu fürchten. Einmal am Ufer, wollte man sich dann überlegen, was weiter zu tun war.

Gegen viertel vor 12 durchdrang ein schwacher Lichtschein die Dünste am Zenit. Das Viertel des Mondes stieg langsam über die Wasserlinie empor.

Weder Kin-Fo noch einer seiner Gefährten wandte sich nach rückwärts. Die noch mehr zunehmende Brise, die den Himmel reinigte, trieb sie ja mit einer

gewissen Geschwindigkeit dahin. Sie bemerkten aber, daß es allmählich heller wurde.

Gleichzeitig erschienen die Sternbilder deutlicher. Der Wind verjagte den Nebel und die Wellen spielten lebhafter um die Kopfteile der Skaphander.

Bald erleuchtete die Mondscheibe, von der kupferroten Farbe ins Weißliche übergehend, den ganzen Himmel.

Plötzlich entfuhr Craigs Mund ein kräftiger amerikanischer Fluch:

»Da ist die Dschunke!« rief er.

Alle hielten an.

»Die Segel herunter!« befahl Fry.

Sofort sanken die vier Focksegel herab und die Stöcke wurden aus den Dillen genommen.

Kin-Fo und seine Begleiter richteten sich auf und sahen hinter sich.

Da trieb die ›Sam-Yep‹ kaum 1 Meile von ihnen entfernt, mit allen Segeln, wie ein schwarzes Gespenst am erleuchteten Horizont.

In der Tat, das war die Dschunke! Auch sie hatte die günstige Brise nicht ungenützt gelassen. Kapitän Yin mochte das Verschwinden Kin-Fos bemerkt haben, ohne zu begreifen, wie es ihm möglich geworden war, zu fliehen. Jedenfalls versuchte er jetzt, in Übereinstimmung mit seinen Spießgesellen aus dem Schiffsraum, auf gut Glück den Flüchtling wiederzufinden, und vor Ablauf einer Viertelstunde konnten Kin-Fo, Soun, Craig

und Fry den Räufern wieder in die Hände gefallen sein.

Immerhin war kaum anzunehmen, daß sie bei dem Mondlicht, das auf der Wasserwüste ruhte, schon gesehen worden waren.

»Die Köpfe runter!« rief Craig, der durch dieses Mittel noch entrinnen zu können hoffte.

Man verstand ihn. Sofort ließ man aus dem Apparat einen Teil der Luft entweichen und die vier Skaphander sanken so viel tiefer, daß nur noch der Kopf mit der Klappe darüber das Wasser überragte. Nun galt es, sich still zu verhalten und auf jede Fortbewegung zu verzichten.

Die Dschunke näherte sich sehr schnell. Ihre hohen Segel warfen einen schwarzen Schlagschatten auf das Wasser.

Nach fünf Minuten war die ›Sam-Yep‹ kaum noch eine halbe Meile entfernt. Auf dem Verdeck liefen die Matrosen hin und her. Am Achter stand der Kapitän selbst am Steuer.

Hatte er wirklich die Absicht, die Flüchtlinge zu verfolgen oder suchte er sich nur am Wind zu halten? Niemand vermochte das zu entscheiden.

Plötzlich vernahm man lautes Geschrei. Auf dem Deck der ›Sam-Yep‹ erschienen eine Menge Menschen. Der Lärm nahm zu.

Offenbar handelte es sich um einen Kampf zwischen den falschen Toten aus dem Schiffsraum und der Mannschaft des Schiffes.

Warum entstand aber dieser Kampf? Sollten die Spitzbuben, die Matrosen und Seeräuber doch nicht unter einer Decke stecken?

Deutlich hörten Kin-Fo und seine Genossen einerseits wildes Zurufen, andererseits schmerzliches, verzweifelndes Geschrei, das jedoch binnen weniger Minuten wieder schwieg. Dann ein Klatschen und Plätschern längs der Dschunke, als würden schwere Körper heruntergeworfen.

Nein, Kapitän Yin und seine Leute waren nicht die Helfershelfer des Räubers Lao-Shen! Im Gegenteil wurden die armen Leute selbst überrascht und elend hingemordet. Die Schurken, die sich wahrscheinlich mit Hilfe der Verfrachter in Taku an Bord zu verbergen wußten, gingen dabei nur darauf aus, sich für den Taiping der Dschunke zu bemächtigen, und ahnten gewiß nicht, daß Kin-Fo sich auf der ›Sam-Yep‹ als Passagier befand.

Hätte man ihn freilich gesehen und erwischt, so würden weder er noch Craig-Fry oder Soun von den Banditen verschont worden sein.

Die Dschunke näherte sich immer mehr, sie erreichte sie, doch unerwarteterweise fiel der Schatten der Segel auf die Schwimmenden.

Diese tauchten einen Augenblick unter.

Als sie die Köpfe wieder hoben, war die Dschunke vorübergerauscht, ohne jemand bemerkt zu haben, und segelte rasch weiter.

In ihrem Kielwasser schwamm ein Leichnam, der nach und nach in die Nachbarschaft der Skaphander getrieben wurde.

Es war der Körper des Kapitäns mit einem Dolch in der Seite. Die weiten Falten seines Oberkleids hielten ihn noch über Wasser.

Dann versank er und verschwand in der Tiefe des Meeres.

So endete der lustige Kapitän Yin, der Befehlshaber der ›Sam-Yep‹.

Zehn Minuten später war die Dschunke nach Westen hin verschwunden und Kin-Fo, Craig und Fry und Soun befanden sich allein auf der ungeheuren Wasserfläche.

20. KAPITEL

WORIN MAN SEHEN WIRD, WELCHEN ZUFÄLLIGKEITEN
LEUTE AUSGESETZT SIND, DIE SICH DER APPARATE VON
KAPITÄN BOYTON BEDIENEN

Nach drei Stunden graute allmählich der Tag am Horizont. Bald wurde es ganz hell, so daß man das Meer in seiner ganzen Ausdehnung übersehen konnte.

Die Dschunke war nicht mehr sichtbar. Sie hatte die Skaphander, die sie an Schnelligkeit der Bewegung übertraf, schon weit überholt. Letztere hielten zwar denselben Weg ein und segelten mit derselben Brise,

doch die ›Sam-Yep‹ mochte sich jetzt wenigstens schon 3 Meilen unter dem Wind von ihnen befinden. Von ihrer Seite hatte man also kaum noch etwas zu fürchten.

Mit Vermeidung der zunächst drohenden Gefahr war die Situation jedoch noch keineswegs günstig zu nennen.

Ringsum lag das Meer verlassen. Kein Fahrzeug, keine Fischerbarke in Sicht. Nirgends Land, weder im Norden, noch im Westen. Nichts, was die Nähe einer Küste verraten hätte. Dazu herrschte eine völlige Ungewißheit, ob diese Gewässer dem Golf von Pe-Tche-Li oder dem Gelben Meer angehörten.

Noch bewegte ein schwacher Wind die Oberfläche, von dem niemand wußte, wie lange er anhalten würde. Die von der Dschunke gesteuerte Richtung bewies, daß sich – in größerer oder geringerer Entfernung von hier – in Westen das Land befinden mußte, daß man es nur dort zu suchen habe.

Die Skaphander sollten also baldigst wieder unter Segel gehen, wenigstens nachdem sie sich einigermaßen gestärkt hatten. Die Magen verlangten ihr Recht, und zwar nach einer zehnstündigen Fahrt unter solchen Umständen ziemlich stürmisch.

»Wir wollen frühstücken«, sagte Craig.

»Und zwar tüchtig!« fügte Fry hinzu.

Kin-Fo gab durch ein Zeichen seine Zustimmung zu erkennen, und Soun bewegte die Kinnladen in einer Weise, daß sich niemand darüber täuschen konnte,

was er damit sagen wolle. Jetzt, wo ihn der Hunger quälte, dachte er nicht mehr an die Gefahr, auf der Stelle selbst aufgefressen zu werden.

Fry brachte hierauf aus dem wasserdichten Sack verschiedene wohlerhaltene Nahrungsmittel, wie Brot, Konserven, einiges Tischgerät, kurz alles Notwendige zur Stillung des Hungers und Durstes. Zwar fehlten diesmal von den 100 Gerichten, die sonst auf einer chinesischen Tafel erscheinen, nicht weniger als 98, der Rest genügte aber doch, die vier Leute zu befriedigen, und unter den gegebenen Umständen war es ja nicht am Platz, besonders wählerisch zu sein.

Man frühstückte also, und zwar mit gutem Appetit. Der Sack enthielt Vorräte für 2 Tage. Entweder kam man vor Ablauf dieser 2 Tage an Land oder – niemals.

»Wir haben aber die beste Hoffnung«, bemerkte Craig.

»Ich möchte wohl wissen warum?« fragte Kin-Fo mit etwas ironischem Lächeln.

»Weil uns das Glück wieder hold ist«, antwortete Fry.

»Sie finden wirklich?«

»Gewiß«, fuhr Craig fort, »da wir der schlimmsten Gefahr, der seitens der Dschunke, entrinnen konnten.«

»Sie, mein Herr«, erklärte Fry, »waren, seitdem wir die Ehre haben, Sie zu begleiten, noch niemals in vollkommenerer Sicherheit als jetzt hier.«

»Alle Taiping der ganzen Welt . . .«, sagte Craig.

»Können Ihnen nichts zuleide tun«, fügte Fry hinzu.

»Und Sie schwimmen so hübsch«, meinte Craig.

»Für einen Mann, der 200.000 Dollar wiegt!« schloß Fry den Satz.

Kin-Fo mußte wirklich lachen.

»Wenn ich jetzt schwimme, so verdanke ich das nur Ihnen, meine Herren. Ohne Ihren Beistand dürfte ich wohl schon dem armen Kapitän Yin Gesellschaft leisten.«

»Wir auch«, riefen Craig-Fry.

»Und ich nicht minder«, ließ sich Soun vernehmen, der gerade ein großes Stück Brot hinunterwürgte.

»Nun, ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin«, fuhr Kin-Fo fort.

»Sie schulden uns gar nichts«, entgegnete Fry, »denn Sie sind Klient der ›Hundertjährigen‹ . . . «

»Gesellschaft für Lebensversicherung . . . «

»Grundkapital 20.000.000 Dollar . . . «

»Und wir leben der Hoffnung . . . «

»Daß sie auch Ihnen nichts schuldig sein wird!«

Im Grunde genommen war Kin-Fo sehr gerührt von der Vorsorge und Opferwilligkeit der beiden Agenten für seine Person, aus welchen Gründen jene Ergebenheit auch herzuleiten sein mochte, und er verhehlte ihnen das nicht.

»Wir sprechen hiervon weiter«, sagte er, »wenn Lao-Shen mir den Brief zurückerstattet hat, den Wang boshafterweise aus der Hand gegeben!«

Craig und Fry wechselten einen Blick, ihre Lippen umspielte ein kaum bemerkbares Lächeln. Offenbar bewegte sie ein und derselbe Gedanke.

»Soun!« rief Kin-Fo.

»Was steht zu Diensten?«

»Den Tee!«

»Sofort!« antwortete Fry.

Und Fry tat sehr recht daran, die Antwort zu übernehmen, denn Soun hätte doch darauf nichts zu sagen gewußt, als daß es ihm absolut unmöglich sei, diesem Verlangen zu entsprechen.

Die beiden Agenten freilich waren nicht die Leute dazu, wegen einer solchen Bagatelle in Verlegenheit zu kommen.

Fry entnahm seinem Sack noch ein kleines Gerät, das Kapitän Boytons Apparat wesentlich vervollständigt. Es kann nämlich als Leuchte in der Nacht, als Ofen in der Kälte und als Herd dienen, wenn man ein warmes Getränk bereiten will.

Dabei ist es ungemein einfach. Ein auf einem metallischen Behälter angebrachtes Rohr von 5 bis 6 Zoll Länge trägt oben und unten einen kleinen Hahn, das Ganze ist in einer Korkplatte befestigt, wie man das öfter mit Thermometern in Badeanstalten sieht.

Fry setzte diesen Apparat auf die glatte Wasserfläche.

Mit der einen Hand öffnete er dann erst den oberen, dann mit der anderen den unteren Hahn, der etwas ins Wasser eintauchte.

Sofort schlug aus dem oberen Ende der Röhre eine helle Flamme heraus, die eine ziemlich starke Hitze verbreitete.

»Da, hier haben wir den Herd!« sagte Fry.

Soun konnte kaum seinen Augen trauen.

»Sie machen mit Wasser Feuer?« rief er erstaunt.

»Jawohl, mit Wasser und Phosphorkalzium!« antwortete Craig.

Der hier in Rede stehende Apparat verdankt seine Vorzüge einer merkwürdigen Eigenschaft des Phosphorkalziums, einer Verbindung des Phosphors, das in Berührung mit Wasser Phosphorwasserstoffgas bildet. An der Luft entzündet sich dieses Gas von selbst, und weder Wind noch Regen vermögen seine Flamme auszulöschen. Deshalb findet es jetzt zur Beleuchtung verbesserter Rettungsbaken Verwendung. Das Schwanken der Bake auf den Wellen bringt das Wasser dabei in Kontakt mit dem Phosphorkalzium. Sofort entwickelt sich eine lange Flamme, bei deren Schein ein über Bord Gefallener die Bake leicht bemerken und die Mannschaft des Schiffes ihm sichere Hilfe leisten kann.⁰

⁰Die Herren Seyferth und Silas, Archivare der französischen Gesandtschaft in Wien, sind die Erfinder dieser jetzt auf allen Kriegsschiffen eingeführten Rettungsbake.

Über die Gasflamme am Ende der Röhre hielt Craig nun ein kleines Kesselchen mit Süßwasser, von dem sich in seinem wasserdichten Sack einiger Vorrat befand.

Binnen weniger Minuten kam die Flüssigkeit ins Sieden. Craig goß sie nun in eine Teekanne mit einer geringen Menge der duftigen Blätter, und Kin-Fo so gut wie Soun genossen das Nationalgetränk diesmal auf amerikanische Weise, ohne einen Widerspruch laut werden zu lassen.

Dieses warme Getränk bildete den passenden Schluß des auf der Oberfläche des Meeres unter »soundso viel« Grad Breite und »soundso viel« Grad Länge servierten Frühstücks. Es fehlte nur ein Sextant und ein Chronometer, um die Position bis auf wenige Sekunden genau zu bestimmen. Gewiß dürfte man später die Boyton'schen Rettungsanzüge auch noch mit diesen Instrumenten ausrüsten, damit Schiffbrüchige, die sich ihrer bedienen, nicht Gefahr laufen, sich im Ozean zu verirren.

Durch das Ausruhen und den Imbiß gestärkt, entfalteten Kin-Fo und seine Gefährten nun die kleinen Segel aufs neue und setzten ihre durch das Frühstück angenehm unterbrochene Fahrt nach Westen weiter fort.

12 Stunden lang hielt die Brise noch an und die Skaphander legten, mit dem Wind im Rücken, ein gutes Stück Weg zurück. Nur dann und wann halfen sie mit

einigen Ruderschlägen nach, um sich auf dem richtigen Kurs zu halten. Die horizontale Lage und das weiche Wasserbett erweckten in allen eine nicht geringe Neigung zum Schlaf, der man unter den gegebenen Umständen doch widerstehen mußte. Craig und Fry zündeten sich also, um munter zu bleiben, eine Zigarre an und dampften, wie es die Badestutzer in den Schwimmschulen zu tun pflegen.

Mehrmals wurden die Skaphander übrigens von mancherlei Seetieren inkommodiert, was Soun stets den heillosesten Schreck einjagte.

Glücklicherweise waren es nur ganz unschuldige Tümmler. Diese »Clowns« der offenen See wollten sich offenbar darüber informieren, wer diese in ihrem Element dahinschwimmenden Wesen waren.

Ein merkwürdiges Schauspiel! Die Tümmler näherten sich truppenweise; sie flogen pfeilschnell dahin, wobei das Wasser smaragdfarben schillerte; dann sprangen sie 5 bis 6 Fuß hoch heraus; ein Beweis für die Geschwindigkeit und Kraft ihrer Muskeln. O, wenn die Skaphander das Wasser ebenso schnell hätten zerteilen können, sie wären wohl vor dem besten Schiff ans Land gekommen. Man verspürte fast Lust, sich von einem jener Tiere schleppen zu lassen. Bei ihren Sprüngen und Taucherkunststückchen erschien es aber doch ratsamer, sich zur Fortbewegung nur auf die Kraft des Windes zu verlassen, eine Methode, die trotz ihrer

Langsamkeit jedenfalls den Vorzug größerer Sicherheit gewährte.

Gegen Mittag legte sich die Brise fast gänzlich. Sie endete mit mehreren »Stößen«, die die kleinen Segel einen Augenblick schwellten, aber sofort wieder schlaff herabhängen ließen. Die Schote hing locker in der Hand. Weder an den Füßen noch an den Köpfen der Skaphander kräuselten sich die Wellen.

»Ein unangenehmer . . .«, begann Craig.

»Zwischenfall!« schloß Fry.

Man hielt einen Augenblick an. Die Masten wurden ausgehoben, die Segel eingezogen und alle beobachteten, in senkrechte Lage zurückgekehrt, den weiten Horizont.

Noch immer zeigte sich das Meer verlassen. Kein Segel kam in Sicht, keine Rauchwolke eines Dampfers zog am Himmel hin. Die brennende Sonne hatte alle Dünste aufgesaugt und schien die Luft verdünnt zu haben. Das Wasser wäre jedem warm vorgekommen, auch wenn ihn nicht eine doppelte Kautschukhülle schützte.

So sehr sich Craig-Fry auch das Aussehen gaben, als könne dieses etwas gewagte Unternehmen gar nicht fehlschlagen, so quälte sie doch eine gewisse Unruhe. Die binnen 16 Stunden zurückgelegte Entfernung vermochte man zwar nicht abzuschätzen, daß aber gar nichts auf die Nähe der Küste hindeutete, daß weder

ein Handelsschiff noch eine Fischerbarke in Sicht kam, erschien doch mehr und mehr unerklärlich.

Zum Glück waren Kin-Fo, Craig und Fry nicht die Leute dazu, vorzeitig zu verzweifeln. Noch besaßen sie ja Mundvorräte für einen Tag und auch das Wetter blieb im Ganzen günstig.

»Die Ruder zur Hand!« mahnte Kin-Fo.

Schnell machten sich die Skaphander, bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauch schwimmend, wieder auf den Weg nach Westen.

Freilich ging es nur langsam vorwärts. Das Rudern strengte jeden wegen Mangel an Übung nicht wenig an. Man war häufig gezwungen, anzuhalten und auf Soun zu warten, der immer zurückblieb und wiederholt Jeremiaden anstimmte. Sein Herr rief zwar nach ihm, schalt und drohte, Soun aber, der den Rest seines Zopfs jetzt in der Kautschukkappe in Sicherheit wußte, kümmerte sich darum blutwenig. Nur die Furcht, hier allein zurückgelassen zu werden, trieb ihn an, nicht allzu weit zurückzubleiben.

Gegen 2 Uhr zeigten sich einzelne Vögel, es waren Möwen. Gerade diese fliegen aber oft sehr weit in die See hinaus. Aus ihrem Erscheinen war also noch kein Schluß auf die Nähe einer Küste zu ziehen. Doch betrachtete man sie immerhin als ein günstiges Vorzeichen.

Eine Stunde später verirrt sich die Skaphander in ein Sargassonet, aus dem sie sich nur mit Mühe wieder befreiten. Sie verwickelten sich darin, wie die Fische in den Maschen eines Sacknetzes. Man mußte die Messer zu Hilfe nehmen, um damit einen Ausweg zu bahnen.

Damit verlor man eine gute halbe Stunde und daneben auch viel Kräfte, die besser hätten verwendet werden können.

Um 4 Uhr hielt die kleine schwimmende Gesellschaft höchst erschöpft aufs neue an. Eben erhob sich eine ziemlich frische Brise, aber von Süden her. Das war recht mißlich. Denn damit kamen die Skaphander in die Lage eines Schiffes, das sich nur durch das Steueruder in seinem Kurs zu erhalten vermochte. Entfaltete man die Segel, so drohte die Gefahr, nach Norden hin verschlagen zu werden und einen Teil des Weges einzubüßen, den man schon nach Westen zurückgelegt hatte. Gleichzeitig wurde auch der Seegang lebhafter, die Wellen plätscherten stark und machten die Situation recht unangenehm.

Die Rast dauerte ziemlich lange. Man wollte nicht nur ausruhen, sondern suchte sich auch durch Nahrung zu stärken. Das Mittagessen verlief weniger heiter als das Frühstück. In einigen Stunden sollte es schon wieder Nacht werden. Der Wind blies kräftiger. Was war zu tun?

Kin-Fo sprach, gestützt auf seine Pagaie, die Stirn gefaltet und mehr erbittert als beunruhigt über das Mißgeschick, das ihn verfolgte, kaum ein Wort. Soun jammerte ohne Unterlaß und nieste schon wie einer, den ein entsetzlicher Schnupfen bedroht.

Craig und Fry fühlten es heraus, daß die andern beiden sie stillschweigend um ihre Meinung fragten, doch wußten sie jetzt nichts mehr zu antworten.

Da half ein glücklicher Zufall das lange Schweigen brechen.

Kurz vor 5 Uhr streckten Craig und Fry gleichzeitig die Hand nach Süden hin aus und riefen:

»Ein Segel! Dort ein Segel!« Wirklich erschien, etwa 3 Meilen unter dem Wind, ein Fahrzeug, das mit vollen Segeln daherkam. Wenn es den augenblicklich gesteuerten Kurs einhielt, mußte es voraussichtlich nah an der Stelle vorbeikommen, wo Kin-Fo und seine Begleiter rasteten.

Jetzt brauchte man also weiter nichts zu tun, als sich ein Stückchen weiter zu bewegen, um jenem sicher zu begegnen.

Die Skaphander zögerten keinen Augenblick. Die Hoffnung gab ihnen neue Kräfte. Jetzt hatten sie die Rettung sozusagen in den Händen, und es lag an ihnen, sie festzuhalten.

Die Richtung des Windes gestattete leider nicht die Benützung der kleinen Segel, doch mußten für die nur geringe Entfernung die Ruder wohl ausreichen.

Allmählich erschien das Fahrzeug deutlicher und größer. Es war nur eine Fischerbarke, deren Anwesenheit die Gewißheit gab, daß die Küste nicht fern sein könne, da sich die chinesischen Fischer niemals weit in die See hinauswagen.

»Kräftig! Kräftig!« riefen Craig-Fry, die darauf losruderten, was sie konnten.

Sie hatten kaum nötig, ihre Gefährten zur Eile anzuspornen. Kin-Fo flog, lang auf dem Wasser ausgestreckt, wie ein Kaperschiff dahin. Soun übertraf sich selbst und arbeitete sich sogar allen anderen voraus, so sehr fürchtete er, zurückgelassen zu werden.

Man hatte etwa eine halbe Meile weit zu rudern, um den Weg des Fahrzeugs zu kreuzen. Noch war es heller Tag, doch wenn die Skaphander auch der Barke nicht so nah kommen sollten, um leicht gesehen zu werden, hofften sie doch, sich durch Lärm bemerkbar machen zu können. Wenn die Fischer aber nun beim Anblick der eigentümlichen Seegeschöpfe, die sie anriefen, die Flucht ergriffen? Das wäre freilich ein Strich durch die Rechnung gewesen.

Immerhin, jetzt galt es, sich zu beeilen. Da strengten sie die Arme an, die Ruder schlugen klatschend in die Wellen ein und die Entfernung verminderte sich sichtlich, als Soun, der immer voraus war, einen schrecklichen Schrei ausstieß.

»Ein Hai! Ein Hai!«

Diesmal täuschte Soun sich nicht.

In einem Abstand von etwa 20 Fuß tauchten die Flossen eines gefräßigen, diesem Meer eigentümlichen Geschöpfs auf. Es war der sogenannte Tigerhai, der seinem Namen alle Ehre macht, da ihn die Natur mit der doppelten Wut des Wals und des Tigers ausstattete.

»Die Messer zur Hand!« riefen Craig und Fry.

Andere als diese, vielleicht unzureichenden Waffen besaßen die vier Gefährten eben nicht.

Soun hielt selbstverständlich eiligst an und kam schleunig zurück.

Der Hai hatte die Skaphander gesehen und schwamm auf sie zu. Einen Augenblick lang erkannte man bei der Durchsichtigkeit des Wassers seinen grün gestreiften und gefleckten Körper von 16 bis 18 Fuß Länge. Ein wahres Ungeheuer.

Auf Kin-Fo stürzte sich das Tier zuerst, indem es sich, um zuschnappen zu können, halb umwendete.

Kin-Fo behielt sein kaltes Blut wie immer. Eben als der Hai ihn erfassen wollte, schlug er jenem seine Pagäe so heftig auf den Rücken, daß er wieder kehrt machte.

Craig und Fry, gleich gerüstet zum Angriff wie zur Abwehr, eilten hinzu.

Der Haifisch tauchte kurze Zeit unter und stieg wieder empor mit geöffnetem Rachen, der einer Schere mit vierfachen Zahnreihen ähnelte.

Kin-Fo wollte sich auf ähnliche Weise verteidigen, wie er es soeben mit Glück versucht hatte; seine Pagaie geriet dabei aber in den Rachen des Tieres, das sie glatt abbiß.

Halb auf der Seite liegend, stürmte das Untier nun auf seine Beute los. Da quollen plötzlich Blutströme aus dessen Körper, die das Wasser rot färbten.

Craig und Fry hatten das Tier wiederholt getroffen, und so hart seine Haut auch war, ihre amerikanischen Messer mit sehr langen Klingen durchdrangen sie doch.

Das Ungetüm riß den Rachen weit auf und schloß ihn wieder, während die Schwanzflosse die Wellen peitschte. Fry erhielt dabei einen Schlag, der ihn 10 Schritte weit zurückschleuderte.

»Fry!« rief Craig voll Angst und mit einem Ausdruck von Schmerz, als habe der Schlag ihn selbst getroffen.

»Hurra!« antwortete Fry, wieder auf dem Kampfplatz erscheinend.

Er war nicht verwundet. Sein Kautschukbrustharnisch hatte die Gewalt des Schlags gebrochen.

Der Angriff auf den Hai wurde nun mit verdoppelter Wut erneuert. Er drehte und wendete sich krampfhaft im Wasser. Kin-Fo gelang es, ihm das Ende der zerbissenen Pagaie in das Auge zu stoßen, und er versuchte nun, auf die Gefahr hin, verschlungen zu werden, die Bestie festzuhalten, während Craig und Fry ihr Herz zu durchbohren suchten.

Es mußte ihnen wohl gelungen sein, denn das Ungeheuer schlug nur noch einige Male mit der Schwanzflosse und versank dann in einem dicken Blutstrom.

»Hurra! Hurra! Hurra!« riefen Craig-Fry wie aus einem Mund, die Messer schwingend.

»Ich danke Ihnen«, sagte Kin-Fo einfach.

»Keine Ursache«, entgegnete Fry, »einen Bissen von 200.000 Dollar für so einen Fisch!«

»Niemals!« fügte Craig hinzu.

Und Soun! Wo war denn Soun. Diesmal weit voraus und in der Nähe der Fischerbarke, kaum 3 Kabellängen von ihr entfernt. Der Hasenfuß floh mit Hilfe der Ruder so schnell er konnte. Das wäre beinahe sein Unglück gewesen.

Die Fischer bemerkten ihn zwar bald, konnten sich aber nicht vorstellen, daß in dieser Seehund-Verkleidung ein menschliches Wesen verborgen sei. Sie gingen also daran, ihn zu angeln wie eine Robbe oder einen Seehund. Als das vermeintliche Tier nah genug heran war, schleuderten sie von Bord aus eine lange Leine mit einem tüchtigen Haken.

Der Haken faßte Soun dicht über den Gürtel und zerriß als er herangezogen wurde, die Kautschukhülle vom Rücken bis zum Nacken.

Da Soun jetzt nur noch von der in den Beinkleidern eingeschlossenen Luft getragen wurde, stürzte er um, so daß der Kopf ins Wasser kam und die Beine in der Luft zappelten.

Kin-Fo, Craig und Fry kamen noch rechtzeitig herzu und gebrauchten die Vorsicht, die Fischer in gutem Chinesisch anzurufen.

Da fuhr den braven Leuten aber ein Heidenschreck in die Glieder! Seehunde, die sprechen konnten! Natürlich hatten sie keinen anderen Gedanken als zu entfliehen.

Kin-Fo gab sich indes alle erdenkliche Mühe, sie zu beruhigen und ihnen klarzumachen, daß er und seine Begleiter Menschen, und zwar Chinesen seien, wie sie.

Bald darauf befanden sich die drei Landsäugetiere an Bord.

Nun war Soun noch übrig. Man holte ihn mit einem Bootshaken heran und richtete seinen Kopf über das Wasser empor. Einer der Fischer ergriff ihn an dem Reste des Zopfs und zog daran . . .

Da blieb ihm Souns Zopf allein in der Hand, und der arme Teufel tauchte aufs neue unter.

Nun schlangen die hilfreichen Fischer ein Tau um ihn und hißten den Diener nicht ohne Mühe an Bord der Barke.

Kaum hatte er das Deck betreten und das verschluckte Seewasser wieder von sich gegeben, als Kin-Fo auf ihn zuging und in strengem Ton sagte:

»Es war also ein falscher?«

»Ei, ohne diesen wäre ich, da ich Ihre Gewohnheiten kannte, nie in Ihre Dienste getreten!« erwiderte Soun.

Ein allgemeines Lachen folgte diesen Worten.

Die Fischer kamen aus Fu-Ning. Nach kaum zwei Stunden zeigte sich der Hafen, nach dem Kin-Fo gelehzt hatte.

Um 8 Uhr abends ging er mit seinen Genossen an Land und alle nahmen nach Ablegung der Kapitän-Boyton'schen-Rettungsanzüge wieder das Aussehen menschlicher Wesen an.

21. KAPITEL

IN DEM CRAIG UND FRY DEN MOND MIT GRÖSSTER BEFRIEDIGUNG AUFGEHEN SEHEN

»Nun zu dem Taiping!«

So lauteten die ersten Worte Kin-Fos am Morgen des 30. Juni, nachdem die Helden dieser merkwürdigen Abenteuer eine Nacht der Ruhe genossen hatten.

Sie kamen nun endlich nach dem Schauplatz der Taten Lao-Shens, jetzt sollte der Streit beginnen.

Würde Kin-Fo daraus als Sieger hervorgehen? Gewiß, wenn es ihm nur gelang, den Taiping zu überraschen, denn er gedachte den Brief mit dem Preis zu bezahlen, den Lao-Shen verlangen würde. Sicherlich aber nicht, wenn er sich überraschen ließ, wenn ihn ein Dolchstoß in die Brust traf, bevor es ihm möglich wurde, mit dem grausamen Beauftragten Wangs zu verhandeln.

»Zu dem Taiping!« wiederholten auch Craig-Fry, nachdem sie einige Blicke gewechselt hatten.

Die Erscheinung Kin-Fos, Craig-Frys und Souns in ihren sonderbaren Kostümen, sowie die Art und Weise, wie die Fischer sie aus dem Meer aufgenommen hatten, verfehlten natürlich nicht, den kleinen Hafen Fu-Ning vollständig in Aufregung zu versetzen, so daß man sich der Neugier der Menge beim besten Willen nicht ganz zu entziehen vermochte. So hatte man sie am Abend nach einem Gasthaus begleitet, wo sie sich mit dem Geld, das sich in dem Gürtel Kin-Fos und den Kautschuksäcken Craig-Frys vorfand, wieder einen bequemen Anzug verschafften. Hätte Kin-Fo und die übrigen auf dem Weg nach dem Gasthaus nicht eine so dichte Menge umdrängt, so hätte ihnen wohl ein Mann auffallen müssen, der keinen Schritt von ihrer Seite wich. Ihr Erstaunen wäre gewachsen, wenn sie den Schlingel die ganze Nacht über vor der Haustür hätten warten sehen, und ihr Mißtrauen wäre ohne Zweifel rege geworden, wenn sie ihn auch am Morgen noch an derselben Stelle fanden.

Doch sie sahen nichts, sie argwöhnten nichts, ja, sie erstaunten nicht einmal darüber, als jene verdächtige Person ihnen, als sie das Haus verließen, ihre Dienste als Führer anbot.

Es war ein Mann von 30 Jahren und ziemlich gewinnender Erscheinung.

In Craig und Fry stieg aber doch ein leiser Verdacht auf, der sie veranlaßte, an jenen eine Frage zu richten.

»Wie kommt Ihr dazu, Euch als Führer anzubieten, und wohin wollt Ihr uns führen?«

Es gab wohl nichts Natürlicheres als diese beiden Fragen, aber auch nichts Natürlicheres als die Antwort, die darauf erfolgte.

»Ich vermute«, sagte der Führer, »daß Sie die Absicht haben, die Große Mauer zu besuchen, wie alle Reisenden, die nach Fu-Ning kommen. Ich kenne das Land und erbot mich deshalb als Führer.«

»Mein Freund«, mischte da Kin-Fo sich ein, »ehe wir uns entscheiden können, möchte ich wissen, ob die Provinz sicher ist.«

»Vollkommen sicher«, antwortete der Führer.

»Spricht man im Land nicht von einem gewissen Lao-Shen?« fragte Kin-Fo.

»Von Lao-Shen, dem Taiping?«

»Ja, von ihm.«

»Das wohl«, erklärte der Führer, »doch diesseits der Großen Mauer ist von ihm nichts zu fürchten. Er wird sich nicht auf das kaiserliche Gebiet wagen. Jenseits davon durchstreift seine Bande die mongolischen Provinzen.

»Weiß man, wo er sich jetzt aufhält?«

»Zuletzt soll er in der Gegend von Tchin-Tang-Ro, nur wenige Lis von der Großen Mauer, gesehen worden sein.«

»Und wie weit ist es von Fu-Ning bis Tching-Tang-Ro?«

»Etwa 50 Lis.«⁰

»Gut, ich nehme Eure Dienste an.«

»Sie bis an die Große Mauer zu führen?«

»Mich nach dem Lager Lao-Shens zu bringen!«

In dem Gesicht des Führers spiegelte sich ein Ausdruck von Verwunderung.

»Ich werde Euch reichlich bezahlen!« fügte Kin-Fo noch hinzu.

Der Führer schüttelte den Kopf, als fürchte er sich, die Grenze zu überschreiten.

»Bis an die Große Mauer«, antwortete er dann, »ja; darüber hinaus nicht. Dabei setzt man das Leben aufs Spiel.

»So sagt, was Euch das Eurige gilt, ich bezahle es.«

»Nun, meinerwegen!« warf der Führer hin.

Kin-Fo wandte sich hierauf an die beiden Agenten.

»Jetzt, meine Freunde, brauchen Sie mich nicht weiter zu begleiten.«

»Wir gehen mit . . .«, erwiderte Craig.

»Wohin Sie gehen!« vervollständigte Fry.

Der Klient der »Hundertjährigen« hatte für sie den Wert von 200.000 Dollar noch nicht verloren.

Nach obigem Gespräch schienen übrigens die beiden Agenten bezüglich des Führers vollkommen beruhigt. Seiner Aussage nach drohten ernstliche Gefahren ja erst jenseits des Walls, den die Chinesen einst zur Abhaltung mongolischer Horden errichtet haben.

⁰Etwa 7 geographische Meilen.

Man rüstete sich nun sofort zum Aufbruch. Soun wurde gar nicht gefragt, ob es ihm gelegen war, weiter mitzuziehen. Er mußte sich eben fügen.

Transportmittel, wie Wagen oder Karren, fehlten gänzlich in dem kleinen Flecken Fu-Ning. Pferde oder Maulesel gab es ebensowenig. Dagegen fand sich eine Anzahl Kamele von den Handelszügen der Mongolen her. Diese kühnen Händler legen den Weg von Peking nach Kiachta nur zu größeren Karawanen vereinigt zurück, wobei sie große Herden dickschwänziger Hammel vor sich hertreiben. Auf diese Weise unterhalten sie den Verkehr zwischen dem asiatischen Rußland und dem Himmlischen Reich. Immer betreten sie die weiten Steppen nur in Gesellschaft und stets wohlbewaffnet.

»Es sind wilde und stolze Kerle«, schreibt de Beauvoir über sie, »die den Chinesen nur mit Verachtung behandeln.«

Man kaufte also fünf Kamele nebst dem sehr mangelhaften Riemenzeug für sie ein. Diese belud man mit Proviant, besorgte sich einige Waffen und reiste unter Leitung des Führers ab.

Diese Vorbereitungen nahmen aber doch einige Zeit in Anspruch. Erst um 1 Uhr nachmittags war alles bereit. Trotz dieser Verzögerung versicherte der Führer, daß die Gesellschaft noch vor Mitternacht am Fuß der Großen Mauer eintreffen werde. Dort wollte er für eine Lagerstatt sorgen und am folgenden Morgen, wenn

Kin-Fo wirklich auf seinem unklugen Beschluß beharren sollte, die Grenze überschreiten.

Fu-Nings Umgebungen zeigten sich von Hügeln erfüllt. Dicke gelbliche Sandwolken wälzten sich auf den zwischen bebauten Feldern verlaufenden Wegen hin. Man sah hier an allem, daß das Land noch zu dem fruchtbaren Gebiet des Himmlischen Reichs gehörte.

Die Kamele gingen in abgemessenem, zwar nicht schnellem, aber doch gleichbleibendem Schritt fort. Der Führer nahm die Spitze des Zugs ein, während Kin-Fo, Soun, Craig und Fry, zwischen den Höckern ihrer Reittiere sitzend, folgten. Soun gefiel diese Art zu reisen ausnehmend; er wäre so bis ans Ende der Welt mitgegangen.

Wenn das Fortkommen auch nicht beschwerlich war, so brannte dafür die Sonne entsetzlich. Auf den von der Widerstrahlung des Erdbodens erhitzten Luftschichten ent standen mannigfache Spiegelungen. Weite Wasserstrecken, so groß wie ein Meer, erschienen am Horizont und verschwanden bald darauf, zur großen Genugtuung Souns, der sich schon von einer neuen Seefahrt bedroht glaubte.

Trotz der Lage dieser Provinz am nördlichen Ende von China, darf man sich diese doch keineswegs öde und verlassen vorstellen. So groß das Himmlische Reich auch ist, reicht es doch nicht für die Volksmenge aus, die sich in ihm zusammendrängt. Deshalb findet

man, selbst an den äußersten Grenzen der asiatischen Wüsteneien, immer eine sehr dichte Bevölkerung.

Hier arbeiteten Männer im Feld, dort beschäftigten sich tatarische Frauen, erkennbar an ihrer rötlichen und blauen Kleidung, mit leichteren Arbeiten. Herden von gelben Schafen mit langen Schweifen – die Soun nicht ohne das Gefühl des Neides sah – weideten an verschiedenen Stellen, beobachtet von einem schwarzen Adler. Weh' dem unglücklichen Wiederkäuer, der sich von der Herde trennte! Jene Adler sind gefährliche Raubvögel, die Schafe und junge Antilopen in den Fängen wegschleppen und den Kirgisen in den Steppen Zentralasiens sogar als Jagdhunde dienen.

Daneben flatterten ganze Wolken von Federwild auf. Ein Gewehr hätte hier hinreichende Beschäftigung gefunden; der echte Jäger konnte aber nur mit Bedauern die Netze, Schlingen und andere, mehr einem Wilddieb würdigen Fangapparate sehen, die überall zwischen den Korn-, Mais- und Hirsefeldern den Boden bedeckten.

Kin-Fo und seine Gefährten drangen mitten durch die lästigen Staubwirbel vor. Sie machten niemals Rast, weder an schattigen Stellen des Weges oder an den vereinzelt Meierhöfen, noch in den Dörfern, die sich schon von fern durch die zu Ehren irgendeines buddhistischen Helden errichteten Grabtürme verrieten. Sie zogen hintereinander hin, geleitet von ihren Kamelen, die die Gewohnheit haben, eines hinter dem andern

zu gehen, und die das Läuten einer an ihrem Hals befestigten Glocke in gleichmäßigem Takt hält.

Eine Unterhaltung verbot sich unter diesen Umständen von selbst. Der von Natur wenig gesprächige Führer nahm stets die Spitze des Zugs ein und ließ die Blicke über die Landschaft schweifen, so weit es der dichte Staub erlaubte. Über den einzuschlagenden Weg war er nie im unklaren, selbst an Straßenkreuzungen, wo ihm kein Wegweiser zur Hilfe kam. Wenn Craig und Fry ihr Mißtrauen nach und nach aufgaben, so beobachteten sie dafür den kostbaren Klienten der »Hundertjährigen« desto sorgsamer. Erklärlicherweise steigerte sich ihre Unruhe, je mehr sie sich dem Ziel näherten. Jeden Augenblick konnten sie ja, ohne in der Lage zu sein, dem zuvorzukommen, einem Menschen gegenüberstehen, der ihnen durch einen wohlgezielten Stoß die anvertrauten 200.000 Dollar raubte.

Kin-Fo für seine Person befand sich in jener Gemütsverfassung, in der die Erinnerung an die Vergangenheit keinen Gedanken an die Gegenwart und Zukunft Raum gibt. Er überblickte im Geist sein Leben während der letzten 2 Monate. Sein beharrliches Mißgeschick flößte ihm doch einige Unruhe ein. Seit dem Tag, an dem sein Korrespondent in San Francisco ihm die Nachricht seines vermeintlichen Ruins übermittelte, hatte ihn ein Unfall nach dem andern verfolgt. Sollte wohl der zweite Teil seines Lebens wiedergutmachen, was er

unter Verachtung der Annehmlichkeiten des ersten verloren? Würde diese Reihe von Enttäuschungen noch mit der Wiedererlangung jenes Briefs enden, der sich jetzt in Lao-Shens Händen befand, vorausgesetzt, daß ihn jener ohne Schwierigkeiten herausgab? Und würde es der lebenswürdigen Le-U gelingen, durch ihre Gegenwart, ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit die bösen Geister zu besänftigen, die gegen ihn verschworen zu sein schienen? All das ging ihm durch den Kopf und verursachte ihm Sorge und Unruhe. Und Wang? Ihm konnte er ja nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, ein gegebenes Versprechen haben halten zu wollen; aber Wang, der langjährige Gast des Yamens in Shanghai, war ja im besten Fall doch nicht mehr vorhanden, ihm mit seinem weisen Rat zur Seite zu stehen!

»Sie werden fallen«, rief da plötzlich der Führer, dessen Kamel von dem Kin-Fos gestoßen worden war, während letzterer mitten in seinen Träumereien fast aus dem Sattel fiel.

»Sind wir am Ziel?« fragte er.

»Es ist erst 8 Uhr«, antwortete jener, »und ich schlage vor, haltzumachen, um etwas Abendbrot zu genießen.«

»Und nachher?«

»Nachher ziehen wir wieder weiter.«

»Darüber wird es Nacht werden.«

»O, fürchten Sie nicht, daß ich mich verirre. Die Große Mauer liegt in einer Entfernung von kaum 20

Lis von hier und wir müssen unseren Tieren ein wenig Ruhe gönnen.«

»Wie Sie meinen!« erwiderte Kin-Fo.

Neben der Straße stand ein altes, baufälliges Haus. Davor schlängelte sich ein Bach dahin, in dem die Kamele ihren Durst löschen konnten.

Inzwischen ließen sich Kin-Fo und seine Begleiter in dem Gebäude nieder und schmausten wie Leute, deren Appetit durch einen langen Marsch rege geworden ist.

Eine Unterhaltung wollte auch jetzt nicht in Fluß kommen. Kin-Fo bemühte sich vergebens, das Gespräch auf Lao-Shen zu bringen. Er fragte den Führer nach diesen Taiping und ob er ihn persönlich kenne. Der Führer schüttelte den Kopf und vermied es offenbar, deutliche Antwort zu geben.

»Kommt er zuweilen in diese Provinz?« fragte Kin-Fo.

»Nein«, entgegnete der Führer, »doch drangen einige Taiping seiner Bande manchmal über die Große Mauer vor, und es war nicht geraten, ihnen in den Weg zu kommen. Buddha behüte uns vor den Taiping.«

Auf diese Erklärungen hin, von denen der Führer nicht einmal wußte, wie sehr sie den Fragesteller interessierten, wechselten Craig und Fry einen Blick, zogen ihre Uhren aus der Tasche und schüttelten den Kopf.

»Warum sollten wir nicht ruhig den Tag erwarten?« sagten sie.

»Unter diesem Geröll?« versetzte der Führer. »Da ziehe ich doch das freie Feld vor, wo man vor einem Überfall gesicherter ist.«

»Wir haben ausgemacht, heute Abend an der Großen Mauer einzutreffen«, erklärte Kin-Fo. »Ich will und werde dahin gelangen!«

Die Entschiedenheit des Tons seiner Stimme schnitt jeden Einwurf ab. Selbst Soun, dem vor Angst schon die Zähne klapperten, wagte keinen Widerspruch.

Nach beendeter Mahlzeit – es mochte gegen 9 Uhr sein – gab der Führer das Zeichen zum Aufbruch.

Kin-Fo begab sich nach seinem Reittier. Craig und Fry suchten ihre.

»Sie sind also fest entschlossen«, sagten sie, »Lao-Shen in die Hände zu laufen?«

»Unbedingt!« versicherte Kin-Fo. »Ich muß und will meinen Brief um jeden Preis wiederhaben.«

»Sie setzen aber alles aufs Spiel«, erwiderten jene, »wenn Sie sich in das Lager des Taiping wagen.«

»Ich bin nicht bis hierher gekommen, um zuletzt feige zurückzuweichen!« entgegnete Kin-Fo. »Es steht ja ganz bei Ihnen, ob Sie mir weiter folgen wollen!«

Der Führer hatte inzwischen eine kleine Taschenlampe entzündet. Die beiden Agenten näherten sich ihm und sahen ein zweites Mal nach ihren Uhren.

»Es wäre offenbar klüger, bis morgen hier zu warten!« sagten sie gleichzeitig.

»Weshalb?« erwiderte Kin-Fo. »Lao-Shen ist morgen oder übermorgen nicht minder gefährlich als heute. Also vorwärts.«

»Vorwärts!« wiederholten Craig-Fry.

Der Führer hatte die letzten Worte gehört. Mehrmals schon, wenn die beiden Agenten Kin-Fo zu bewegen suchten, nicht weiterzuziehen, nahm sein Gesicht den Ausdruck der Unzufriedenheit an. Als sie jetzt wiederum darauf zurückkamen, schien seine Geduld fast am Ende.

Kin-Fo war das zwar nicht entgangen, doch vermochte nichts seinen einmal gefaßten Beschluß zu erschüttern. Höchst erstaunt war er aber doch, als der Führer, während er ihm beim Aufsteigen half, sich zu seinem Ohr neigte und ihm die Worte zuflüsterte.

»Hüten Sie sich vor jenen beiden Männern!«

Hatte im Geist des Klienten Craig-Frys ein Samenkorn des Mißtrauens Wurzel geschlagen? Vermochten jene unerwarteten und unerklärlichen Worte des Führers in ihm die Erinnerung an die von den beiden Agenten stets bewiesene Ergebenheit zu verlöschen? Nein, gewiß nicht! Und doch fragte Kin-Fo sich, warum Craig-Fry ihm wohl geraten haben mochten, seinen Besuch im Lager des Taiping zu verschieben oder auch gänzlich aufzugeben. Waren sie denn nicht so plötzlich von Peking abgereist, nur um jenen aufzusuchen? Lag es nicht auf jeden Fall im Interesse der beiden Agenten der »Hundertjährigen«, ihn im Besitz seines albern

und ihn stets gefährdenden Briefs zu wissen? Er verstand also ihre Bitte auf keine Weise.

Kin-Fo verbarg die Gefühle, die in ihm aufstiegen. Er nahm seinen Platz dicht hinter dem Führer wieder ein. Craig-Fry folgten ihm und so zogen alle zwei gute Stunden dahin.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als der Führer, stehenbleibend, nach einer langen, dunklen Linie im Norden hinwies, die sich nur undeutlich von dem etwas helleren Himmel abhob. Dahinter strebten einige Hügel empor, deren Gipfel das Licht des noch unter dem Horizont verborgenen Mondes versilberte.

»Die Große Mauer!« sagte der Führer.

»Können wir noch diese Nacht durch sie gelangen?« fragte Kin-Fo.

»Wenn Sie es mit aller Gewalt wollen, ja!«

»Ich will es!«

Die Kamele hielten an.

»Ich will nach einem Durchgang sehen«, sagte da der Führer. »Erwarten Sie mich hier!«

Er entfernte sich.

Da traten Craig und Fry zu Kin-Fo heran.

»Mein Herr!« begann Craig.

»Mein Herr!« sagte auch Fry.

Beide fügten dann in einem Ton hinzu:

»Waren Sie, während der 2 Monate, seit der ehrenernte Mr. William J. Bidulph uns Ihnen zur Seite gab, mit den Ihnen geleisteten Diensten zufrieden?«

»Vollkommen!«

»Würden Sie auch die Freundlichkeit haben, dieses kleine Papier zu unterzeichnen, um zu bezeugen, daß Sie keine Ursache hatten, über Vernachlässigung zu klagen?«

»Dieses Papier?« erwiderte Kin-Fo erstaunt über den Anblick eines aus dem Notizbuch Craigs gerissenen Blattes, das ihm der Genannte vorhielt.

»Ja, das Zeugnis von Ihnen«, fügte Fry hinzu, »wird uns zur Empfehlung beim Direktor der Gesellschaft dienen.«

»Und vielleicht – eine Extraprämie einbringen.«

»Hier, mein Rücken kann Ihnen als Pult dienen«, sagte Fry, sich niederbeugend.

»Und hier ist die nötige Tinte, um uns diesen schriftlichen Beweis ihrer Anerkennung geben zu können!« fügte Craig hinzu.

Kin Fo fing an zu lachen und unterschrieb das Gewünschte.

»Doch warum das Ganze«, fragte er; »an diesem Ort und zu dieser Stunde?«

»An diesem Ort«, erklärte ihm Fry, »weil wir nicht die Absicht haben, Sie noch weiter zu begleiten.«

»Und zu dieser Stunde«, erklärte Craig, »weil es binnen weniger Minuten Mitternacht sein wird.«

»Was geht Sie die Stunde an?«

»Mein Herr«, ergriff da Craig das Wort, »das Interesse unserer Gesellschaft für Lebensversicherung bezüglich Ihrer werten Person ...«

»Erlischt binnen weniger Augenblicke ...«, fuhr Fry fort.

»Und Sie können sich nun selbst umbringen ...«

»Oder sich umbringen lassen ...«

»Wann und wo es Ihnen beliebt!«

Kin-Fo sah verwundert die beiden Agenten an, die ihm das mit dem liebenswürdigsten Ton sagten. Da stieg der Mond über den östlichen Horizont herauf und traf sie mit seinen ersten Strahlen.

»Ah, der Mond!« rief Fry.

»Und heute ist der 30. Juni!« sagte Craig.

»Er geht um Mitternacht auf ...«

»Und da ihre Police nicht erneuert ist ...«

»Haben Sie aufgehört, der Klient der ›Hundertjährigen‹ zu sein ...«

»Gute Nacht, Herr Kin-Fo!« rief Craig.

»Herr Kin-Fo, gute Nacht!« wünschte ihm Fry.

Die beiden Agenten wendeten ihre Kamele um und schwanden bald ihrem verdutzten Klienten aus dem Gesicht.

Kaum waren die Tritte der Kamele, welche die beiden Amerikaner hinwegtrugen, unhörbar geworden, als sich eine von dem Führer befehligte Anzahl Männer auf Kin-Fo, der sich vergeblich zu verteidigen, und auf Soun stürzte, der vergeblich zu entfliehen suchte.

Einige Minuten später sahen sich Herr und Diener in den unteren Raum einer verlassenen Bastion der Großen Mauer eingesperrt, dessen Tür sorgfältig hinter ihnen geschlossen wurde.

22. KAPITEL

DAS DER LESER HÄTTE SELBST SCHREIBEN KÖNNEN, DA
ES IN KAUM UNERWARTETER WEISE ENDET

Die Große Mauer – ein chinesischer Windschirm von 400 Meilen Länge – erbaut vom Kaiser Tisi-Chi-Huang-Ti im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, erstreckt sich vom Golf Leao-Tong, in den sie ihre beiden Wände eintaucht, bis nach Kan-Su, wo sie in der Größe und Stärke einer gewöhnlichen Steinwand ausläuft. Sie besteht aus einer ununterbrochenen Folge eines doppelwandigen Walls mit Bastionen und Türmen, in der Höhe von 50 und der Breite von 20 Fuß, dessen Grund aus Granit, die Außenbekleidung aus Ziegelsteinen hergestellt ist und der sich streng dem Profil der verschiedensten Berge anschließt, welche die Grenze zwischen dem eigentlichen China und der Mongolei und Mandschurei bilden.

Nach der Seite des Himmlischen Reichs hin befindet sich die Mauer in sehr vernachlässigtem Zustand; nach der Mandschurei hin bietet sie noch einen tröstlichen Anblick und ist sogar fast durchgängig noch von steinernen Zinnen bekrönt.

An Verteidigungstruppen für diese lange Befestigung oder an Kanonen darauf darf man freilich nicht denken. Russen, Tataren, Kirgisen, schreiten durch deren Toröffnungen ebenso ungehindert wie die Söhne des Himmlischen Reichs. Der Windschirm schützt eben die Nordgrenze des Kaisertums nicht mehr, nicht einmal gegen den feinen mongolischen Staub, den der Nordwind nicht selten bis zur Hauptstadt selbst hinführt.

Durch das Ausfallstor einer jener verlassen Bastionen sollten Kin-Fo und Soun nach einer auf Strohlager erbärmlich verbrachten Nacht am nächsten Tag weiterziehen unter Bedeckung von etwa einem Dutzend Männern, die offenbar Lao-Shens Bande angehörten.

Der bisherige Führer hatte sich aus dem Staub gemacht. Kin-Fo konnte sich indes jetzt auf keinen Fall mehr täuschen. Auf diesen Weg leitete ihn jener Verräter gewiß nicht aus reinem Zufall; er hatte den Ex-Klienten der »Hundertjährigen« seinerzeit sicherlich schon erwartet. Die Weigerung, auch über die Große Mauer hinaus mitzugehen, sollte wahrscheinlich nur jeden etwaigen Verdacht von ihm nehmen. Der Spitzbube war ohne Zweifel nur ein Geselle des Taiping, in dessen Namen und Auftrag er handelte.

Kin-Fos Frage an einen der Männer, der die Eskorte zu leiten schien, erhob ihm diese Annahme zur Gewißheit.

»Sie führen mich jedenfalls nach dem Lager Lao-Shens, Ihres Anführers?« wandte er sich an jenen.

»Vor Ablauf einer Stunde werden wir dort eintreffen!« bestätigte der Mann.

Nun, und wen suchte der Schüler Wangs denn zu finden? Nur den Beauftragten des Philosophen. Jetzt führte man ihn ja seinem Ziel entgegen. Ob er freiwillig oder gezwungen dahin gelangte, konnte ihm schließlich gleichgültig sein. Das Jammern und Klagen darüber überließ er Soun, dem die Zähne klapperten und dem der Kopf zwischen den Schultern nicht mehr festzusitzen schien.

Kin-Fo bewahrte seinen ganzen Gleichmut und ließ sich willig führen. Endlich sollte er ja dazu gelangen, mit Lao-Shen wegen des Rückkaufs seines Briefs zu verhandeln. Das wünschte er ja. Was hätte er zu klagen gehabt?

Von der Großen Mauer aus folgte die kleine Truppe nicht der Hauptverkehrsstraße der Mongolei, sondern bog auf steile, gewundene Fußstege ein, die sich in den rechten, bergigeren Teil der Provinz hineinschlängelten. Eine Stunde lang zog man, so gut das Terrain es zuließ, raschen Schritts dahin. Kin-Fo und Soun gingen unter strenger Bewachung in der Mitte, so daß sie nicht hätten fliehen können, woran sie übrigens auch gar nicht dachten.

Nach anderthalb Stunden bekamen Wächter und Gefangene, als sie um einen Bergabhang bogen, ein halbverfallenes Bauwerk zu Gesicht.

Es war eine alte, auf einem Berggipfel errichtete Bonzerie, ein merkwürdiges Denkmal buddhistischer Architektur. Wohl durfte man sich freilich die Frage stellen, welche Art von Gläubigen es wagten, diesen Tempel in der Einöde zu besuchen. Vielmehr sah es aus, als ob jeder, der sich hierher verirrte, in dem unterbrochenen, zu Fallen und Hinterhalten höchst günstigen Terrain sein Leben aufs Spiel setzte.

Dagegen mußte zugegeben werden, daß der Taiping Lao-Shen, wenn er seinen Schlupfwinkel in diese wilde Gegend verlegte, eine sehr zweckentsprechende Wahl getroffen hatte.

Auf eine Anfrage Kin-Fos bestätigte der Führer der Eskorte, daß Lao-Shen wirklich in jener Bonzerie hauste.

»Ich wünschte ihn sofort zu sehen«, sagte Kin-Fo.

»Ja, ja, sofort!« antwortete der Mann.

Nachdem man Kin-Fo und Soun vorsorglich alle Waffen abgenommen hatte, wurden sie in einen geräumigen Vorraum, das Atrium des Tempels, geführt. Hier standen etwa zwanzig bewaffnete Männer im male-rischen Kostüm der Straßenräuber, deren wilder Gesichtsausdruck nichts Gutes versprach.

Kin-Fo schritt beherzt durch die Doppelreihe der Taiping hin. Soun freilich mußte vorwärtsgedrängt und

gestoßen werden, womit er auch nicht verschont wurde.

Vom Hintergrund dieses Vorraums aus durchbrach die dicke Umfassungsmauer eine Treppe, deren Stufen weit durch das Bergesinnere hinführten.

Offenbar befand sich also eine Krypta unter dem Hauptgebäude der Bonzerie, nach dem man nur sehr schwierig, oder ohne nähere Kenntnis der unterirdischen Irrgänge vielleicht gar nicht vordringen konnte.

Etwa 30 Stufen führte jene Treppe nach unten, dann ging es gegen 100 Schritte geradeaus, wobei mehrere Leute von der Eskorte mit rauchenden Fackeln leuchteten, und hierauf betraten die beiden Gefangenen einen weiten, ebenfalls von Fackellicht mäßig erleuchteten Saal.

Es war eine Höhle. Dicke Pfeiler, geschmückt mit grinsenden Köpfen von Ungeheuern, die der grotesken Fauna der chinesischen Mythologie angehörten, trugen die gedrückte Deckenwölbung, deren Rippen in mächtigen Schlußsteinen zusammenliefen.

In dem unterirdischen Raum erhob sich ein dumpfes Gemurmel beim Eintritt der beiden Fremdlinge. Der Saal war nämlich keineswegs leer; ihn füllte eine Menge Menschen bis in die dunkelsten Tiefen. Hier hatte sich die ganze Bande des Taiping wie zu einer verdächtigen Feierlichkeit versammelt.

Im Grunde der Höhle stand ein großer kräftiger Mann auf einer steinernen Estrade, der etwa dem Präsidenten eines geheimen Gerichts glich. Einige seiner Leute, die sich ebenso unbeweglich hielten wie er, schienen die Stelle von Beisitzern zu vertreten.

Jener Mann gab ein Zeichen mit der Hand. Sofort zerteilte sich die Menge und ließ die beiden Gefangenen passieren.

»Da ist Lao-Shen!« sagte der Führer der Eskorte, auf die stehende Person weisend.

Kin-Fo schritt auf den Bezeichneten zu und ging ohne Vorrede auf den Zweck seines Erscheinens ein, entschlossen, seiner ungewissen Lage auf eine oder die andere Weise ein Ende zu machen.

»Lao-Shen«, begann er, »Du bist im Besitz eines Dir von Wang, Deinem alten Kriegskameraden, überlassenen Briefs von mir. Er ist jetzt gegenstandslos geworden und ich ersuche Dich, mir ihn zurückzugeben!«

Auf diese laut und vernehmbar gesprochenen Worte bewegte der Taiping nicht einmal den Kopf. Man hätte ihn für eine Bronzestatue halten können.

»Was verlangst Du für die Auslieferung jenes Briefs?« fuhr Kin-Fo nach kurzer Pause fort.

Er wartete vergeblich auf eine Antwort.

»Lao-Shen«, ergriff Kin-Fo nochmals das Wort, »ich erbiete mich, Dir auf jeden beliebigen Bankier und in welcher Stadt du willst, eine Anweisung zu geben, die

ohne Umstände bezahlt werden wird, ohne daß Deinem Vertrauensmann, den Du etwa zur Erhebung des Geldes sendest, ein Haar gekrümmt werden kann!«

Dasselbe eisige Schweigen des Taiping, ein Schweigen von wenig guter Vorbedeutung.

Kin-Fo betonte nun seine Worte noch mehr.

»Auf welche Summe wünschst Du eine solche Anweisung ausgestellt? Ich biete Dir 5000 Taëls (4800 Mark)?«

Keine Antwort.

»10.000 Taëls?«

Lao-Shen und seine Umgebung blieben ebenso stumm wie die Steinfiguren dieser merkwürdigen Bonzerie.

Jetzt wurde Kin-Fo etwas ungeduldig. Sein Angebot verdiente doch wohl irgendeine Antwort.

»Hörst oder verstehst Du mich nicht?« sagte er zu dem Taiping.

Lao-Shen neigte den Kopf ein wenig, als Zeichen, daß er ihn vollkommen verstände.

»20.000 Taëls! 30.000 Taëls!« rief Kin-Fo dringender. »Ich biete Dir ebensoviel, wie Dir die ›Hundertjährige‹ früher für meinen Tod bezahlt hätte. Das Doppelte! Das Dreifache! So sprich doch! Bist Du damit zufrieden?«

Kin-Fo, den das hartnäckige Schweigen seines Gegners ganz außer sich brachte, trat mit gekreuzten Armen der Gruppe noch näher.

»Um welchen Preis willst Du mir den Brief zurückverkaufen?«

»Um gar keinen Preis«, ließ sich endlich der Tai-ping vernehmen. »Du hast durch Verachtung des Dir gegönnten Lebens Buddha beleidigt und der Gott will seine Rache haben. Erst im Angesicht des Todes wirst du den Wert des von Dir so lange mißachteten Lebens wirklich schätzen lernen!«

Nach diesen, mit einer solchen Bestimmtheit, daß sie jeden Widerspruch ausschlossen, gesprochenen Worten, gab Lao-Shen wiederum ein Zeichen. Bevor Kin-Fo nur an Abwehr denken konnte, wurde er gefesselt und fortgeschleppt. Bald darauf sah er sich in einen hermetisch verschlossenen, etwa einer Sänfte ähnlichen Käfig eingesperrt.

Den unglücklichen Soun traf, trotz seines Heulens und Wehklagens, dieselbe Behandlung.

»Jetzt geht's zum Tod«, dachte Kin-Fo. »Nun, meinetwegen. Wer das Leben verachtete, verdient ja zu sterben!«

So unvermeidlich ihm indes sein Schicksal auch erschien, so überzeugte er sich doch bald, daß sein Ende noch nicht unmittelbar bevorstand, nur konnte er nicht erraten, welche entsetzliche Todesstrafe der wilde Tai-ping sich für ihn ausgedacht haben mochte.

So verstrichen zwei Stunden voller Angst. Da fühlte Kin-Fo, daß sein Kerker aufgehoben und auf irgendein Gefährt gesetzt wurde. Die Unebenheiten des Weges, das Getrappel von Pferden und das Klirren der Waffen der Eskorte ließen ihm darüber keinen Zweifel. Man

schaffte ihn fort. Wohin – war und blieb für ihn ein Geheimnis!

Nach etwa 7- bis 8stündiger Fahrt bemerkte Kin-Fo, daß der Wagen anhielt und der Kasten, in dem er eingeschlossen saß, wieder abgehoben wurde. Nun trat eine sanftere Fortbewegung an die Stelle des Fahrens auf dem Land.

»Befinde ich mich etwa auf einem Schiff?« fragte er sich.

Ein deutliches Rollen und Stampfen und das von den Umdrehungen einer archimedischen Schraube herrührende Erzittern unter seinen Füßen bestätigte diese Mutmaßung.

»Der Tod in den Fluten!« dachte er. »Sei's darum! Das erspart mir manche schlimmere Qualen. Ich danke Dir, Lao-Shen!«

Wiederum verstrichen 2 mal 24 Stunden. Zweimal täglich wurde durch eine kleine Schiebetür etwas Nahrung in seinen Kerker befördert, ohne daß er die Hand sehen konnte, die sie brachte, oder auf seine Fragen nur eine Silbe Antwort erhalten konnte.

Nun, Kin-Fo hatte ja, bevor er sich entschloß, seinem behäbigen, sorgenlosen Leben ein Ende zu machen, vergeblich nach Aufregung gesucht. Es war ja sein Wunsch gewesen, wenigstens einmal das stürmische Klopfen seines Herzens zu fühlen, ehe es für immer stillstand. Jetzt erfüllte sich, was er ersehnt, und vielleicht mehr als ihm lieb war.

Denn wenn es sein Leben kosten sollte, so wollte er doch wenigstens im Licht des Tages sterben. Der Gedanke, daß dieser Käfig jeden Augenblick ins Wasser gesenkt werden könnte, quälte ihn entsetzlich. Zu sterben, ohne noch ein einziges Mal die Sonne und die arme Le-U, deren Bild seinem Geist vorschwebte, gesehen zu haben, das war zu viel!

Endlich, nach Ablauf eines längeren Zeitraums, den er nicht näher abzuschätzen vermochte, schien die lange Wasserfahrt plötzlich beendet zu sein. Das Zittern der Schraube hörte auf. Das Schiff, das sein Gefängnis trug, hielt an. Kin-Fo fühlte, wie der Käfig nochmals aufgehoben wurde.

Jetzt schien das letzte Stündlein gekommen und der Verurteilte flehte herzlich um Vergebung für seine Irrtümer und Fehler.

Einige Minuten schlichen dahin – für ihn Jahre, Jahrhunderte!

Da wurde Kin-Fo zum höchsten Erstaunen gewahr, daß sein Kerker wieder auf festem Grund und Boden stand.

Plötzlich öffnete sich sein Gefängnis. Kräftige Arme packten ihn, man schnürte ihm eine Binde um die Augen und schleppte ihn unsanft nach außen. Erst mußte er eine Strecke weit gehen, dann zwangen ihn seine Wächter stehenzubleiben.

»Wenn ich denn sterben soll«, rief er, »so fällt es mir nicht ein, um mein Leben zu betteln, das ich nicht zu

benutzen verstand; aber gewährt mir wenigstens das eine, als Mann dem Tod frei ins Gesicht zu schauen!«

»Zugestanden!« antwortete da eine ernste Stimme.

»Es geschehe, wie der Verurteilte es wünscht!«

Schnell fiel die Binde von seinen Augen.

Kin-Fo ließ den Blick im Kreis schweifen . . .

Täuschte ihn das Bild eines Traums? Da stand eine reich gedeckte Tafel, an der ihn seine fünf Gefährten aus Kanton nur zu erwarten schienen, um die Mahlzeit zu beginnen. Zwei Plätze standen noch für Gäste leer.

»Wie, Ihr? Meine Freunde! Meine liebsten Freunde! Sehe ich Euch wirklich?« rief Kin-Fo in gar nicht wiederzugebendem Ton.

Nein, er täuschte sich nicht! Da war Wang der Philosoph! Da standen Yin-Pang, Hual, Pao-Shen und Tim, seine Kantoner Freunde, dieselben, die er vor 2 Monaten auf dem Blumenschiff des Perlenstroms bewirtet, die Zeugen seines Abschieds aus dem Junggesellenstand!

Kin-Fo wollte kaum seinen Augen trauen. Er befand sich zu Hause, im Speisezimmer seines Yamens in Shanghai.

»Wenn du es bist«, begann er, sich an Wang wendend, »wenn es nicht dein Schatten ist, der vor mir steht, dann sag mir . . .«

»Ich bin es selbst, mein Freund, «antwortete der Philosoph. »Wirst du deinem alten Lehrer diese letzte, etwas harte Lektion der praktischen Lebensweisheit, die er dir zuteil werden ließ, verzeihen können?«

»Wie!« rief Kin-Fo, »das wäre dein Werk, Wang?«

»Gewiß«, erklärte Wang, »ich hatte es übernommen, deinem Leben ein Ende zu machen, damit du keinen anderen damit beauftragen solltest. Ich, der ich eher als du selbst es wußte, daß dein Vermögen nicht verloren war und die Stunde kommen würde, wo du deinen schnellen Entschluß bereutest. Mein alter Genosse Lao-Shen, der sich eben unterworfen hat, um künftig eine verlässliche Stütze des Reichs zu sein, bot mir seine Mithilfe an, um dich den Wert des Lebens kennen zu lehren. Wenn ich dich der schrecklichsten Angst als Beute überließ und, schlimmer noch, dich, so sehr mein Herz dabei blutete, in Lagen trieb, die kaum ein Mensch wieder aushalten möchte, so geschah es, weil ich wußte, daß du dir das entbehrte Glück erjagtest, daß du es später desto süßer schmecken würdest!«

Kin Fo stürzte in die Arme Wangs, der ihn warm ans Herz drückte.

»Mein armer Wang«, sagte darauf Kin-Fo sehr bewegt, »wenn ich nur allein von einer Stelle zur anderen gejagt wäre! Doch was hab' ich auch dir dabei angetan! Wie habe ich dich verfolgt und gar zu einem Sturzbad von der Palikao-Brücke herab genötigt!«

»O«, erwiderte Wang lachend, »das hat mir für meine 55 Jahre recht gut getan. Ich war zwar sehr warm und das Wasser gehörig kalt. Doch was soll's, ich bin ja davongekommen; man läuft und schwimmt nie besser als im Interesse anderer!«

»Im Interesse anderer!« wiederholte Kin-Fo fast feierlich. »Ja, man muß für andere alles zu tun imstande sein. Darin liegt das Geheimnis des Glücks!«

Da trat Soun ein, bleich wie ein Mensch, dem die Seekrankheit 48 qualvolle Stunden lang schonungslos mitgespielt hat. So wie sein Herr war auch der Diener von Fu-Ning nach Shanghai zurückbefördert worden. Was er dabei gelitten, konnte man in seinen Zügen lesen.

Nachdem Kin-Fo sich der stürmischen Umarmung Wangs entzogen hatte, drückte er seinen Freunden die Hände.

»Wahrhaftig«, sagte er, »so wie jetzt ist es doch besser. Ich bin ein Tor gewesen . . . «

»Doch du kannst noch weise werden!« warf der Philosoph ein.

»Ich will's versuchen«, antwortete Kin-Fo, »und mit dem Bestreben, meine Angelegenheiten zu regeln, den Anfang machen. Es läuft von mir in der Welt ein kleines Papier herum, das mir so viele Leiden verursacht hat, daß ich es nicht unbeachtet lassen kann. Was ist aus dem vermaledeiten Briefchen geworden, das ich dir übergab, lieber Wang? Hast du es wirklich aus den

Händen gelassen? Es wäre mir wahrhaftig lieb, es wiederzusehen, denn wenn es nun dennoch an den Unrechten käme . . . Ist Lao-Shen noch immer dessen Besitzer, so kann er, der die näheren Umstände kennt, doch unmöglich auf den Papierfetzen noch irgendwelchen Wert legen, und es würde mir sehr unlieb sein, wenn es in andere – weniger rücksichtsvolle – Hände fiel!«

Da schlugen alle ein lautes Gelächter auf.

»Meine Freunde«, ergriff Wang das Wort, »unser Kin-Fo hat von seinen Abenteuern doch den einen Nutzen mit heimgebracht, ein Mann geworden zu sein, der nicht mehr so gleichgültig und teilnahmslos in die Welt hineinschaut wie früher, sondern sich um seine Angelegenheiten kümmert.«

»Das bringt mir aber«, bemerkte Kin-Fo, »meinen Brief, meinen albernen Brief, noch immer nicht wieder. Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich nicht eher Ruhe haben werde, als bis er verbrannt und seine Asche in alle Winde verstreut ist!«

»Du bestehst also auf der Wiedererlangung deines Briefs?«, fragte Wang.

»Gewiß«, antwortete Kin-Fo. »Solltest du grausam genug sein, ihn als Sicherstellung gegen einen etwaigen Rückfall in meine alten Torheiten behalten zu wollen?«

»O nein.«

»Nun, so . . .«

»Ja, lieber Freund und Schüler, der Erfüllung deines Wunsches steht leider ein Hindernis entgegen, an dem ich nicht die Schuld trage. Weder ich habe deinen Brief, noch Lao-Shen . . .«

»Ihr habt ihn nicht mehr?«

»Nein.«

»So habt Ihr ihn vernichtet?«

»Nein, das auch nicht.«

»Ihr wart etwa gar so unvorsichtig, ihn fremden Händen anzuvertrauen?«

»Ja freilich.«

»Wem? Wem?« forschte Kin-Fo, dessen Geduld zu Ende ging, dringender. »Sag mir, wem?«

»Einer Person, die ihn nur dir selbst wiedergeben will!«

Da erschien die lebenswürdige Le-U, die hinter einem Schirm verborgen dieser ganzen Szene mit beige-wohnt hatte, den berüchtigten Brief in den Fingerspitzen haltend, während sie ihn fast herausfordernd hin und her bewegte.

Kin-Fo eilte mit offenen Armen auf sie zu.

»Halt, ein wenig Geduld!« rief die hübsche junge Frau, indem sie Miene machte, wieder hinter den Schirm zurückzuschlüpfen. »Mein sehr weiser Herr Gemahl – erst die Geschäfte!«

Darauf hielt sie ihm das Schreiben unter die Augen.

»Erkennt das mein kleiner jüngerer Bruder wieder?«

»Ob ich es erkenne!« rief Kin-Fo. »Wer anders als ich hätte einen so dummen Brief schreiben können?«

»Nun, vor allem also«, sagte Le-U, »und wie du so lebhaft wünscht, zerreiße, verbrenne, vernichte diese unklugen Zeilen. Möge dabei auch von dem Kin-Fo, der sie dereinst schrieb, nichts mehr übrigbleiben!«

»Gern, gern!« erwiderte Kin-Fo und hielt das leichte Papier in die Flamme. »Doch nun, mein süßes Herz, laß dich von dem Verlobten umarmen und dich bitten, an dieser glücklichen Tafelrunde teilzunehmen. Ich denke, einer guten Mahlzeit alle Ehre anzutun.«

»Und wir auch«, stimmten die fünf Gäste ein. »Glücklichsein macht hungrig!«

Wenige Tage später wurde nach Aufhebung des kaiserlichen Verbots die Hochzeit gefeiert.

Die beiden Gatten liebten sich herzlich, jetzt und immerdar. Tausend und zehntausend Glückseligkeiten bot ihnen die Zukunft!

Ja, man muß nach China gehen, um so etwas zu erleben!